Thomassen

Bibel und Natur.

Allgemein verständliche Studien

über

die Lehren der Bibel

vom Standpunkte der heutigen Naturwissenschaft

und Geschichte

von

Dr. J. H. Thomassen.

Dritte vollständig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Cöln und Leipzig.

Eduard Heinrich Mayer.

1878.

Bibel und Natur.

Bibel und Natur.

Allgemein verständliche Studien

über

die Lehren der Bibel

vom Standpunkte der heutigen Naturwissenschaft

und Geschichte

von

Dr. J. H. Thomassen.

„Ich fordere alle auf, mit denen ich jemals in nähere Berührung gekommen bin, ob ich über irgend etwas gespottet habe, was einem Andern ehrwürdig und heilig war."

Seume.

Dritte vollständig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Cöln und Leipzig

Eduard Heinrich Mayer.

1878.

Aus der Vorrede zur ersten Auflage.

In einer Zeit, in welcher, dem Geiste des Jahrhunderts zum Trotz, der Clerus beabsichtigt, auf einem zu Rom abzuhaltenden Concil, der modernen Wissenschaft Gesetze zu geben, dem Forschen Gränzen zu ziehen, erscheint es geboten, dem gebildeten Publikum in einer durchaus parteilosen, ruhigen und klaren Darstellung zu zeigen, wie die Fundamente, von welchen die Theologen bei ihren Schlüssen ausgehen, vor dem Richtstuhle der heutigen Wissenschaft bestehen.

Vorzugsweise sind es Gründe und Beweise der Naturwissenschaften, welche in gegenwärtigem Buche den Legenden der Bibel gegenübergestellt werden; nicht an das leicht erregbare Gemüth, sondern an den logisch urtheilenden Verstand des Lesers wendet sich der Verfasser. Daher würde es auch durchaus nicht zutreffen, wenn man ihm den so häufig gehörten Vorwurf machen wollte, daß er mit seinen Ergebnissen dem denkenden Menschen „sein Eins und sein Alles“ nehme, ohne Ersatz dafür zu gewähren; daß die Naturwissenschaften an Stelle der weggenommenen „Religion“ nur trostlose Leere übrig ließen. Solche Vorwürfe sind ganz und gar unbegründet. Die Naturwissenschaften nehmen dem Menschen nur seinen Wahn, sie rauben ihm bloß jene Phantasiegebilde, welche man ihm bald in drohender, bald in lockender Gestalt vorgehalten hat. Die Forschung der Gegenwart räumt nur den alten Formelkram fort, unter dem die wahre Religion begraben worden ist. Religion in der wahren Bedeutung des Wortes, als die Erkenntniß alles dem Menschen Heiligen, kann gegenwärtig nicht mehr in einem starren Festhalten an altüberkommenen Mythen und Symbolen bestehen; nur wo der Verstand mitspricht, nicht wo er grundsätzlich vor

die Thüre gesetzt wird, kann wirkliche Religiosität dauernd und fruchtbringend Fuß fassen. Mitwirken an der sittlichen Vervollkommung des Menschengeschlechtes, an der Herrschaft der Intelligenz, das ist es, was einen religiösen Menschen charakterisirt; und um in diesem Sinne voranzuschreiten, müssen die Widersprüche eines verknöcherten Bibelglaubens über Bord geworfen werden.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Der unerwartete große Beifall, welchen das gegenwärtige Buch sofort bei seinem Erscheinen gefunden hat, ist dem Verfasser als der beste Beweis erschienen, daß seine Bemühungen zur Feststellung der Wahrheit, keine vergeblichen gewesen, daß seine Schrift einem in allen Schichten der selbstdenkenden Welt gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen. Freilich hat es auch an Angriffen auf das Werk nicht gefehlt; allein da dieses in allen seinen Behauptungen auf dem Boden der wirklichen, greifbaren, nicht eingebildeten Thatsachen wie auf einen Felsen gegründet steht, so befindet sich der Verfasser in der glücklichen Lage, dieser machtlosen Angriffe spotten zu können. Thatsachen und Zahlen sind Factoren, mit denen gerechnet werden muß und die sich nicht durch schöne, aber inhaltsleere Phrasen wegdisputiren lassen. Es thut dem Verfasser wirklich leid, daß er in seinen vorliegenden Studien nicht auf die Existenz eines recht comfortabel eingerichteten Himmels gekommen ist, auf welchen man alle armen Teufel im irdischen Jammerthale vertrösten kann, wie die Kinder auf den Christbaum. Es thut dem Autor, wie gesagt, herzlich leid, daß die Wissenschaft zu solchen Resultaten nicht kommt; denn unangenehm ist eine solche Aussicht an und für sich ganz und gar nicht. Indessen, die allerschönsten Träume sind deshalb noch immer keine Wirklichkeit. Man muß die Sachen nehmen, wie sie nun einmal sind. Die Bibel z. B. ist voller Poesie; aber was läßt sich damit anfangen? Wahre, wirkliche Prosa scheint doch für ein Geschichtsbuch besser am

Platze. Wie poetisch ist z. B. der Auszug der Kinder Israels aus Aegypten geschildert! Und die Prosa, die Wirklichkeit? Tacitus und Justinus haben hierüber Nachricht gegeben. Bei ihnen können wir lesen, daß der ägyptische Herrscher das eingeschlichene, unflätige, mit schmutzigen Krankheiten, welche Ansteckung drohten, behaftete Judenvolk nicht länger im reinen Aegypten dulden wollte, also sie in Schiffe verladen und auf der arabischen Küste des rothen Meeres abwerfen ließ. Daß ihnen ein Detachement Soldaten nachgeschickt wurde, ist richtig, aber nicht um die pretiösen Kerle, die man ja exportirte, zurückzubringen, sondern um ihnen abzunehmen, was sie gestohlen hatten; gestohlen nämlich hatten sie goldene Gefäße aus den Tempeln; wer würde auch solchem Gesindel etwas borgen! Diese Erzählung ist gewiß, wie Schopenhauer hervorhebt, die historische Grundlage der poetischen Darstellung in der Bibel.

Wie in diesem Beispiele, so geht es fast überall. Kommt man den Behauptungen auf den Grund, so ergibt sich meist ihre Unhaltbarkeit. Dieses kritische Verfahren, welches der Verfasser in seinem Buche überall beobachtet hat, mag den Gegnern seiner Anschauungen unangenehm sein; er kann ihnen aber nur sagen: „Meine Herren, widerlegen Sie mich gefälligst und wenn Sie das mit Gründen können, so werde ich Ihnen beipflichten u. s. w." Bis jetzt hat natürlich eine solche Widerlegung noch nicht stattfinden können; ob es zukünftig der Fall sein wird, das zu entscheiden, mag den Propheten und Hellsehern anheimgestellt werden; vor der Hand ist es wenig wahrscheinlich.

Größere Veränderungen hat diese zweite Auflage nicht erlitten; nur in den wissenschaftlichen Anmerkungen ist Verschiedenes spezieller begründet resp. ausführlicher dargelegt worden. Im Uebrigen verweist der Verfasser auf sein Buch „System und Geschichte der Natur", das gewissermaßen ein Supplement zu gegenwärtiger Schrift bildet.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die gegenwärtige dritte Auflage seines Buches hat der Verfasser einer vollständigen Ueberarbeitung unterzogen. Eine Menge neuer Thatsachen ist dem Werke einverleibt worden und wurde dabei vorzugsweise das geschichtliche und culturhistorische Moment ins Auge gefaßt. Die Beweise für die Unzulässigkeit aller theologischen Interpretationen der Bibel haben sich auf diese Weise ansehnlich vermehrt. Für Viele bedarf es derselben nicht, für noch Mehrere aber kann man in dieser Beziehung nicht genug thun. Die ehrlichen unter den Theologen werden ausrufen: Was bleibt aber nun übrig? Ihnen antworte ich mit Kant: „Nach Vereitelung aller ehrsüchtigen Absichten einer über die Gränzen aller Erfahrung hinaus herumschweifenden Vernunft, bleibt noch genug übrig, daß wir damit in praktischer Absicht zufrieden zu sein Ursache haben.“ Wenn die Philosophie beweist und die Erfahrung es bestätigt, daß wir nicht wissen können, ob es einen Gott und ein zukünftiges Leben gebe, so mag der Einzelne immerhin diejenigen Vorstellungen eines erhabensten Wesens in sich hegen, welche sein Gemüth beansprucht; aber er ist frei von den dogmatischen Beengungen und den drückenden Fesseln jener schreckhaften Gebilde, welche die Theologen predigen, und darf ruhig, im Bewußtsein, seine Pflichten als Mensch erfüllt zu haben, dem Tode entgegengehen. Wer möchte so hohen Gewinn gegen etwas anderes eintauschen! Wer möchte diese Ruhe und diesen Frieden, den nur die Wissenschaft gewähren kann, für die trübseligen Lehren irgend eines Theologen hingeben! Nur Wahnvorstellungen nimmt die Wissenschaft hinweg und träufelt Balsam der Ruhe und Zufriedenheit in das gequälte Menschenherz.

Inhaltsverzeichniß.

Die Religionen sind wie die Leuchtwürmer: sie bedürfen der Dunkelheit um zu leuchten. Ein gewisser Grad allgemeiner Unwissenheit ist die Bedingung aller Religionen, ist das Element, in welchem allein sie leben können. Sobald hingegen Astronomie, Naturwissenschaft, Geologie, Geschichte, Länder- und Völkerkunde ihr Licht allgemein verbreiten und endlich gar die Philosophie zum Worte kommen darf; da muß jeder auf Wunder und Offenbarung gestützte Glaube untergehn; worauf denn die Philosophie seinen Platz einnimmt.

Schopenhauer.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Ich beginne diese Arbeit ohne die geringste Befangenheit, denn nur die Liebe zur Wahrheit soll mich leiten.

Einerseits stütze ich mich dabei nicht, wie fast alle meine Vorgänger, auf rein philosophische Forschungen und Anschauungen, deren Klarheit gar leicht eine (selbst unvermerkt sich einschleichende) Neigung zu dieser oder jener Seite hin, trüben kann; sondern einzig und allein auf die Resultate der Naturwissenschaften und die Zeugnisse der Culturgeschichte. Andererseits werde ich allenthalben die Gründe und strengen Beweise für meine Behauptungen ausführlich entwickeln, statt wie es bei den Theologen so vielfach Sitte ist, mit allgemeinen Redensarten noch allgemeinere Urtheile zu sprechen.

Auf solche Weise hoffe ich, Schritt vor Schritt auf festem Boden vorangehend, das mir gesteckte Ziel zu erreichen, der machtlosen Angriffe Derer spottend, die das Althergebrachte gut finden, nicht weil es gut, sondern weil es alt ist, und die weit weniger durch Gründe als durch bloße Meinungen beweisen wollen, oft genug ganz entgegengesetzt ihrer wahren Ansicht oder die, wie Berkeley treffend sagt, „erst einen Staub aufwirbeln und dann beklagen, daß sie nicht sehen können.“

Solche Personen denken: „Laßt uns nur lügen und verläumden, es bleibt immerhin etwas davon hängen.“

Um nun den Absichten derartiger Leute von vornherein zu begegnen, läßt sich nichts besseres thun, als möglichst allgemein verständlich zu schreiben, selbst auf die Gefahr hin, von dem spezifisch wissenschaftlichen Publikum, dem die kürzeren Beweise geläufig sind, wegen zu großer Ausführlichkeit getadelt zu werden.

Zweites Kapitel.

Ist es wahr, daß der sogenannte Unglauben nothwendig allgemeines sittliches Verderben mit sich bringt?

Seit Jahrhunderten hat man von manchen Seiten mit Vorliebe und abfertigender Zuversicht behauptet, der sogenannte Unglaube (d. h. der Gegensatz zu dem „wahren" Glauben) bringe nothwendig Sittenverderbniß, geistiges und leibliches Elend mit sich. Diese Behauptung ist um so offener und kühner ausgesprochen worden, je weniger sie durch positive Angaben unterstützt wurde. Die Theologen haben sich stets in Redensarten ergangen und man wird immer bei genauerer Untersuchung finden, daß da, wo ihre Deklamationen am lautesten, ihre Auseinandersetzungen am breitesten und ihre Versprechungen oder Drohungen am größten sind, sie die wenigsten Gründe für sich anführen können. Dies gilt besonders von der Behauptung, daß ein freierer Standpunkt des Volkes in religiösen Dingen, nothwendig den sittlichen Niedergang desselben nach sich ziehen müsse. Aber hat denn das Christenthum der Welt neue, bis dahin unbekannte, sittliche Wahrheiten verkündigt? Finden sich nicht in den apostolischen Schriften manche der schönsten Stellen, die den heidnischen Philosophen entlehnt sind? „Anderen Gutes zu thun, unsere eigenen Wünsche zu ihren Gunsten zu opfern, unsern Nächsten zu lieben, wie

uns selbst, unseren Feinden zu verzeihen, unsere Leidenschaften zu bändigen, unsere Eltern zu ehren, die Obrigkeit zu achten, dies und dergleichen mehr sind die Hauptsätze der Moral; aber sie sind seit Jahrtausenden bekannt und nicht ein Titelchen ist ihnen hinzugefügt worden durch alle Predigten, Homilien und Textbücher, welche Moralisten und Theologen zur Welt gebracht."*) Wohl haben aber umgekehrt die fortschreitende Civilisation, die Wissenschaft und der sich mehr und mehr verbreitende Zweifel an theologischen Behauptungen und Lehren, Vieles, was durchaus unmoralisch war, woran aber die „Gottesgelehrten" niemals Anstoß nahmen, entfernt oder doch herabgedrückt. Wer würde heute alles ausüben wollen, was in den Büchern des alten Testaments als gesetzliche, moralische Vorschrift enthalten ist? Und welcher Staat würde solche Ausübung wohl dulden? Ehe die zunehmende Bildung dem Aberglauben, trotz der energischen Gegenwehr aller Theologen, wenigstens die gesetzliche Sanktion entzog, sind Millionen demselben zum Opfer gefallen, sind alle Bande der Freundschaft und Familie unzählige Male zerrissen worden, ist die wahre Sittlichkeit fortwährend verhöhnt worden, während Dummheit und Bosheit triumphirten. Die allgemeine Neigung teuflische Einwirkungen anzunehmen und sich solchen eingebildeten Versuchungen hinzugeben, ist lediglich an der Hand biblischer Aussprüche und Auslegungen nach und nach während des Mittelalters herrschend geworden. Wie milde man auch vom Standpunkte der Humanität aus, jene geistigen Führer der Menschheit beurtheilen mag, welche den Aberglauben mit biblischen Aussprüchen unterstützten und es schließlich dahin brachten, daß die ganze Natur vollständig durchteufelt erschien, so muß

*) Buckle, Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von A. Ruge. 5. Aufl. I. 1. S. 153.

man doch niemals vergessen, daß es die Theologen gewesen sind, welche, die Bibel in der Hand, die Sittlichkeit der Menge untergruben. „Die Elemente des Betruges durchdrangen sich so innig mit denen der Täuschung, daß es jetzt unmöglich ist, sie zu sondern. Zuweilen maßte sich ein ehrgeiziges Weib, den Gefahren ihrer Rolle trotzend, kühn eine übernatürliche Macht an, und die Stolzesten und Muthigsten beugten sich demüthig vor ihrer Gegenwart. Zuweilen versuchten Ehemänner durch Hexengerichte das Band zu zerschneiden, welches die Kirche für unlösbar erklärt hatte, und eine Menge Frauen haben in Folge dessen auf dem Scheiterhaufen geendet. Bald machte sich ein geschickter Verbrecher die Bestürzung zu Nutze und entkam ungestraft, indem er eine Klage auf Hexerei gegen seinen Angeber richtete. Bald auch wurde ein persönlicher Groll durch die Anklage befriedigt, oder ein wirkliches Verbrechen wurde der Zauberei zugeschrieben."*) Die Jahrbücher der Geschichte zeigen mit unzweifelhafter Gewißheit, daß die allgemeine Sittlichkeit in früheren Zeiten und in den kirchlich gläubigsten Ländern unvergleichlich geringer war, als gegenwärtig. Gerade die, der sogenannten Rechtgläubigkeit anklebende Intolleranz ist es, die jede wahre Sittlichkeit untergräbt. Durch sie wird, wie Buckle hervorhebt, der Betrug eine tägliche Nothdurft, Heuchelei eine Gewohnheit des Lebens, die ganze Haltung des öffentlichen Denkens verdorben und die Masse des Lasters und des Irrthums furchtbar vermehrt. Die Vermehrung des Wohlstandes, die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, sind in dem Maße größer geworden, als Skepticismus und Wissen zunahmen und der blinde Glaube sich

---

*) Lecky, Geschichte der Aufklärung in Europa. Deutsche Ausgabe. I. Bd., S. 48.

verminderte. In eben diesem Maße ist die Zahl der Verbrechen gesunken.

Wenige Beispiele mögen genügen, dies zu beweisen.

Nach den officiellen Berichten wurden im Jahre 1825 vor den Assisenhöfen von Frankreich 5553 Anklagen verhandelt. Dagegen erzählt der berühmte französische Kanzelredner Fléchier*), daß 1665, zu den schönsten Zeiten Ludwig's XIV., in der einzigen französischen Provinz Auvergne über 12,000 Verbrechen aller Art bei dem höchsten Gerichtshofe abgeurtheilt wurden. Der Bischof von Nismes setzt hinzu, daß Ankläger und Zeugen nicht selten weit strafbarer wie der Angeklagte selbst waren.

Im Jahre 1699 ward eine Frau, Namens Tiquet, wegen eines Mordversuchs gegen ihren Mann hingerichtet. Der Beklagenswerthe war edeldenkend genug gewesen, bei dem Könige um Begnadigung seiner Ehehälfte anzuhalten. Ludwig XIV. war in der That bereit, ihr das Leben zu schenken, als der Erzbischof von Paris dem Könige vorstellte, daß den Beichtvätern fortwährend eine Menge von Anschlägen gegen das Leben der Ehegatten eingestanden würden. Daraufhin ward das Urtheil zur allgemeinen Warnung vollzogen.

Man wird gewiß nicht behaupten wollen, daß unter der Regierung des vierzehnten Ludwig die Religion ohne Kraft, die Geistlichkeit ohne Macht und der christliche Unterricht nicht lebendig genug gewesen sei.

Das Vorstehende ist dem Herrn v. Chateaubriand, dem berühmten Verfasser des Génie du Christianisme, entlehnt.**)

---

*) Geb. 1632, gest. 1710.

**) Vergl. Chateaubriand, Mélanges politiques et littéraires. Bruxelles. 1852. Tome II., pag. 94 sowie auch pag. 60 der Vorrede zur zweiten Auflage der Schrift de la liberté de la Presse.

Von allen übrigen Jahrhunderten gilt Aehnliches. Betrachten wir z. B. das Zeitalter der Kreuzzüge. Die Kreuzfahrer waren ohne Zweifel Helden, aber waren sie auch Heilige? Man lese nur die Reden des heiligen Bernhard und man wird sehen, was er seinem Jahrhundert vorwarf.

Bonfini in seiner Beschreibung von Wien, welche Stadt er um 1490 besuchte, sagt: „Tag und Nacht wird in den Straßen wie in einer Schlacht gekämpft, indem bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald diese gegen einander die Waffen erheben. Eine kirchliche Feierlichkeit endigt selten ohne blutige Schlägerei und Mord und Todschlag sind häufig. Schier alle Bürger halten Weinhäuser und Tavernen, in welche sie Zechgeselle und „lichte (leichte) Fräulein" hineinrufen. Das Volk ist ganz dem Leibe geneigt und verprasst am Sonntag, was es die Woche über verdient hat." *)

In J. Geissel's Monographie des Kaiserdoms zu Speyer finden sich viele Andeutungen über die sittlichen Zustände früherer Jahrhunderte, sowohl beim Volke als beim Clerus. Ich will nur ein Beispiel anführen. In den Sendbriefen des Bischofs Ludwig von Helmstädt aus den Jahren 1480—90 heißt es: „In anständiger Kleidung, die Schultern bedeckt, gehe der Geistliche einher; nicht in Schnabelschuhen, gekräuselten Haaren und aufgekremptem Hute; ohne Prunk, bartlos; und vermeide das Tanzhaus, öffentliche Possenreißer und den Fechtboden. Wenn ein Domherr zu Chore geht, so gehe er geräuschlos, unbegleitet von Hunden oder Vögeln, und ein Baret mit Ohren, wie sie eitle Neuerungssucht unter dem Vorwande der Gesundheit ersann, decke dort ebenso wenig wie

*) Scherr, deutsche Kultur- und Sittengeschichte 6. Auflage S. 220, wo man die Fortsetzung des Berichtes von Bonfini lesen kann.

bei der Messe sein Haupt. Karten und Würfel seien fern von des Geistlichen Hand; auch hüte er sich nach Weise der Possenreißer am Büchsenschießen, Ballschlagen und Schleudern oder am Spiele mit Hellebarden und Armbrüsten Theil zu nehmen. Nächtliche Trinkgelage unter Geistlichen sind entehrender Muthwille; Umschwärmen aber und Geschrei um Mitternacht ist schamloser Gräuel; sie sind verpönt unter Strafe des Bannes. Eines geistlichen Bastard soll vom Altare wegbleiben und seinem Vater nicht zur Messe dienen; denn was hat der gottgeweihte Priester mit dem Kinde zu schaffen, auf dessen Geburtsstunde der Fluch liegt? Er treibe es fort aus seinem Hause und führe den Verräther seiner Schande nicht mit sich beim Spaziergange." Aus derartigen Erlassen mag man leichtlich Schlüsse ziehen auf die sittlichen Zustände in jenen gepriesenen, guten, alten Zeiten.

Wollen wir wissen wohin das, was die Theologen Frömmigkeit und Gläubigkeit nennen, führt, so brauchen wir nur einen Blick auf die Zustände Schottlands im siebzehnten Jahrhundert zu werfen. Thomas Buckle hat in dieser Hinsicht ein sehr reiches und auf Originalbelegen ruhendes Material zusammengetragen.*) Durch systematische Verdummung hatte die Geistlichkeit das schottische Volk auf eine Stufe der geistigen Unfähigkeit herabgebracht, die man, wäre sie nicht durch die zahlreichsten und sichersten Belege verbürgt, für unmöglich halten sollte. Die Geistlichkeit predigte fortwährend über den Satan und lehrte ihre Zuhörer, der Allmächtige sei so blutgierig und so zum Zorn aufgelegt, daß er selbst gegen Mauern und Häuser und unvernünftige Creaturen wüthe. Und was erregte den Zorn Gottes? Wenn man am Sonntag einen Freund

*) Geschichte der Civilisation in England. Deutsche Ausgabe 1874. Band II. S. 321 und ff.

besuchte, oder über Land ging, oder sich den Bart scheeren ließ, wenn man um das Wohl seiner Angehörigen besorgt war, wenn man nicht vor dem Donner zitterte, wenn man sein Leben nicht im Zustande beständiger Trübsal verbrachte! *) Arm, schmutzig und hungerig zu sein, das Leben im Elende hinzubringen und es mit Angst zu verlassen, mit Geschwüren und Wunden und mit Krankheiten aller Art geplagt zu sein, immer zu seufzen und zu stöhnen, das Gesicht mit Thränen überströmt und die Brust von Seufzern gehoben, mit einem Wort ununterbrochen Trübsal zu leiden und auf alle Weise gequält zu sein, galt für einen Beweis der Frömmigkeit. **)

Selbst zu unserer Zeit, wie sah es und sieht's zum Theil noch in denjenigen Ländern Europa's aus, die man mit raffinirter Sorgfalt vor dem Eindringen des Unglaubens geschützt hat? Spanien kann uns hierfür ein belehrendes und zugleich warnendes Beispiel liefern.

„Die Hälfte aller Kalendertage", sagt Garrido, ***) „waren

---

*) Buckle bringt eine Menge authentischer Belege hierzu.

**) a. a. O. S. 388.

***) Siehe Garrido, das heutige Spanien. Deutsch von Arnold Ruge, Leipzig. 1865. S. 17 u. ff. Ueber den Charakter eines Theiles des spanischen Clerus berichtet auch Arago nach eigener Anschauung.

„Aus einigen Einzelheiten", sagt dieser große Mann, „mag man sich eine Vorstellung davon machen, wie es auf der (spanischen) Halbinsel im Jahre 1807 um gewisse Mönche stand. Im Verlaufe meiner Erzählung habe ich berichtet, daß zwei Karthäuser häufig ihr Kloster auf dem Desierto de las Palmas verließen und mich verstohlen auf der vielleicht zweihundert Meter höher belegenen (geodätischen) Station besuchten. Der eine, Pater Trivulce, war alt; der andere dagegen sehr jung. Ersterer verbarg sich, als er seinen jungen Kameraden heraufkommen sah; sobald jedoch dieser in voller Unterhaltung mit mir begriffen war, trat Pater Trivulce plötzlich hervor. Sein Erscheinen hatte die Wirkung eines Medusenhauptes. „Beruhige Dich," sagte er zu seinem Confrater, „wir wollen uns gegenseitig nicht verrathen, denn unser Prior ist nicht der Mann, von dem wir Verzeihung hoffen dürften,

Festtage. An den Straßenecken, in den Gäßchen und auf den öffentlichen Plätzen, allenthalben befanden sich Nischen für Heilige, vor welchen bei Nacht von den Frommen Wachskerzchen angezündet wurden — in den meisten Städten die einzige Straßenbeleuchtung. Jede Einsiedelei, jedes Kloster, jede Kirche hatte ihren eigenen Heiligen und Wunderthäter, in dessen Anpreisung Jene, welche den rohen Aberglauben des Volkes ausbeuteten, sich die erbittertste Concurrenz machten. Wenn ein Kloster eine Jungfrau ausstellte, welche die Hände bewegte, oder welcher das Haar wuchs, so war ein anderes Kloster sein Nebenbuhler und hatte einen Christus, der schwitzte, und in einem dritten schwitzte er gar Blut. Die Aerzte konnten gegen die Amulete und Reliquien nicht aufkommen, denn diese

---

nachdem wir hierher in der Absicht gekommen sind, unser Gelübde des Schweigens zu brechen. Auf uns beide würde eine solche Strafe fallen, daß wir das Andenken daran lange bewahren müßten." Die Uebereinkunft wurde sogleich abgeschlossen und von diesem Tage an kamen beide Karthäuser sehr häufig, sich mit mir zu unterhalten. Der jüngere von meinen Besuchern war aus Aragonien, von seiner Familie wider Willen in's Kloster gesperrt. In Gegenwart Biot's machte er mir eines Tages Mittheilungen, die meiner Meinung nach bewiesen, es lebe in Spanien nur noch ein Schatten von Religion. Er entlehnte diese Mittheilungen vorzüglich den Mysterien der Beichte. Biot bezeigte lebhaft, daß ihm diese Unterhaltung mißfiel, und es lag in seinen Worten Einiges, was den Mönch auf die Vermuthung führte, Biot möchte ihn für eine Art von Spion halten. Kaum war dieser Verdacht in ihm rege geworden, so verließ er uns wortlos, und am andern Morgen sah ich ihn frühzeitig, ein Gewehr im Arm, heraufkommen. Noch früher aber war der andere Mönch angelangt und hatte mich leise benachrichtigt, welche Gefahr meinem Collegen drohe. „Halten wir zusammen," fügte er hinzu, „um den jungen aragonischen Mönch von seinem mörderischen Plane abwendig zu machen." Daß ich eifrig unterhandelte, brauche ich nicht zu versichern; ich hatte glücklicher Weise Erfolg. Nach dem Auftritte mit dem Gewehr schien es mir ausgemacht, daß der junge Aragonier zu den verbrecherischsten Handlungen fähig sein möchte. Es machte auf mich in der That einen sehr üblen Eindruck, als ich an einem Sonntage — ich war hinuntergegangen die Messe zu hören — diesen Mönch traf,

heilten alle Krankheiten ohne Arznei und vor ihrem Tode hinterließen die Kranken der Kirche ihr Geld für Messen, in der Hoffnung, diese würden mit besserem Erfolge ihre Seelen retten, als die Amulette gehabt hatten, die ihre Gesundheit wiederherstellen sollten."

„Der Katholicismus, der die ganze Gesellschaft verschlang, war in Spanien und in Italien eine wenig verdeckte Vielgötterei. Die Saturnalien hießen Romerias (Pilgerfahrten); die Göttin Ceres war die Jungfrau vom August oder vom September geworden, und Pallas war die Göttin der Artilleristen unter dem Namen der heiligen Barbara. Das Volk war vielleicht ein ärgerer Götzendiener als irgend eines in der Welt; jeder hatte seinen Engel, seinen Schutzheiligen oder seine Schutz-

---

der mich stillschweigend durch eine Reihe finsterer Gänge in eine Kapelle führte, in welche das Tageslicht nur durch ein sehr kleines Fenster drang. Ich fand hier den Pater Trivulce, der sich anschickte, für mich allein die Messe zu lesen. Der jüngere Mönch bediente ihn dabei. Plötzlich, kurz vor der Consecration, sagte Pater Trivulce, sich gegen mich wendend, wörtlich Folgendes: „Es ist uns gestattet, die Messe mit weißem Wein zu celebriren; dazu nehmen wir von dem, welchen wir in unsern Weinbergen ziehen; das ist ein vortrefflicher Wein. Sagen Sie dem Prior, er solle Sie kosten lassen, wenn Sie bei Ihrem Austritt aus der Kapelle mit ihm frühstücken werden. Uebrigens können Sie sich soglеich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen." Dabei bot er mir zum Trinken das Meß-Kännchen. Ich verweigerte es fest, nicht nur, weil ich es unpassend fand, mitten in der Messe eine derartige Einladung zu machen, sondern auch weil ich, offen gestanden, einen Augenblick daran dachte, die Mönche könnten meine Vergiftung beabsichtigen, um an mir für die Beleidigung Rache zu nehmen, die ihnen Biot zugefügt hatte. Ich sah ein, daß ich geirrt hatte und daß mein Argwohn unbegründet war, denn der Pater setzte die unterbrochene Messe fort, trank und trank ansehnlich von dem weißen Weine aus einer der Kannen. Wie dem auch sei, ich hatte das Gefühl lebhafter Befriedigung, als ich aus den Händen dieser Mönche war und die reine Landluft wieder athmete." Vergl. Arago, histoire de ma jeunesse. Chap. XVI, XVII, sowie Arago's sämmtliche Werke. Leipzig. 1854. Band 1. S. 27 u. ff.

heilige, ebenso jedes Schiff, und die Nation hatte sogar zwei, die allerreinste Empfängniß und den heiligen Jago. Die Familien, die Einwohner einer Straße, die Handwerksgesellschaften, feierten den Tag ihres Schutzheiligen mit vollkommen heidnischen Festlichkeiten. Die Tänze und nächtlichen Weinspendungen vor den Kirchen und Klöstern endigten mit unzüchtigen Orgien, gerade wie die Bacchanalien der Alten. Der Priester erhob von der Kanzel herab mit plumper Beredtsamkeit die Wunderkraft seines Heiligenbildes aus Thon oder bemaltem Holz, welches die Pest vertrieben, auf die Trockenheit einen fruchtbaren Regen hatte folgen lassen, und immer bereit stand, die Heerden vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren."

„An den Kirchen- und Klosterthüren wurden Amulete und wunderthätige Reliquien verkauft, und die Geistlichkeit begnügte sich nicht mit dem Zehnten und den übrigen Abgaben, die sie unter verschiedenen Gestalten von den Gläubigen eintrieb, sondern sie ließ sich auch noch alle ihre Cultusaufführungen bezahlen. Die Mönchsorden, die sich Bettelmönche nannten, lebten von Almosen und ließen sich herab, aus christlicher Mildthätigkeit an den Thoren ihrer Klöster den Abhub von ihren Tischen unter die Armen zu vertheilen. Die mit einander wetteifernden Brüderschaften erregten den Aberglauben der Leute, um den Heiligen ihres Klosters mit Gold und Edelsteinen zu beladen, wie man das noch heutigen Tages an der Virgen del Pilar zu Saragossa und an der Virgen de Monserrat in Catalonien sieht, die einen Schmuck von fabelhaftem Werthe tragen. Es gab 150,000 Priester, Mönche und Nonnen, also auf je 1000 Einwohner 11. Dies war die Lage Spaniens."

Man wird nicht behaupten wollen, daß bloß Frankreich und Spanien allein die beklagenswerthen Zustände dargeboten, von denen wir so eben vernommen haben. Nöthigenfalls könnte

ich weiter gehen und aus der Geschichte den Beweis führen, daß ganz das Gleiche wie von Frankreich, ehedem auch von Deutschland und in noch unendlich höherem Grade von Italien, dem Lande des Katholicismus, gilt.

Auch Amerika kann uns Beispiele liefern.

Man vergleiche nur selbst die gegenwärtigen Zustände in den ehemaligen spanischen Landen mit jenen der nordamerikanischen Union,*) und die Prüfung wird nicht zu Gunsten der sittlichen Bildungsfähigkeit des Katholicismus ausfallen.

Nach alle dem ist es gestattet, den Schluß zu ziehen, daß die sociale und sittliche Emporbildung des Menschengeschlechtes in demselben Maße zugenommen hat, als das letztere sich von den drückenden Fesseln des dogmatisirenden Glaubens befreite, als Civilisation und Bildung zunehmen. Es ist noch nicht lange her, daß man von einer allgemeinen Glückseligkeit und Unschuld fabelte, in welcher sich der Mensch im Zustande der Unkultur befinden sollte. Besonders Rousseau hat in einer von der Akademie zu Dijon gekrönten Preisschrift behauptet, daß Cultur und Wissen den Menschen nicht glücklich mache, daß vielmehr der Urzustand vorzuziehen sei. Schon Voltaire spottet hierüber und schrieb, er wolle sich bemühen nächstens auf allen Vieren zu gehen. Rousseau verwahrte sich allerdings dagegen, daß er nach Wiederherstellung unserer thierischen Einfalt strebe, setzte aber naiv genug hinzu, er bedaure für seinen Theil sehr das Wenige, was er davon verloren habe und er würde glücklicher sein, wenn er seiner ursprünglichen Bestimmung gefolgt wäre und weder gelesen noch geschrieben

---

*) Man sehe: Sartorius, Mexiko und die Mexikaner. Darmstadt. 1859; sowie in Bezug auf die Prosperität der Union das ausgezeichnete Werk von H. Löhnis: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig. 1864.

hätte. Vielleicht möglich, vielleicht auch nicht; jedenfalls kann aus solcher Argumentation nicht hergeleitet werden, der Mangel jeder höhern Cultur sei auch für die gesammte Menschheit von Nutzen. Zu Rousseau's Zeit kannte man weder die Zustände der Naturvölker der Gegenwart genauer, noch hatte man eine Ahnung von dem langen und schauervollen Wege, den die Menschheit im Laufe der Jahrtausende zurücklegte, ehe sie die Sonnenhöhe ihrer heutigen Bildung erreichte. Gegenwärtig wissen wir durch zahlreiche und übereinstimmende Beobachtungen der Reisenden, daß die niedern Volksstämme in jeder Hinsicht im Elende sich befinden. Nicht allein der häufige Mangel an Nahrungsmitteln, die Unsicherheit des Lebens, sondern auch der krasseste Aberglaube ist es, der den Wilden nie zu Athem kommen läßt.

Bei allen unteren Volksstämmen finden wir Zauberer oder Hexen, welche durch verschiedenartige Manipulationen dem Einzelnen zu schaden vermögen. Pater Merolla erwähnt einer Kongohexe, die nach seinem Leben trachtete. Der würdige Pater sagt: „In dieser Absicht grub sie ein Loch in die Erde; das veranlaßte mich, nie lange auf dem nämlichen Platze zu verweilen, um dadurch ihr böses Vorhaben zu vereiteln und nicht die Beute ihrer Hexerei zu werden. Soll ihre Zauberkunst den Tod eines Menschen bewirken, so pflegte sie ein gewisses Kraut oder eine Pflanze in ein frisch gegrabenes Loch zu legen; ist die Staude verdorrt oder verwest, so schwinden oder vergehen auch die Lebensgeister und Kräfte der betreffenden Personen." Auf den Fidschi-Inseln giebt es ein anderes Verfahren. Eine Kokosnuß wird mit emporgerichteten Keimen unter dem Tempelherde vergraben, auf dem ein beständiges Feuer brennt. Wie das Leben der Nuß erstirbt, so schwindet gleichzeitig die Gesundheit und das Leben der Person,

welche sie repräsentirt. In Matuku befindet sich ein dem Winde Tokalau geheiligter Hain. Der Priester verspricht die Vernichtung jeder beliebigen gehaßten Person innerhalb vier Tagen unter der Bedingung zu bewerkstelligen, daß derjenige, welcher den Tod seines Feindes wünscht, ihm ein Büschel Haare, etwas Zeug oder ein wenig Speise bringt, die der Betreffende übrig ließ. Er unterhält beständig ein Feuer und nähert sich auf Händen und Füßen kriechend der heiligen Stätte. Badet sich sein erwähltes Opfer vor dem vierten Tage, so ist der Zauber zerstört. — Das gewöhnlichste Verfahren ist jedoch das Vakadranikau oder das Zerstoßen gewisser Blätter; diese besitzen angeblich eine magische Kraft und werden von anderen Blättern umhüllt oder in kleinen Bambuskörben verborgen in dem Garten der zu bezaubernden Person vergraben oder unter das Stroh ihres Hauses gesteckt. Die Furcht vor solchen Zaubermitteln übt auf die Einbildungskraft der Eingebornen einen so bedeutenden Einfluß aus, daß schon manche Personen, welche sich von Zauberern beobachtet sahen, sich auf ihre Matte legten und aus Furcht starben. Diejenigen, welche argwöhnen, daß andere Personen sich gegen sie verschworen haben, vermeiden es, in deren Gegenwart zu essen, und achten sorgfältig darauf, kein Krümchen von ihrem Mahle zurück zu lassen; auch bewahren sie ihre Kleidungsstücke an einem Platze, den Niemand so leicht zu finden im Stande ist. Schneidet ein Eingeborner sein Haar, so birgt er das Abgeschnittene sorgfältig unter dem Stroh seiner Behausung.

Bei den Eingebornen Afrikas blüht der Aberglaube der sogenannten Gottesgerichte in schauderhaftem Maße. Bei den Kaffern existirten früher und theilweise heute noch drei verschiedene Arten derselben. Die Erste bestand im Lecken einer Stange rothglühenden Eisens, die Zweite im Trinken einer

Schale Gift und bei der Dritten mußte der Beschuldigte ebenfalls ein bitteres Getränk trinken, von welchem schon die kleinste Quantität tödtlich ist. Pater de Santos, der über diese Gottesgerichte berichtet, scheint die Gerechtigkeit der aus ihnen folgenden Wahrsprüche nicht im geringsten bezweifelt zu haben, und konnte sie auch consequenterweise nicht anfechten, da er selbst an die Existenz eines Brunnens in Sardinien glaubte, dessen Wasser die wunderbare Eigenschaft haben sollte, den, der eines Diebstahls oder einer Lüge schuldig ist, des Gesichtes zu berauben, während es das Augenlicht Unschuldiger kräftigt. Bei den Eingebornen am Congo sind ebenfalls die Gottesgerichte in Blüthe. Eine unschuldige Methode ist die, daß ein Zauberer einen langen, wollenen oder leinenen Faden nimmt, das eine Ende desselben in seiner Hand behält und das andere dem muthmaßlichen Diebe giebt. Dann legt er ein rothglühendes Eisen in die Mitte des Fadens, verbrennt dieser, was stets zu erwarten ist, so hat der Angeschuldigte den gestohlenen Gegenstand zu ersetzen. Im äquatorealen Afrika nimmt man bei Ordalien auch häufig einen giftigen Trank, Mbundu genannt, der wesentlich zur Verminderung der Bevölkerung beiträgt. Der centralafrikanische Wilde kann kaum glauben, daß irgend ein bedeutender Mann eines natürlichen Todes stirbt; er muß vielmehr von irgend Jemand bezaubert worden sein. Wenn ein Häuptling stirbt, hat deshalb der Fetischmann ausfindig zu machen, wer für den Tod desselben verantwortlich ist. Seines eigenen Rufes wegen findet er sicherlich, daß irgend Einer den Todten bezaubert hat und wen er nennt, muß das Mbundu trinken. Du Chaillu sah drei unglückliche Frauen der verhängnißvollen Probe unterliegen und als sie fielen, wurden ihnen die Köpfe abgehauen. Ein anderes Mal hatte derselbe Reisende das Vergnügen Zeuge

zu sein, daß drei junge Männer davon kamen, allein erst nach einem furchtbaren Kampfe mit dem Gifte. „Ich habe gesehen," sagt der kühne Reisende, „daß ein armer Trinker mit Blutergüssen aus Augen, Nase und Mund, in fünf Minuten todt niederfiel." Es ist nicht zu verwundern, daß viele Neger lieber ihre Heimath verlassen um nie mehr zurückzukehren, als sich dem Wagniß eines solchen Trankes zu unterziehen. Noch schrecklicher zeigt sich der Aberglaube in den Menschenopfern, welche die Spanier bei vielen Völkern Amerika's antrafen. In Mexiko wurden jährlich mindestens 20,000 Menschen geopfert. Traten Unglücksfälle ein, so wurde die Zahl der Opfer in rasender Proportion vergrößert, so z. B. wie Gomara berichtet, als nach einer langen Dürre eine Menge von Einwohnern nach Süden auswanderte. Als am 19. Februar 1487 der Haupttempel eingeweiht wurde, fielen mehr als 80,000 Menschen den Götzen zum Opfer. Die Leichen der Ermordeten verzehrte gewöhnlich der Pöbel. Zur Feier des Festes von Tezcatlipoca wurde ein junger Mensch geopfert, den man vorher aufputzte und zur allgemeinen Verehrung umherführte. Man belehrte ihn genau, wie er sich dabei zu benehmen habe und unterrichtete ihn besonders im Flötenspiele. Zwanzig Tage vor seinem Tode erhielt er vier junge Mädchen zur Gesellschaft. Wenn er an seinem Todestage den Tempel erstieg, so zerbrach er auf jeder Stufe eine Flöte. — Auch beim Begräbnisse oder vielmehr bei der Verbrennung der Leichen vornehmer Personen fanden Opfer von Weibern und Sklaven statt und diese wurden in bestimmten Zwischenräumen wiederholt.

In Quatemala und Nicaragua fanden Menschenopfer und Menschenfresserei in derselben Weise statt wie in Mexiko, was auch gar nicht auffällig ist, wenn man erwägt, daß die religiösen Vorstellungen dieser Länder ursprünglich von Mexiko

aus importirt wurden. Doch waren in Nicaragua die Opfer weniger zahlreich und bestanden meist nur aus Kriegsgefangenen, die nach des Landes Sitte ohnedies dem Tode verfallen waren. Man glaubte, daß die Götter das Blut und Herz des Opfers mit besonderem Wohlgefallen verzehrten. Nur sehr selten waren Menschenopfer in Yucatan, woselbst die alte Religion der Mayas merkwürdige Analogien mit dem christlichen Cultus darbot. Zahlreicher waren die Opfer dagegen bei den Itzaer, die auch die Leichname der Getödteten verzehrten.

In Darien waren Menschenopfer sehr selten, aber in verschiedenen Gegenden erlitten beim Tode des Herrschers seine Weiber und Diener den Tod durch Vergiftung. Weit zahlreicher waren die Opfer bei den Chibchas, wo sie aber nur der Sonne dargebracht wurden.

In Peru, dessen religiöse Anschauungen sich hauptsächlich auf den Sonnencultus bezogen, fanden unter den Inca's nur wenige Menschenopfer statt; in der ältesten Zeit, ehe die vom Titicaca-See stammenden Inca's ihre Herrschaft begründeten, sind sie zahlreich gewesen. Oviedo berichtet, daß unter besonders dringenden Umständen sogar Einzelne sich selbst den Göttern zum Opfer darboten. Vor Beginn eines Krieges oder bei Gelegenheit der Erkrankung des Herrschers opferte man der Sonne Knaben unter 10 Jahren. Todten pflegte man mit dem Blute geopferter Kinder einen Strich von einem Ohr zum andern zu ziehen. Garcia berichtet sogar, daß nach Pachacutecs Willen beim Tode des Herrschers mehr als 1000 Kinder, darunter viele dem Adel des Reichs angehörige, geopfert worden seien. Als der große Inca Huayana Capac starb (im Jahre 1525) folgten ihm über 1000 Angehörige der Familie und seines Hauses in den Tod. In vielen Provinzen des Reiches wurden mit vornehmen Leuten außer ihren Waffen

und Schätzen auch ihre Weiber lebendig begraben, oder diese hingen sich beim Tode des Mannes an ihren eigenen Haaren auf.

Von den Felsengebirgen Nordamerika's bis zur chilenischen Cordillere tief im Süden färbten sich die Altäre der Götzen Jahrhunderte hindurch vom Blute der hier geschlachteten Opfer. Und wenn etwas uns gegen die Gewaltthätigkeiten, den Verrath und die Erpressungen der erobernden Spanier nachsichtig stimmen kann, so ist es der Umstand, daß diese rauhen Krieger die blutigen Opfer für immer vertilgten, an welche die amerikanischen Urbewohner seit Alters gewöhnt waren. Freilich rauchten damals in Spanien an den Ufern des Guadalquivir und des Guadiana von Zeit zu Zeit die Holzstöße der Inquisitionsgerichte, aber man muß wohl beachten, daß diese schrecklichen Opfer wenigstens nicht vom Wahnglauben ganzer Nationen gefordert wurden, sondern daß eine Klasse von Elenden und Bösewichtern es war, die, mit der Gewalt bekleidet, sie erzwangen. Was vor wenig Jahrhunderten noch in Amerika, das war vor Jahrtausenden auch an allen übrigen Punkten der Erdoberfläche im Schwunge. In den Gegenden, wo bis jetzt die vorhistorische Anwesenheit des Menschen durch genügend zahlreiche Thatsachen festgestellt worden, da zeigen die Ueberreste, besonders in Höhlen, deutlich genug, welcher Art die Feste waren, die dort gefeiert wurden. Und wer heute der Sieger, war morgen der Besiegte und bildete das Opfer. Todtschlag, Cannibalismus und roher Aberglauben bezeichnen mit einer Gewißheit die jeden Zweifel ausschließt, den Weg, den der Mensch wanderte ehe er sich zur Cultur erheben konnte. Wer hat die Menschheit aus diesen furchtbaren Zuständen befreit? Weder Offenbarungen noch Wunderthaten, sondern nur die zunehmende Civilisation! Also nicht der Zustand der Uncultur und Rohheit, sondern derjenige der Bildung, schafft dem Ein-

zelnen wie der Gesammtheit die größte Summe von Glück. In dem Maße als die Menschheit an positivem Wissen gewinnt, verfeinern sich die Sitten, nimmt die Ausübung der Moral zu, gewinnt die Humanität Boden. Mit der Zunahme des Wissens verschwindet freilich mehr und mehr das, was die Theologen als religiösen Glauben bezeichnen, dafür aber treten Wohlwollen und allgemeine Duldung an seine Stelle und wer will diese für jenen eintauschen?

Drittes Kapitel.

Gibt es Wunder, d. h. Erscheinungen, welche durch übernatürliches Eingreifen in die natürliche Ordnung der Dinge vor sich gehen?

Die Untersuchungen, mit denen wir uns jetzt zu beschäftigen haben, sind von der größten Wichtigkeit.

Alle Religionen haben sich mehr oder minder auf Wunderthaten berufen, die gewissermaßen zu ihrer Beglaubigung geschehen sein sollen.

Die Heiden haben ganz ebenso gut ihre Wunder wie die Muhamedaner und Juden, und bezüglich der katholischen Kirche sagt schon einer der Kirchenväter, daß, wenn es keine Wunder gäbe, die Ausbreitung der christlichen Lehre das allergrößte Wunder sei.*)

*) Ueber die Ausbreitung der christlichen Lehre in der Urzeit herrschen im Allgemeinen sehr unrichtige Anschauungen. Zwar wissen wir, bei dem großen Mangel wirklich historischer Dokumente, nur relativ wenig von den Zuständen innerhalb der ersten christlichen Gemeinden und kennen nur einen Theil der divergirenden Ansichten, um welche anfangs Secten krystallisirten; aber dies genügt, um zu erkennen, daß das Christenthum ganz dieselben Phasen durchlaufen mußte, wie jede andere aufkommende Religion auch. Der alte Philosoph Celsus in seiner aus dem Jahr 178 stammenden Streitschrift, die also den Vor-

Daß dieser letzte Ausspruch unrichtig ist, läßt sich, beiläufig gesagt, leicht nachweisen, selbst abgesehen von der Frage nach der Existenz oder Nichtexistenz der Wunder an und für sich.

In der That, die katholische Kirche ist wenig geneigt, dem Islam Wunderthätigkeit zuzuschreiben; nun, in diesem Falle müßte aber nach der Ansicht der Kirche die schnelle Ausbreitung des Muhamedanismus eins der allergrößten Wunder sein.

Der Protestantismus seinerseits verzichtet gern darauf, Wunder zu thun in der Weise, welche der Katholicismus für sich in Anspruch nimmt; der ungeheure Beifall, den Luther's Lehre fand, ist also jedenfalls ein sehr großes Wunder. Die katholische Kirche muß dies in der That so ansehen, wenn sie nicht in Widerspruch mit einem ihrer eigenen Lehrer gerathen will.

---

gängen zeitlich äußerst nahe stand, sagt: „Einige nehmen Jesus an, indem sie sich deswegen Christen zu sein rühmen; noch dazu aber wollen sie auch nach dem Gesetz der Juden wie die Massen der Juden leben. Einige sind auch Sibylliſten. Auch einige Simonianer kenne ich, welche von ihrer Verehrung Helena's oder eines Lehrers Helenos Helenianer genannt werden; Markellianer von Markellina, Harpokratianer von Salome und Andere von Mariamne und Andere von Martha; Markionisten, welche Markion an die Spitze stellen. Die Einen machen sich den Einen, die Andern einen andern Lehrer und Dämon übel zurecht und wälzen sich in großer Finsterniß, ungesetzlicher und besudelter als die Genossenschaft des Antinoos in Egypten. Und diese lästern aber gegen einander Furchtbares, Sagbares und Unsagbares, und sie möchten nicht wohl auch nur in irgend etwas zur Uebereinstimmung nachgeben, indem sie durchaus einander verabscheuen. Einige nennen sie Circen und bestrickende Rührkellen (Aufrührer), Einige Brandmale, Einige Räthsel, Einige hinwegtanzende und sophistische Sirenen, welche die Ohren versiegeln und die Ueberredeten mit Schweinsköpfen versehen. Von allen aber, die so weit auseinander sind und die sich selbst mit ihren Streitigkeiten auf's schmählichste durchhecheln, wirst du das Wort hören: mir ist die Welt gekreuzigt und ich der Welt . . . Und so viele Unterschiede der Parteien es gibt, so sagen sie alle, in ihren Reden gespreizt ausschreitend, sie verstehen mehr als die Juden." (Celsus, Wahres Wort. Deutsch von Keim. Zürich 1873, S. 74–76.)

Derjenige aber, welcher offenen Auges den Gang der Menschengeschichte verfolgt, kommt gerade zu dem entgegengesetzten Schlusse und findet in der schnellen Ausbreitung des Protestantismus die natürlichste Thatsache von der Welt.

Das Grundwunder bei Ausbreitung des Christenthums ist also jedenfalls nicht vorhanden; aber auch von der Menge der sekundären Wunder hält die Wissenschaft kein einziges für sicher konstatirt. In der von dem Jesuiten Johann v. Bolland im Jahre 1643 begonnenen Zusammenstellung und Herausgabe sämmtlicher Nachrichten über Heilige der katholischen Kirche, finden sich über 25,000 mehr oder minder vollständige Lebensgeschichten. Nun existirt aber kein Heiliger, ja Niemand kann nach katholischem Gebrauche kanonisirt werden, von dem man nicht Wunder berichtet. Dazu ist die Menge der Wunder, die einzelnen Heiligen zugeschrieben werden, eine sehr große. So berichtet z. B. der Kirchenlehrer Augustinus, daß der Leichnam des h. Stephanus in seinem Kirchensprengel Hippo während zweier Jahre siebzig Wunder gewirkt (darunter 5 Todte zum Leben erweckt) habe, ja daß in der benachbarten Provinz Calama die Zahl der Wunder noch größer gewesen sei. Man kann daher, selbst wenn man auch die plumpsten Wunder von denen die Legende berichtet, nicht zählt, immerhin eine halbe Million Wunderthaten annehmen, von denen es heißt, daß sie sich im Laufe der Jahrhunderte in der katholischen Kirche ereignet haben. Dennoch ist von dieser ungeheuren Menge kein einziges Wunder als wissenschaftlich sicher zu erachten!

Sehen wir zu aus welchen Gründen.

Die erste Frucht der wissenschaftlichen Bildung ist eine vorurtheilsfreie Anschauung der Dinge; sie geht den wenig civilisirten Völkern zum größten Theile ab. Daher treffen wir die meisten Wunder in denjenigen Zeiten an, wo die Mensch-

heit auf einer niedrigen Bildungsstufe stand und die wissenschaftliche Kritik noch in ihrer Kindheit war. Was man von der Glaubwürdigkeit und kritischen Schärfe der Kirchenväter in Bezug auf die Wunder zu halten hat, mag die Thatsache beweisen, daß der h. Irenäus behauptet,*) alle Christen besäßen die Macht Wunder zu thun, zu weissagen, Teufel auszutreiben und manchmal auch Todte zu erwecken, von denen einige nach ihrer Auferstehung noch viele Jahre lang unter ihren Bekannten gelebt hätten. Der h. Epiphanius erzählt, daß zur Bekräftigung des Wunders zu Kana sich einige Flüsse und Springbrunnen jährlich in Wein verwandelten und fügt hinzu, er selbst habe aus einem und seine Gemeinde aus einem andern dieser Brunnen getrunken.**) Bei solchen Behauptungen steht dem nüchternen, wahrheitsliebenden Denker von heute der Verstand still!***)

*) Irenäus Contr. Haeres. II. 32.

**) Epiphan. Adv. Haeres. II. 30.

***) „Es ist erwiesen und ausgemacht," bemerkt Lessing, „daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschieht, für keinen Betrug gehalten, und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen, sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punkt von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammenträgt. — Was Hieronymus unter anderm vom h. Paulus versichert (Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!), ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt. Man sage nicht, daß diese uns jetzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vortheile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem Andern fähig, kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten." Anti-Göze V. Beitrag.

Man hat bisweilen darauf hingewiesen, daß zwischen den Wundern, von denen das Christenthum spricht, und denjenigen der übrigen Religionen ein sehr bedeutender Unterschied bestehe. Die Wunder des Christenthums seien großartiger und insofern historisch begründeter wie diejenigen jeder andern Religion, als sie zu bestimmten, geschichtlich nachgewiesenen Zeitepochen sich ereignet hätten und dann auch im Angesichte eines sceptischen, ungläubigen Volkes vorgefallen seien, das gewiß Einspruch erhoben haben würde, wenn es mit jenen Wundern nicht richtig wäre. Alle diese Gründe sind nicht stichhaltig. Was die Größe eines Wunders, gewissermaßen den Grad der Wunderbarkeit desselben anbelangt, so ist eine solche Unterscheidung eine unsinnige. Ein wirkliches Wunder kann nicht wunderbarer sein als ein anderes, wohl aber ein scheinbares, d. h. eine Täuschung kann mehr oder minder unerklärlich und geheimnißvoll sein. Was aber die plumpe Ueberschwänglichkeit der Wunder anbelangt, so stehen die der Hindu weit über denjenigen der mosaisch-christlichen Schule. Der schottische Missionar Dr. Duff sagt in seiner Broschüre: „Die indische Mission der schottischen Kirche", daß alle von Wundern ausgehenden Argumente den Hindus gegenüber machtlos sind und sie dem Christenthum durchaus nicht günstig stimmen. Sie erwidern, daß die eigenen Wunder bei weitem erstaunlicher seien. Und zweifellos haben sie Recht, was die plumpe Großartigkeit der Wunder betrifft; denn in dieser Beziehung bieten ihre Wunder jeder Vergleichung Trotz. Auch moderne Wunder sind bei ihnen so häufig, daß die trivialsten Gelegenheiten solche herbeiführen und sie in der That zu den Tagesereignissen gehören. Dr. Duff bat seine Oberen, man solle ihn mit Mitteln versehen, um die Hindus in den Naturwissenschaften unterrichten zu können, um sie dadurch (?!) auf

das Christenthum vorzubereiten. Dies wurde gewährt, und die Naturwissenschaften von den intelligenten jungen Hindus begierig ergriffen; sie bedienten sich indeß schließlich derselben zur Widerlegung der Bibel.

Den Werth des Zeugnisses der Menge, als Beweis angeblicher Wunder, hat der am 27. September 1833 in Bristol verstorbene gelehrte Brahmine Rammohun Roy sehr gut bezeichnet, wenn er sagt: „Würden alle Behauptungen ohne Unterschied als Thatsachen angesehen, bloß weil sie von Vielen bezeugt worden sind, so könnten wir ebenso wenig die Wahrheit der Wunder bestreiten, welche als heilige Legenden unter den Eingebornen Indiens circuliren. Sind sie nicht gleichfalls im Besitz erstaunlicher, ihnen übermachter Berichte und Erzählungen von Wundern, welche ihre Heiligen, wie z. B. Ugustuy, Vushistu und Gotum, oder ihre Mensch gewordenen Götter, wie Ram, Krisnuh und Nursingh in Gegenwart ihrer gleichzeitigen Freunde und Feinde, Unwissender und Gelehrter, vor Erwählten und vor dem Volkshaufen vollzogen haben? Hat der Hindu etwa keine Autoritäten zur Bekräftigung dieser Wunder aufzuweisen, Autoritäten aus der Geschichte seiner hartnäckigsten Feinde, der Jeins, welche die Wahrheit und Glaubwürdigkeit seiner wunderbaren Berichte vollständig anerkennen? Die Muselmänner haben ihrerseits auch geschriebene und von Muhamed's Zeitgenossen bestätigte Urkunden vorzulegen, in welchen Freunde und Feinde als Augenzeugen der ihm zugeschriebenen Wunder auftreten. Sie versichern ferner, daß manche der Augenzeugen, weil sie diese Religion vertheidigten, viele Verfolgungen, ja den Tod erlitten. Einigen begegnete dies vor Muhamed's Eroberungsversuchen, Anderen während derselben, oder nach des Propheten Tode." Man weiß, das Muhamed allgemein mit Mißtrauen an-

gesehen wurde, als er zuerst von seiner göttlichen Sendung sprach. Als der Prophet den Koran vorlas, sprach Nadhr zu den Koreyschiten: „Muhamed erzählt Euch da nichts weiter als Träumereien, die von dem Alten ausgedacht wurden.“ Die Araber entgegneten dem Propheten: „Ihr seid Menschen wie wir, der Allbarmherzige hat Euch nichts offenbart, ihr seid Betrüger“; oder: „Sollen wir etwa Muselmänner werden wie die Schwachköpfe?“ Aus alle dem ergibt sich, daß auch Muhamed ein sehr ungläubiges Volk vor sich hatte. Ja, das Christenthum stieß in dieser Beziehung auf weit geringere Schwierigkeiten; in jener wundergläubigen Zeit fand man Wunder ganz in der Ordnung und sie wurden von Isispriestern und Magiern ganz ebenso gut verrichtet wie von den Aposteln. „Auf der Woge der Leichtgläubigkeit, welche den langen Zug morgenländischen Aberglaubens und morgenländischer Sagen mit sich führte, schwamm das Christenthum in das römische Kaiserreich und Freund und Feind nahm seine Wunder als die gewöhnlichen Gefährten einer Religionslehre auf.“ *) Tacitus und Suetonius berichten einstimmig, daß der Kaiser Vespasianus einen Blinden sehend machte und einem Lahmen die Kraft zu gehen wieder gab. Tacitus erzählt sogar, Vespasianus habe nicht an seine eigene Wunderkraft glauben wollen und sei bloß durch Ueberredung veranlaßt worden, den Versuch zu machen. Der Blinde war in Alexandrien, wo das Wunder sich zutrug, wohl bekannt und zu Tacitus' Zeit bestätigten Augenzeugen, die keinen Beweggrund zur Lüge hatten, das Wunder.**) Hier haben wir also ein heidnisches Wunder in optima forma.

---

*) Lecky, Sittengeschichte I. Bd. S. 326.
**) Tacit. Hist. IV. 81 Suet. Vespas. 7.

Zur Zeit, als das Christenthum in das römische Reich eindrang, machte man, merkwürdig genug, von den Wundern, als Beweisen der neuen Religion, keinen großen Gebrauch, dafür berief man sich um so mehr auf die alten Propheten. Man erdichtete neue Prophezeiungen und fälschte die Weissagungen*). Eine lange Reihe von Orakeln, welche im Einzelnen die Leiden Christi verkündigten, wurden angeführt. Die von den Christen geschmiedeten und von ihnen den heidnischen Sibyllen zugeschriebenen Prophezeiungen wurden von der ganzen Kirche für ächt angenommen und man berief sich darauf als auf die stärksten Beweise für den Glauben.**)

Von der Leichtgläubigkeit der ersten Christen macht man sich in unserm kritischen Zeitalter kaum mehr eine Vorstellung. „Einige von ihnen", sagt Celsus***), der im zweiten Jahrhundert lebte, „wollen weder Rechenschaft geben noch nehmen über das was sie glauben, sie brauchen das Stichwort: „prüfe nicht sondern glaube!" und: „Dein Glauben wird Dich retten! Ein Schlimmes die Weisheit in der Welt, ein Gutes aber die Thorheit!" Freilich waren das auch dieselben Leute, welche sagten: „Kein Weiser komme heran, kein Kluger, denn dies gilt als Böses bei uns. Aber wenn einer unwissend, unverständig, ungebildet, wenn einer unmündig ist, er komme muthig heran!"†) Den Alten war die Leichtgläubigkeit und der Mangel an Bildung unter den frühesten Christen wohl bekannt, daher auch die große Verachtung, in welcher die neue Lehre bei Griechen und Römern stand.††)

---

*) Constantinus Oratio XIX.

**) Lecky, Sittengeschichte I. S. 328.

***) Celsus Wahres Wort Deutsch, v. Keim, 1873. S. 7.

†) a. a. O. S. 40.

††) Wie leicht die Christen der beiden ersten Jahrhunderte von Betrügern ausgebeutet werden konnten und wirklich wurden, beweist die

Von den Zeiten der Stiftung des Christenthums an hat freilich die Zahl der Wunder fortwährend abgenommen und gegenwärtig geschehen gar keine mehr.

Dieses Factum beweist einwurfsfrei, daß die Wunder Erscheinungen sind, welche in Zeiten der Unwissenheit und bei Menschen von befangenem Geiste eintreten. Der Theologe Muzarelli behauptet die Macht der Wunder sei dem Christenthum nur so lange verliehen worden, als es der staatlichen

---

Geschichte des Cynikers Peregrinos, eines Abenteurers, der sich in Syrien und Kleinasien umhertrieb und die schändlichsten Laster verübte, ja seinen eigenen Vater erdrosselte. Lucian berichtet ausführlich über die Rolle, welche derselbe in der Christengemeinde zu spielen verstand: (nach der Uebersetzung von Keim a. a. O. 146). „Da geschah es denn (auf den Landstreicherelen Peregrin's nach der Erdrosselung des leiblichen Vaters), daß er auch die wunderbare Weisheit der Christianer genau erlernte, indem er in Palästina umher mit ihren Priestern und Schriftgelehrten verkehrte; und was weiter? in Kurzem zeigte er sie als Knaben, indem er Prophet und Vorstand der Festgelage (Thiasarch) und Synagogenmeister und Alles in Allem er allein war. Und von den Büchern erklärte er die einen und verdeutlichte sie, viele aber schrieb er auch selbst zusammen und wie einen Gott scheuten ihn jene und gebrauchten ihn als Gesetzgeber und wählten ihn zum Vorstand: in großem Maßstab ja freilich verehren sie noch den Menschen, der in Palästina an den Pfahl aufgehängt worden, weil er dieses neue Mysterium in die Welt eingeführt.

„Damals denn wurde wegen dieses Grundes Peregrinos auch ergriffen uud gerieth in's Gefängniß, was selbst wieder kein kleines Ansehen ihm verschaffte für sein ferneres Leben, seine Windbeutelei und Ehrenjagd, welche er zufällig liebte. Da er nun aber gefesselt war, nahmen die Christianer die Sache als ein Unglück und setzten alle Segel bei, indem sie versuchten, ihn herauszurauben. Dann, als dieses unmöglich war, geschah im Voraus die ganze Bedienung nicht nebensächlich, sondern mit Eifer und vom frühen Morgen an konnte man beim Gefängniß alte Weiblein, etliche Wittwen und Waisenkinder warten sehen; ihre Amtspersonen aber theilten auch die Nachtruhe mit ihm drinnen, nachdem sie die Gefängnißhüter bestochen; dann wurden mannigfaltige Mahlzeiten hineingetragen und heilige Reden derselben wurden geredet und der „gute“ beste Peregrinos (denn auch noch dieses ward er genannt) wurde für einen neuen Sokrates von ihnen gehalten. Auch dem Peregrinos kamen damals viele Gelder von ihnen unter dem Titel der Fesseln und

Anerkennung ermangelt habe. Nachdem diese durch Constantin ausgesprochen worden, wäre kein außerirdischer Beistand mehr nöthig gewesen; als das Christenthum die Macht zur Verfolgung erlangt habe, sei die Macht Wunder zu wirken zurückgenommen worden. Das stimmt freilich mit den Angaben der Kirchenschriftsteller nicht überein, vielmehr endigen bei diesen die Wunder erst in denjenigen Zeiten, welche größere Bildung der Menge aufweisen und in denen eine schärfere Kritik sich geltend macht.

„Von Geschlecht zu Geschlecht", sagt Lecky*) „verkleinerte sich das Gebiet des Wunderbaren und der Kreis des Skepticismus erweiterte sich. Von den zwei großen Abtheilungen dieser Vorgänge ist eine vollständig verschwunden. Hexerei, Besessen-

---

er machte da keine kleine Einnahme. Denn die Unglückseligen haben sich selbst überredet, daß sie ganz und gar unsterblich seien und für alle Zeit leben werden; in Folge davon verachten sie auch den Tod und geben sich selbst freiwillig in Massen dem Tode hin. Sodann aber hat der erste Gesetzgeber sie überredet, als ob sie Alle Brüder von einander wären, sobald sie einmal übergetreten seien und die hellenischen Götter verleugnet haben, statt derselben aber jenen aufgepfählten Sophisten anbeten und den Gesetzen von jenem leben. Also verachten sie Alles gleichmäßig und halten es für gemeinsam, indem sie Solches ohne irgend eine sorgfältige Ueberzeugung angenommen haben. Sofern also irgend ein Gott und kunstgewandter Mensch bei ihnen einkehrt und die Lage zu benutzen versteht, ist er sofort sehr reich mit kurzer Mühe geworden, ungebildete Menschen aus vollem Halse verlachend. Jedoch wurde Peregrinos von dem damaligen Statthalter Syrien's entlassen, einem Manne, der ein Liebhaber der Philosophie war. Indem er seinen Wahnsinn erkannte und daß er das Sterben wohl auf sich nähme, um auf Grund davon Ruhm zu hinterlassen, so ließ er ihn laufen, indem er ihn nicht einmal der Strafe werth achtete" u. s. f.

Peregrinos lebte noch eine Zeit lang sehr luxuriös auf Kosten der Christen, trieb es aber auch diesen endlich zu toll, so daß sie ihn seinem Schicksale überließen. Da trat er zum Heidenthum zurück und verbrannte sich freiwillig und feierlich bei den olympischen Spielen unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius, im Sommer des Jahres 165 unserer Zeitrechnung.

*) Geschichte der Aufklärung in Europa. Deutsche Ausgabe S. 141.

heit und teuflische Krankheiten sind seit lange in das Bereich der Fabel hinübergegangen. Nicht an sie zu glauben war zuerst die Besonderheit einiger weniger vereinzelter Denker; dann war es das Unterscheidungszeichen der gebildeten Klassen bei den fortgeschrittensten Völkern und jetzt ist es das gewöhnliche Gefühl aller Klassen in allen Ländern Europas. Die einst mit jeder heiligen Reliquie und jeder Dorfkapelle verbundenen zahllosen Wunder sind rasch und still verschwunden. Jahr für Jahr wurde selbst da, wo das theologische Bekenntniß unverändert blieb, die Ungläubigkeit augenfälliger. Die Zahl der Wunder verringerte sich fortwährend, bis diese zuletzt beinahe ganz aufhörten und jeder Versuch, sie wieder zu beleben, stieß auf eine allgemeine, unverholene Verachtung. Ueber die Wunder der Kirchenväter geht man mit ungläubigem Hohn oder mit einem bedeutungsvollen Stillschweigen hinweg. Der rationalistische Geist hat sogar versucht, auch die biblischen weg zu erklären, wodurch ihre Stellung in den Systemen der Theologie wesentlich verändert ist. In allen Ländern, in allen Kirchen, in allen Parteien, unter Menschen von jeder Verschiedenheit des Charakters und der Meinung, wird diese Tendenz vorgefunden. Bei jedem Volke ist seine Entwicklung ein Maßstab der intellectuellen Thätigkeit gewesen und hat in regelmäßigem Verlaufe die verschiedenen Schichten der Gesellschaft durchdrungen. Während des letzten Jahrhunderts ist sie mit einer überaus beschleunigten Geschwindigkeit fortgeschritten; die alten Grenzlinien sind überall verdüstert und der Geist der Aufklärung ist der große Mittelpunkt geworden, zu dem der Geist Europas offenbar hinstrebt."

Freilich kann auch heutzutage noch bei gewissen im Allgemeinen sehr gebildeten Leuten der Fall vorkommen, daß sie vorzugsweise gern an Wunder glauben, ja Zeugen vorgefallener

Wunder gewesen zu sein behaupten. Doch sind solche Fälle immer sehr vereinzelt und können sehr wohl auf besondere krankhafte Zustände des Gehirns zurückgeführt werden. Die Phrenologen erkennen sogar, nach dem Vorgange von Gall und Spurzheim, das Vorhandensein eines ganz besonderen „Organs des Wunders“ an und haben viele werthvolle Beispiele gesammelt, aus denen sich der Einfluß des Gehirns auf die psychischen Zustände und speziell auf die Idee und Vorstellung von Wundern klar ergibt. Im fünften Bande des Phrenological Journal wird ein Fall erzählt, wo ein gebildeter Mann von einundvierzig Jahren in Folge einer krankhaften Bildung des Schädels sich andauernd über Geplagtsein von wunderbaren Dingen beklagte, deren Wirkung und Einfluß er spüre, ohne sie jemals sehen zu können. Bei einem Falle von chronischer Entzündung des vorderen Gehirnlappens traten ähnliche Erscheinungen ein. Combe erzählt von einem Manne, der gegen ihn erklärte, daß er eine sonderbare Neigung in sich verspüre, alle Erzählungen wunderbarer Vorfälle instinktmäßig zu glauben. Bloß deren Wunderbarkeit reize dergestalt sein Interesse, daß er sofort und mit großem Vergnügen sie als wahr aufnehmen möchte. Solche und viele andere Beispiele, worauf ich später noch zurückkommen werde, beweisen den entscheidenden Einfluß der Gehirnbildung und der Gehirnaffektionen auf gewisse individuelle Erkenntnißzustände, welche sich neben dem analysirenden Verstand bei einzelnen geltend zu machen streben; wenngleich andererseits die Phrenologen in ihren Annahmen gewisser, an der äußeren Schädeldecke hervortretender „Organe“ zweifellos zu weit gehen.

Wunder finden sich um so häufiger, je niedriger der Bildungsgrad Derer ist, unter denen sie sich ereignen. Chinesische Gaukler erzählen, ohne die Person gesehen zu haben, die ihren

Rath verlangt, nicht nur deren Namen, sondern auch ihre sämmtlichen Familienverhältnisse. Einige Beschwörer lassen die hervorragendsten Männer ihrer Sekte oder ihre Götter in der Luft erscheinen. Früher konnten sie auch einen Bleistift zum Schreiben bringen, ohne daß ihn Jemand anfaßte; derselbe beantwortete beliebige Fragen, auf Papier oder Sand. Sie lassen ferner sämmtliche Bewohner eines Hauses der Reihe nach in einem großen Wasserkessel erscheinen. In demselben zeigen sie ebenfalls die Veränderungen an, welche dem Reiche bevorstehen, sowie die angeblichen Würden, welche diejenigen zu erwarten haben, die zu ihrer Sekte übertreten. In allen Theilen Indiens, sagt de Faira, gibt es staunenswerthe Zauberer. Als Vasco de Gama seine Entdeckungsreise machte, zeigten einige derselben den Leuten in Kalekut in einem Wasserbassin die drei Schiffe, welche er bei sich hatte. Als Don Francisko de Almeyda, der erste Vicekönig von Indien, nach Portugal zurückkehrte, weissagten ihm einige Zauberinnen aus Kochîn, er würde das Kap der guten Hoffnung nicht passiren, und wirklich ward er daselbst begraben. (Dies ist nicht ganz richtig, denn er segelte am Kap vorbei und ward einige Meilen jenseits in der Bucht beerdigt.) Das Folgende ist noch merkwürdiger. In Maskat gibt es Zauberer, welche das Innere eines Gegenstandes mit alleiniger Hilfe ihrer Augen aussaugen können. Vermöge ihrer Sehkraft ziehen sie das Eingeweide aus jedem beliebigen Körper und tödten auf diese Weise manchen Menschen. Einer dieser Zauberer heftete seine Augen auf eine Bateka oder Wassermelone und zog das Innere derselben aus, denn als man sie aufschnitt, war sie leer, und gleichzeitig spie der Zauberer das Fleisch der Frucht aus seinem Munde und überzeugte so die Zuschauer von seiner Kunst. Wird irgend ein Theologe hierin ein Wunder sehen? Sicherlich nicht; im Gegentheil wird

auch der leichtsinnigste Theologe nicht anstehen, in diesem Falle von Taschenspielerei zu sprechen, oder die Richtigkeit der Angaben in Zweifel zu ziehen. Weshalb aber mit zweierlei Maß messen und für alte, sagenhafte Berichte einen Glauben verlangen, der neueren Erscheinungen gegenüber abgewiesen wird? Middleton in seinem berühmten Buche „die freie Forschung" bestreitet überhaupt die Wahrhaftigkeit der Kirchenväter, durch welche uns die frühesten Wunder überliefert worden sind. Nach seiner Ansicht hätten jene religiösen Führer zum Theil Grundsätze angenommen, gepriesen und in ihren eigenen Handlungen befolgt, die nicht nur den Ansprüchen der Heiligkeit, sondern sogar den Forderungen der gewöhnlichen Sittlichkeit zuwider liefen. „Er zeigte, daß sie die Lüge gepriesen, die handgreiflichste Betrügerei geübt, grundsätzlich und gräßlich die Geschichte gefälscht, das System des frommen Betrugs bis zur äußersten Ausdehnung angenommen und ihn fortwährend zur Aneiferung der Frömmigkeit des Volkes angewendet hätten. Dies waren die Anklagen, welche er gegen Männer vorbrachte, um deren Stirn der Heiligenschein seit Jahrhunderten mit ungeschwächtem Glanze gestrahlt hatte, gegen jene großen Kirchenväter, welche das theologische System Europa's geschaffen hatten, welche die Schiedsrichter so vieler Religionsstreitigkeiten und die Gegenstände der Verehrung für so viele Glaubensbekenntnisse waren. Der von ihm geführte Beweis war geradezu auf die Schriftsteller des vierten Jahrhunderts gerichtet, aber er führte ihn auf eine noch frühere Periode zurück. Er sagt: „Erwägt man die überraschende Zuversicht und Sicherheit, mit welcher die vorzüglichsten Kirchenväter des vierten Jahrhunderts als wahr bekräftigt haben, was sie entweder selbst geschmiedet, oder wovon sie mindestens wußten, daß es geschmiedet sei, so kommt man natürlich auf den Argwohn, daß eine so kühne Verläugnung

der heiligen Wahrheit, nicht mit einem Male erzielt und allgemein werden konnte, sondern daß sie nur allmählich bis zu dieser Höhe getrieben wurde durch Gewohnheit und das Beispiel früherer Zeiten und durch eine lange Erfahrung dessen, was die Leichtgläubigkeit und der Aberglauben der Massen zu tragen im Stande ist." *)

Wie leicht der große Haufe der Menschen, selbst heutzutage noch zum Aberglauben geneigt ist, ließe sich durch tausende von Beispielen beweisen.

Im Jahre 1778 nahm ein österreichischer Arzt, Dr. Mesmer, seinen Aufenthalt in Paris, nachdem er wegen Marktschreierei und allerlei Charlatanerie sein Vaterland hatte verlassen müssen. Er behauptete, ein bis dahin unbekannt gebliebenes Fluidum von wunderbarer Wirkung entdeckt zu haben,**) welches bald in vielen Köpfen unter dem Namen des thierischen Magnetismus seinen Spuk trieb. Ganz Paris sprach von den staunenswerthen Resultaten der geheimnißvollen Kraft. Der Wunderthäter, Dr. Mesmer selbst, wurde beinahe vergöttert. Herr v. Maurepas bot ihm im Namen des Königs Ludwig 20,000 Frcs. Leibrente und 10,000 Frcs. jährlich als Wohnungsentschädigung an. Eine Nationalsubscription, bei welcher Lafayette und Ségür je 100 Louisd'or zeichneten, brachte 400,000 Frcs. ein.

Was war aber der Kern der Sache, und worauf reducirten sich alle wunderthätigen Heilungen?

Auf Nichts! Vor den strengen Prüfungen der Wissenschaft wurde der ganze Schwindel des Magnetisirens entschleiert,

---

*) Lecky, Gesch. d. Aufklärung in Europa. Deutsche Ausg. I. Bd. S. 120.

**) Siehe Mesmer, Sendschreiben über die Magnetcur. Wien 1775.

Lavoisier, Franklin, Bailly, Le Roy u. A. führten das Ganze auf seinen wahren Werth zurück.

Hätte Mesmer ein halbes Jahrtausend früher gelebt, so würde er vielleicht heute im Kanon angerufen werden und einen wichtigen Platz unter der Zahl wunderthätiger Heiligen einnehmen; jetzt ist er für uns nichts weiter als ein Betrüger.

Der Ruf, den gewisse Wallfahrtsorte weit und breit beim Volke genießen, ist ebenfalls ein unbegründeter; es ergeht ihnen ähnlich wie den Orakeln der Griechen.

In manchen Wallfahrts-Kapellen finden sich Krücken und andere Insignien menschlicher Gebrechlichkeit, die hier geheilt worden sein soll; von positiven Zeugnissen solcher Wunder findet sich dagegen keine Spur.

Aber nehmen wir selbst einmal an, es sei constatirt, daß ein Gelähmter an irgend einem Wallfahrtsorte den früheren Gebrauch seiner Glieder wiedererlangt hätte; würde uns dies nöthigen, an ein Wunder zu glauben?

Die Mehrzahl der Aerzte und Naturforscher ist dieser Ansicht nicht; denn ihnen sind zahlreiche Beispiele bekannt, in welchen große Aufregung, Freude oder Schreck, langjährig Gelähmten die Zunge gelöst und den Gebrauch der Füße wiedergegeben haben, ohne daß die Religion dabei im Entferntesten interessirt erschien.

Dagegen würde selbst der größte Zweifler nicht anstehen, sofort und mit Recht von einem Wunder zu sprechen, wenn ein Blindgeborner plötzlich sehend würde und dabei gleichzeitig sein Gesicht in Beziehung auf die Abschätzung von Entfernungen zu benutzen verstände; wenn ein Taubstummer den Gebrauch seiner Zunge erlangte und sofort sich seinen Umgebenen verständlich machen könnte. Indeß solche zweifellose Wunder wollen nicht zweifellos eintreten.

Die Frage nach der Wahrheit eines behaupteten Wunders, fällt zusammen mit der Frage: Ist es wahrscheinlicher, daß die bisher so unwandelbar harmonischen Naturgesetze verletzt worden sind, oder daß ein, zwei oder mehrere Menschen eine Lüge gesagt haben? Es giebt viele Beispiele davon, daß Menschen gelogen haben; keines aber von einer Ueberschreitung der Naturgesetze, jener Gesetze, von deren Herrschaft wir allein einige Kenntnisse oder Erfahrung besitzen. Die Geschichte aller Völker liefert zahllose Beispiele von Menschen, welche Andere aus Eitelkeit oder Eigennutz täuschten, oder durch die Beschränktheit ihrer Ansichten und ihre Unkenntniß der natürlichen Ursachen selbst getäuscht wurden; aber wo ist der beglaubigte Fall, daß Gott auf Erden erschienen wäre, um seine eigene Schöpfung Lügen zu strafen? Das Erscheinen eines Geistes würde etwas wirklich Wunderbares sein; aber die Versicherung eines Kindes, es habe einen solchen über den Kirchhof schreiten sehen, wird allgemein als minder wunderbar betrachtet. Alles was wir aus unserer Unkenntniß der Ursache eines Ereignisses zu schließen berechtigt sind, ist die Thatsache, daß wir dieselbe nicht kennen. Hätten die Mexikaner diesen einfachen Grundsatz befolgt, als sie die Kanonen der Spanier hörten, so würden sie letztere nicht für Götter gehalten haben. Die Experimente der modernen Chemie hätten die weisesten Philosophen des alten Griechenlands und Roms nicht auf natürliche Grundlagen zurückzuführen vermocht. Ein Schriftsteller von sehr gesundem Menschenverstande hat die Bemerkung gemacht, daß ein Wunder kein Wunder aus zweiter Hand ist. Er hätte hinzufügen können, daß ein Wunder in keinem Falle ein Wunder ist; denn so lange uns nicht alle natürlichen Ursachen bekannt sind, haben wir keinen vernünftigen Grund andere Ursachen anzunehmen. (Shelley). Aber ganz abgesehen hiervon liegt in dem behaupteten

Zwecke der Wunder, der größte Einwurf gegen die Glaubwürdigkeit derselben. Nach den Lehren der Theologen sind die einzelnen Wunder geschehen, damit die ungläubige Menschheit von der Wahrheit irgend einer durch Gott geoffenbarten Lehre überzeugt werde. Haben aber die Wunder jemals diesen Zweck erreicht? Oder sind sie nicht gerade hier eine Art von Beweisführung, die selbst erst des Beweises ihrer Richtigkeit bedarf? Es ist doch einleuchtend, daß die Allwissenheit die Nutzlosigkeit eines Systems voraussehen mußte, das wie die Erfahrung lehrt, bis auf den heutigen Tag so gut wie ganz erfolglos gewesen ist. Konnte der Beherrscher der Geister, sagt Holbach sehr richtig, statt so vieler Wunder die erfunden sind, um die göttliche Sendung so vieler Gesetzgeber zu beweisen, welche von den verschiedenen Völkern der Erde verehrt werden, nicht sofort den menschlichen Geist von den Dingen überzeugen, die er ihnen bekannt machen wollte? Wäre es nicht entsprechender gewesen, auf eine nicht anzufechtende Art seinen Namen, seine Eigenschaften und seinen unwandelbaren Willen in unauslöschlichen und gleicherweise für alle Erdbewohner lesbaren Zügen hinzuschreiben? Niemand hätte dann die Existenz Gottes, seinen offenbaren Willen, seine deutlichen Absichten, bezweifeln können. Unter den Augen dieses schrecklichen Gottes hätte Niemand die Kühnheit gehabt, seine Befehle zu verletzen. Kein Sterblicher hätte gewagt, den Zorn desselben auf sich herabzuziehen; kein Mensch hätte die Stirne gehabt, in seinem Namen zu betrügen oder seine Gebote der eigenen Laune gemäß auszulegen. Statt dessen berufen sich die Theologen auf kleinliche Erscheinungen, die da oder dort stattgefunden haben sollen und von denen sich bis heute keine einzige vor einer wissenschaftlichen Prüfung bewährt hat.

Viertes Kapitel.

Ueber das angebliche Wunder des Josua.

Dieses Wunder ist eines der sonderbarsten, von denen die Bibel erzählt. Auf Befehl des jüdischen Feldherrn sollen die beiden einflußreichsten Himmelskörper, die Sonne und der Mond, so lange in ihrem Laufe stille gestanden sein, bis sich die streitenden Israeliten an ihren Feinden gerächt hatten.

Zur Zeit, als diese Erzählung verfaßt wurde, befanden sich die Wissenschaften noch in ihrer Kindheit und man darf kühn behaupten, ohne sich den Vorwurf der Anmaßung zuzuziehen, daß Derjenige, welcher zuerst dieses angebliche Wunder der Nachwelt überlieferte, nicht wußte, was er that. Wer der Autor dieser Behauptung ist, muß dahingestellt bleiben. Sie stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Zeit Davids Im Liederbuche Sephr ha-Jaschar, dem Buche der Gerechten, findet sich Josua's Spruch als Bruchstück eines Gedichtes:

> Sonne, stehe still zu Gibeon
> Und du, Mond, im Thale Ajalon!
> Da stand still die Sonne und der Mond blieb stehen,
> Bis sich das Volk gerächt an seinen Feinden.

Aus demselben Liederbuche hat sich nur noch die Todtenklage Davids um Saul und Jonathan erhalten.

Josua, heißt es, befahl der Sonne und dem Monde, stille zu stehen.

Wir müssen vorerst constatiren, daß diese Worte von allen Bibelerklärern, von allen Kirchenvätern, von allen Theologen bis in's siebzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung im buchstäblichsten Sinne verstanden wurden. Ich füge hinzu, daß dies gleichfalls von allen denjenigen Stellen der Bibel gilt, in denen es heißt, daß die Erde in Ewigkeit fest begründet steht (terra in aeternum stat), und daß gerade diese Stellen

lange Zeit hindurch von den Theologen als Mittel benutzt wurden, um die Mathematiker zu widerlegen, welche behaupten, daß die Erde sich bewege, diejenige Bewegung der Sonne aber, der Josua gedenkt, nur eine scheinbare und in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist.*)

Sollte man dies nicht zugeben wollen, so werde ich mich auf das Werk des Mönchs Kosmas**) berufen, welcher um 535 zu Alexandrien lebte und der in dem Streite der Manichäer mit den Kirchenvätern zunächst den Glauben an Antipoden als unbiblisch bekämpft und dann mit der h. Schrift den Beweis liefert, daß die Erde ein feststehendes Viereck ist, an dessen Ecken der Himmel befestigt wurde. Dieses Buch galt lange Zeit bei den Theologen als Richtschnur der überhaupt zulässigen Ansichten über die Gestalt der Erde und die Beweisführung, welche man dort findet, muß noch heute von bibel-

*) Ganz das Gleiche gilt noch von vielen anderen Stellen der Bibel. „In den merkwürdigen Erörterungen des Columbus zu Salamanka", sagt Justus v. Liebig, „verloren die mathematischen Beweise ihre Gültigkeit, wenn sie mit Stellen der Schrift oder deren Erklärungen durch die Kirchenväter zu streiten schienen. „Wie könne die Erde rund sein, da doch in den Psalmen gesagt sei, der Himmel wäre ausgespannt gleich einem Felle?" „Wie wäre es möglich, die Erde anders als für flach zu halten, da der heilige Petrus in seinem Briefe an die Hebräer den Himmel mit einem Tabernakel oder Zelte vergleicht, welches über die Erde ausgebreitet sei?" Sagte nicht der heilige Augustinus, daß die Lehre von den Antipoden mit der historischen Wurzel des christlichen Glaubens durchaus unverträglich sei; denn wer vorführe, daß es bewohnte Länder an der andern Seite der Erde gebe, der nehme an, daß dort Menschen wohnten, die nicht von Adam stammten, da es für dessen Abkömmlinge unmöglich gewesen sei, über das dazwischen liegende Weltmeer zu kommen. Eine solche Meinung müsse der Bibel den Glauben entziehen, welche ausdrücklich erklärt, daß alle Menschen von einem Elternpaare abstammen." — Vergl. Liebig, Chemische Briefe. Bd. 1. S. 44.

**) Topographia Christiana, abgedruckt im 2. Bande der 1706 zu Paris erschienenen Ausgabe der griechischen Kirchenväter.

gläubigen Theologen in der Hauptsache als richtig betrachtet werden. Ich könnte mich ferner auf das im Jahre 1615 erschienene Buch*) des neapolitanischen Karmelitermönchs Foscarini stützen, in welchem dieser den Beweis zu liefern unternahm, daß die Bibel kein wissenschaftliches Werk sei, sondern sich ganz einfach dem Scheine und der Fassungskraft der Menge anbequeme, daher sie auch habe sagen können, die Sonne bewege sich und die Erde stehe still, während es in der That umgekehrt sich verhält.

Die römische Inquisition und die Congregation des Index war dieser Ansicht keineswegs, sie hielt streng an dem Wortlaute der Bibel und verdammte und unterdrückte Foscarini's Buch.**) Gleichzeitig sprach das heilige Collegium in seinem Decrete gegen Foscarini das Verbot des unsterblichen Werkes von Copernicus aus, in welchem dieser zuerst die wahren Verhältnisse des Sonnensystems auseinandersetzt.

Schlimmer noch war es fünfzehn Jahre früher dem gelehrten und edlen Giordano Bruno ergangen. Seine freisinnigen Ansichten***) nicht minder wie seine Behauptung, daß jeder Fixstern eine Sonne sei, um die sich Planeten ähnlich unserer Erde, bewegten, hatten ihm den ganzen Zorn der römischen Inquisitoren zugezogen. Ergriffen und nach Rom gebracht, wurde er hier am 17. Februar des Jahres 1600 verbrannt. Als das Todesurtheil ihm verkündet ward, sagte der nicht gebeugte Mann die schönen, muthigen Worte: Ma-

*) Dasselbe ist in der 1811 zu Mailand erschienenen Ausgabe der Werke Galilei's wieder abgedruckt worden.

**) Arago's sämmtliche Werke. Deutsche Ausgabe. Bd. 3. S. 200. — Lecky, Geschichte der Aufklärung in Europa. Deutsche Ausgabe. Bd. 1. S. 213, wo die Hauptstelle aus dem Decrete der Index-Congregation mitgetheilt wird.

***) S. Bartholmèss, G. Bruno de Noda. Paris. 1846. 2 volms.

jori forsitan cum timore sententiam in me fertis quam ego accipiam.*)

Wer weiß schließlich nicht, welche Folgen für Galilei die Lehre von der Bewegung der Erde nach sich zog? Knieend mußte der große Gelehrte seine Behauptungen vor dem Inquisitionstribunale abschwören.

Der Jesuit Riccioli hat uns die Abschwörungsformel aufbewahrt. Sie lautete:

„Ich Galileo Galilei, Sohn des verstorbenen Florentiners Vincenzo Galilei, 68 Jahre alt, persönlich vor „Gericht gefordert, vor Euch, hochwürdigste Eminenzen, Cardinäle des allgemeinen Reiches der Christenheit, Generalinquisitoren gegen die ketzerische Bosheit, knieend und das „hohe und heilige Evangelium vor Augen habend und mit „meinen eigenen Händen berührend, — ich schwöre, daß ich „immer geglaubt habe, jetzt glaube und mit Gottes Hülfe „auch in Zukunft glauben werde Alles, was die heilige „katholische und römisch-apostolische Kirche annimmt, lehrt „und predigt. Aber weil dieses heilige Officium mir von „Rechtswegen befohlen hat, vollständig die falsche Meinung „aufzugeben, nach welcher die Sonne der Mittelpunkt der „Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt ist und sich bewegt, und weil ich dieselbe weder behaupten, noch vertheidigen, noch auf irgend eine Weise durch „Wort oder Schrift beweisen konnte, und nachher, als mir „erklärt worden war, daß die genannte Lehre der heiligen „Schrift entgegen wäre, ein Buch geschrieben und habe „drucken lassen, in welchem ich die verdammte Lehre abhandele und sehr wirksame Gründe ihr zu Gunsten aufstelle,

*) d. h.: „Mit größerer Angst vielleicht verkündigt Ihr mir dieses Urtheil, als ich bei dessen Vernehmung empfinde."

„ohne irgend eine Lösung hinzuzufügen; — so bin ich deß„halb der Ketzerei: geglaubt und behauptet zu haben, die „Sonne sei der Welt Mittelpunkt und unbeweglich, die „Erde dagegen nicht der Mittelpunkt und beweglich, sehr „verdächtigt erachtet worden.

„Um nun diesen starken, mit Grund gegen mich erho„benen Verdacht aus der Seele Eurer Eminenzen und jedes „katholischen Christen zu vertilgen, so schwöre, verwünsche „und verfluche ich mit redlichem Herzen und nicht erheu„cheltem Glauben alle genannten Irrthümer und Ketzereien, „sowie überhaupt jeden andern Irrthum und jede Meinung, „welche der genannten heiligen Kirche entgegen ist, auch „schwöre ich, in Zukunft weder mündlich, noch schriftlich „etwas zu sagen oder zu behaupten, was ähnlichen Verdacht „gegen mich begründen könnte; und sollte ich einen Ketzer „oder der Ketzerei Verdächtigen kennen, so werde ich ihn dem „heiligen Officium oder dem Inquisitor oder meinem Diö„cesanbischofe anzeigen. Außerdem schwöre und verspreche „ich, alle Bußübungen, welche mir das heilige Officium „auferlegt hat oder auferlegen wird, vollständig zu beob„achten und zu erfüllen. Wenn es mir sollte begegnen, „gegen einige meiner Worte, Versprechen, Betheuerungen „und Schwüre zu verstoßen, was Gott verhüten wolle, „schwöre und verspreche ich, mich allen Leibes- und Lebens„strafen zu unterwerfen, welche durch das heilige kanonische „Recht und andere allgemeine und besondere Bestimmungen „gegen solche Missethäter festgesetzt und bekannt gemacht „worden sind. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges „Evangelium, das ich mit meinen Händen berühre.

„Ich, obengenannter Galileo Galilei, habe abgeschworen, „geschworen, versprochen und mich wie vorstehend verpflichtet,

„zu dessen Beglaubigung ich die gegenwärtige, geschriebene „Urkunde meiner Abschwörung eigenhändig unterschrieben „und zu Rom im Kloster Minerva am 22. Juni 1633 „Wort vor Wort gesprochen habe.

„Ich, Galileo Galilei habe wie oben mit eigener Hand „abgeschworen.“ *)

Dem Urtheile seiner Richter zu Folge wurde der berühmte Gelehrte zur Haft in den Gefängnissen der Inquisition verdammt, so lange es dem Papste beliebe. Letzterer war der Ansicht, daß des Galilei und (Copernikus) Lehren von der Bewegung der Erde ebenso verderblich seien, wie die Schriften Calvin's und Luther's.

Im Jahre 1671 bezeichnete noch Dr. John Owen, einer der ansehnlichsten Prediger der Independenten, das Copernikanische Planetensystem als eine neue Hypothese, welche auf fehlbare Phänomene gebaut sei und auf manche willkürliche Voraussetzungen sich stütze, dabei aber den offenkundigsten Beweisen der heiligen Schrift zuwiderlaufe und so wahrscheinlichen Gründen, wie irgend welche zu ihrer Bestätigung angeführt werden könnten.

Es ist sonach unwiderlegbar bewiesen, daß die Theologen bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts diejenigen Stellen der Bibel, welche über die Bewegung der Sonne reden, wörtlich für wahr hielten, ja sogar die damals sich langsam bahnbrechende richtige Meinung (von der Unbeweglichkeit der Sonne) durch Verfolgungen jeder Art zu unterdrücken suchten.

---

*) Arago's sämmtliche Werke. Bd. III. S. 203—204, woselbst sich auch die Namen der Cardinäle finden, welche das Urtheil unterzeichnet haben, nämlich: d'Askoli, Bentivoglio, di Cremona, St. Onufrio, Gypsius, de Varospi und Ginetti.

Heute freilich, wo die Wissenschaft die Welt beherrscht, haben sich auch die Theologen der Lehre von der Bewegung der Erde anschließen müssen. Es blieben ihnen dabei nur zwei Annahmen: entweder die Bibel spricht figürlich, wie bereits Foscarini behauptete, die Kirchenlehrer aber mehr als anderthalb tausend Jahre bestritten hatten; oder aber, die Bibel enthält offenkundige Irrthümer. Man entschied sich, wie bemerkt, für das erstere, die Erde bewegt sich, und Moses und die Propheten, die Kirchenväter und Kirchenlehrer sind in diesem Punkte unwissend gewesen.

Sonach hat also auch Josua offenbar, indem er der Sonne Stillstand gebot, sagen wollen: Erde stehe still!

Die Theologen behaupten, dies sei nun in der That erfolgt, die Erde habe ihre Bewegung (um sich selbst und um die Sonne) für eine gewisse Zeit aufgegeben.

Begreift man aber, welche Folgerungen diese Annahme nach sich zieht?

Wenn man in einem Wagen schnell fährt, so fühlt man bei dem plötzlichen Stillstande desselben unwillkürlich einen Stoß nach vorwärts. Es ist dies eine Folge der Schwungkraft. Ganz das Gleiche gilt von der Erdkugel. An der Bewegung derselben nehmen alle Gegenstände Theil. Würde sie plötzlich aufgehoben, so müßten nothwendigerweise alle Körper an der Oberfläche vorwärts geschleudert werden. Mit welcher Gewalt dies geschehen würde, kann man aber schon daraus ermessen, daß am Aequator jeder Körper in der Minute einen Weg von $3^3/_4$ geographischen Meilen, um die Erdaxe kreisend, zurücklegt und sich gleichzeitig 250 Meilen weit durch den Raum um die Sonne bewegt.

Wenn diese Bewegungen auch nur eine einzige Secunde aufgehoben wären, so würde hierdurch das Signal zu allgemeinster

Zerstörung gegeben sein. Dann erhöbe sich das Meer aus seinem alten Bette, überschwemmte das gesammte Festland und schäumende Wogen würden an den Spitzen der Berge branden; kurz, das ganze Menschengeschlecht wäre dem gewissen Untergange geweiht.

Das würden die Folgen von Josua's unüberlegtem Befehle gewesen sein, falls in der That die Gestirne ihm gehorcht hätten.

Sollte man nicht meinen, durch solche Argumentation wäre die Erzählung von dem Wunder Josua's auf ihren wahren Werth zurückgeführt? Doch man täuscht sich. Die Theologie ist viel zu bewandert in der sophistischen Vertheidigung von Albernheiten, als daß sie so gar schnell den Muth verlöre.

In der That, so rufen die Theologen aus, der Gott, welcher die Kraft besaß, die Bewegung der Erde und des Mondes zu hemmen, besaß gewiß auch die Gewalt, jene schrecklichen Wirkungen der Schwungkraft zu verhüten, welche hierdurch auf der Erde entstehen mußten.

Nehmen wir einmal an, dies sei wirklich der Fall gewesen und sehen zu, ob dann nicht noch außerdem weitere Katastrophen zu verhüten blieben.

Sobald die Schwungkraft vernichtet ist, tritt die Tendenz zum Fallen ein. Die herumgeschwungene Schleuder bleibt gespannt; so lange das Herumschwingen und die hierdurch hervorgerufene Schwungkraft fortdauert, hört dies auf, so fällt der Stein sofort zur Erde.

In ähnlicher Weise läßt sich mathematisch beweisen, daß auch der Mond auf die Erde herabfallen müßte, sobald seine Schwungkraft vernichtet würde.

Die Erde ihrerseits würde unter den gleichen Verhältnissen mit dem Monde auf die Sonne herabstürzen.

Die Theologen sind also gezwungen, ferner anzunehmen, daß durch einen besonderen Akt seiner Allmacht, Gott auch das Herabfallen des Mondes auf die Erde und der Erde auf die Sonne verhindert, beide Weltkörper vielmehr mit mächtiger Hand gehalten habe.

Doch auch damit reicht man noch nicht aus.

Wie wir wissen, bewegt sich die Erde um die Sonne; die neuere Wissenschaft hat nun nachgewiesen, daß die Sonne mitsammt allen Planeten, Monden und Kometen, sich ebenfalls unter den Fixsternen fortbewegt.*) Würde nun die Erde eine Zeit lang absolut still stehen, so würde sich hierdurch offenbar ihre Entfernung von dem immer mehr voranschreitenden Sonnensysteme ändern; ihre Bahn und die Lage ihrer Bahn erlitten eine Umgestaltung; ja, wie sich mathematisch beweisen läßt, selbst die Gestalt und Lage der Mondbahn würde eine andere werden.**)

Die Theologen sind nicht bescheiden genug, um Angesichts solcher Folgerungen von ihrem vorgeblichem Wunder abzustehen. Sie lassen lieber nach dem Befehle eines halbbarbarischen, unseren heutigen Begriffen nach uncivilisirten Menschen (Josua), das ganze Weltall in Unordnung gerathen, ehe sie sich als des Irrthums überwiesen bekennen.

*) Ueber die Translation des Sonnensystems, welche Bradley bereits ahnte und deren Existenz Herschel zuerst erwies, vergleiche Kosmos, Bd. I. S. 150 u. 414, Bd. III. S. 280 u. 287, sowie auch die der kgl. astronomischen Gesellschaft zu London 1864 vorgelesene neueste Abhandlung von Dunkin.

**) Allgemein verständliche Erläuterungen hierüber findet man in dem ausgezeichneten Werkchen des Directors der kgl. Sternwarte zu Greenwich, Airy, Populäre physische Astronomie. Deutsch von K. L. Edlem von Littrow. Stuttgart. 1839. Strengwissenschaftliche Untersuchungen über diese Verhältnisse finden sich in Laplace's Mechanik des Himmels, in welcher dieser große Geometer nach dem Vorgange des Göttinger Astronomen Mayer die Sonnenentfernung aus gewissen Mondbewegungen berechnet.

Nun wohl, selbst diese Ausflüchte helfen nichts.

Die Wissenschaft ist im Stande, nachzuweisen, daß seit vier Jahrtausenden weder die Erdbahn noch die Mondbahn Veränderungen erlitten haben, welche ähnlich den von den Theologen angenommenen, durch übernatürliche, außerhalb aller menschlichen Berechnung liegende Ursachen entstanden sind. Ich will den Weg anzudeuten versuchen, auf welchem dieser Beweis geliefert worden ist.

Es ist bekannt, daß der Mond in etwa 27¼ Tagen (genauer in 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten 11½ Secunden) einmal einen Umlauf um den Himmel vollbringt und dabei von Zeit zu Zeit eine Sonnenfinsterniß erzeugt.

Nun berichtet uns der Schu-king der Chinesen von einer Sonnenfinsterniß, welche unter der Dynastie des Kaisers Chung-Kang angeblich vor viertausend Jahren eingetreten sein soll.*)

Die Angaben dieses ältesten Buches, von dem wir wissen, bestätigen sich. Jene Finsterniß trat ein im 2158. Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, zu einer Zeit, als den Angaben der Bibel zu Folge Noah noch gelebt haben muß.

Die Rückwärtsrechnung der Astronomen ist aber unter der

*) Der gelehrte Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, M. Biot, berichtet in einer Arbeit über die Geschichte der chinesischen Astronomie die näheren Umstände, welche dem Schuking zu Folge jene Finsterniß begleiteten. Hiernach trat dieselbe ein am ersten Tage des dritten Herbstmonats im Kalender der Hia; Sonne und Mond standen im Sternbilde Fang, das zwischen den Stundenkreisen von ω und ξ des Scorpions liegt. Das Jahr ist unbekannt, man weiß nur, daß die Finsterniß im zweiundzwanzigsten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung eingetreten sein soll. Man hat lange an der Existenz dieser alten Finsterniß gezweifelt. Durch Anwendung der von Hofrath Hansen berechneten Säcularänderungen der mittlern Länge des Mondes ergibt sich die bisher fehlende Uebereinstimmung mit den Angaben sämmtlicher alten Finsternisse.

unbedingten Annahme ausgeführt worden, daß keinerlei übernatürliche Ursachen die Bewegung des Mondes und der Erde zwischen heute und dem Jahre 2159 v. Chr. beeinflußt haben. Wäre letzteres der Fall, so könnte die Rechnung, da sie hierauf keine Rücksicht zu nehmen weiß, nicht zu einem Resultate gelangen. Man muß auch nicht etwa glauben, jene Rechnungen führten unter allen Umständen zu einem bejahenden Ergebnisse selbst dann, wenn die Angaben des Schu-king rein erfunden wären. Denn bereits früher, ehe man die Elemente der Mondbewegung mit derjenigen Genauigkeit kannte, welche wir heute zu den Errungenschaften des menschlichen Geistes zählen dürfen, hat man verschiedene Versuche gemacht, die Finsterniß des Schu-king unter denjenigen des 22. Jahrhunderts v. Chr. nachzuweisen. Aber alle diese Versuche blieben erfolglos und erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, die Aechtheit der Angaben des Schu-king außer allen Zweifel zu setzen.*)

---

*) Der Schu-king ist sonach das älteste Buch, von dem wir Nachrichten haben. Dagegen hat sich das hohe Alter, welches die Indier mehreren ihrer Literaturerzeugnisse beilegen, ebensowenig bestätigt wie jenes des Thierkreises von Denderah, der nach Champollion's classischen Untersuchungen, weit entfernt 18,000 Jahre alt zu sein, wie einst Düpuis annehmen zu müssen glaubte, wahrscheinlich um den Beginn unserer Aera erbaut wurde. Karl Riel hat mit überzeugenden Gründen dargethan, daß die Sphäre von Denderah erst zur alexandrinischen Zeit und auf Grund alexandrinischer Wissenschaft gebildet ist. Dieser Sternkalender ist nach den Aufgängen der Sternbilder geordnet, sodaß den Monaten desselben die aufgehenden, nicht aber diejenigen Bilder entsprechen, in welchen die Sonne steht.

Dagegen sind die Pyramiden zweifellos weit älter. Mahmud-Bey, der Astronom des Vicekönigs von Aegypten, ist neuerdings durch Untersuchungen der Neigungswinkel der Pyramiden von Memphis, mit Hinweisung auf die astrologischen Lehren der alten Nilthal-Bewohner, zu dem Resultate gelangt, daß die Pyramiden spätestens im 33. Jahrhunderte v. Chr. erbaut wurden. Dieses Resultat stimmt auffallend

Sonach ist also auf streng astronomisch-mathematischem Wege der Beweis geliefert worden, daß jenes angebliche Wunder Josua's niemals stattgefunden hat; daß es nichts anderes wie eine unbegründete Sage ist, ähnlich denjenigen Legenden, mit welchen alle Völker des Erdballes ihre Geschichte ausschmücken.*)

genau mit der Berechnung von Bunsen, der zu Folge Cheops 34 Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung gelebt hat. Die genaue Jahresrechnung der Aegypter, welche sich eigentlich noch heute in unserer Kalenderrechnung erhalten hat, begann nach den Untersuchungen von Riel mit dem 1. Thot (4. Juli) des Jahres 1766 vor Christus. Das Jahr bestand nur aus 365 Tagen, trotzdem blieb es stets mit dem Himmel in Uebereinstimmung; wie dies geschah war ein Geheimniß der ägyptischen Priester und ist es fast bis auf den heutigen Tag geblieben. Vor kurzem hat indeß Karl Riel dieses Geheimniß ergründet und nachgewiesen, daß die ägyptischen Priester in ihrem Kalender alle 4 Jahre den Tag des Siriusaufganges, den 15. Thot (19. Juli unseres Kalenders) doppelt zählten, diesen Doppeltag aber nur als einen rechneten, wie wenn die Sonne nur einmal auf- und untergegangen wäre. Mit Hülfe ägyptischer Priester hat später Julius Cäsar die Geheimnisse des Kalenders studirt und als Frucht seines Aufenthaltes zu Alexandrien begann er seine berühmte Reform der Jahresrechnung. Das erste Jahr dieses sogenannten Julianischen Kalenders begann mit dem 1. Januar 45 vor Chr., es griff also noch zur Hälfte in das mit der Nilschwelle 46 vor Chr. im Juli beginnende altägyptische Jahr ein und dieses war gerade ein Schaltjahr, in welchem der 15. Thot doppelt gezählt wurde. Cäsar brachte den fälligen Schalttag ebenfalls durch Doppelzählung sofort in Rechnung und fügte damit seinen Schaltkreis dem altägyptischen unmittelbar ein, jener ist aber die Grundlage unseres heutigen Kalenders, dessen Schaltprinzip also sich bereits 36 Jahrhunderte hindurch forterhalten hat.

*) „Nur die menschliche Eitelkeit ist das Princip der Geschichte", sagt Ludwig Feuerbach in seiner Abhandlung über das Wesen der Religion. Der scharfsinnige Denker ist zweifellos hiermit der Wahrheit näher gekommen, wie der gelehrte Josias Bunsen, der sich bemühte, das göttliche Princip in der Geschichte nachzuweisen. Die Richtigkeit von Feuerbach's Ansicht beweist u. A. recht deutlich die Geschichte der Indo-Chinesen, wie sie Dr. A. Bastian nach den einheimischen Quellen bearbeitet hat, in dem höchsten Grade aber unter allen asiatischen Völkern die Geschichte der Juden selbst.

Ganz neuerlich haben einige Theologen gegenüber den Einwendungen der Wissenschaft ihre Zuflucht zu einer Erklärung des Josua'schen Wunders genommen, die in mehrfacher Hinsicht noch widersinniger ist wie der Bibelbericht selbst. „Aus dem Berichte des Buches Josua über das Stillestehen der Sonne" sagt Reusch in seinem Buche „Bibel und Natur", „entnimmt jeder Exeget der Gegenwart ganz dasselbe (?), was alle schlichten Leser aller Zeiten daraus entnommen haben: daß jener Tag von Gott verlängert worden sei. Daß dieses aber nicht wirklich durch eine Hemmung der Bewegung der Sonne bewirkt worden ist, haben bis auf Copernikus wahrscheinlich alle Bibelleser nicht gewußt, und wissen vielleicht noch jetzt manche nicht — ohne allen Schaden für ihre Seele." Dieser zahme Ausspruch eines heutigen Theologen steht in merkwürdigem Widerspruche mit den Angaben der Geschichte, die zeigt, was die alten Exegeten aus jener Stelle wirklich entnommen haben und wie sie mit Feuer und Schwert gegen Diejenigen wütheten, die nicht der Ansicht waren, daß die Sonne thatsächlich auf Befehl Josua's stillgestanden habe. Heute sagt freilich Reusch, der Tag wurde verlängert, ohne daß die Sonne hiermit etwas zu schaffen hatte. Diese „theologisch-exegetische" Erklärung hat nun allerdings den Vortheil, daß die keinen Widerspruch duldende rechnende Astronomie ganz ausgeschlossen wird, es ist aber auch der Einzige. Denn die Frage: Auf welche Art und Weise wurde der Tag verlängert? bleibt unerörtert, ja sie wird nicht einmal aufgeworfen. Gesetzt aber dies wäre der Fall, welche Antwort könnte der Exeget dem Fragenden geben? Gewiß keine befriedigende, meist gar keine. Verstände er etwas von Optik, so würde er vielleicht an eine absonderliche, ungewöhnliche Strahlenbrechung erinnern, durch deren Einfluß die in Wirklichkeit unter den Horizont gesunkene Sonne eine

gewisse Zeit lang scheinbar über den Horizont gehoben wurde; oder auch könnte er der phosphorescirenden Nebel gedenken, die mitunter in dunkler Nacht einen gewissen Helligkeitsschein verbreiten; vielleicht gar würde er zu den Nordlichtern greifen oder zu einer die Nacht erleuchtenden vulkanischen Eruption: aber alle diese Erklärungen würden doch nur Ausflüchte sein und auch von jedem denkenden Menschen hierfür genommen werden, ja der erklärende Theologe müßte dies schließlich selbst einsehen. In der That, wenn man in solch' „freier" Weise die Bibel auslegen, oder vielmehr in solch' gezwungener Art ihre Unfehlbarkeit vertheidigen zu können glaubt, dann darf man auch schlechtweg annehmen, dem Texte Genüge zu leisten, wenn man die „Verlängerung des Tages", d. h. die Helligkeit davon herleitet, daß ein Gewitter einen benachbarten Wald entzündete und dessen Flammen dem Volke Israel leuchteten, bis es sich an seinen Feinden gerächt hatte.*) Wie ungleich erhabener und der Gottheit würdiger als in der jüdischen Sage, aber heißt es in der griechischen Erzählung, daß Hera den Helios in die Fluthen sandte, um die Greuel der Schlacht zu verkürzen!

*) Bis jetzt haben „die Exegeten und schlichten Leser aller Zeiten" auch an eine übernatürliche Wolken- und Feuersäule geglaubt, welche beim Auszug aus Aegypten den Juden voraufzog. Für den Vorgang findet sich aber auch eine sehr natürliche Erklärung.

Ein französischer Ingenieur, der sich viel mit dem Isthmus von Suez beschäftigte, den er nivellirte und mappirte, lange bevor Ferdinand von Lesseps die Durchstechungsfrage anregte, Linant de Bellefonds erzählt, daß noch heute an der Spitze der großen alljährlich von Kairo nach Mekka ziehenden Karawane ein Mann auf einem Kameele reitet, den die Wolken- und Feuersäule begleitet. Es ist der sogenannte Scheich-el-Gamal, in dessen Familie das Amt des Vorreiters erblich. Dieser Führer hat während der ganzen Fahrt Tag und Nacht bei jedem Wetter an seinem Leibe keine andere Bekleidung als ein kurzes Beinkleid. Ihn umringen stets Leute ausgerüstet mit langen Fackeln, die bei Nacht Feuerschein, bei Tage an schwierigen Stellen

Fünftes Kapitel.

Ueber den Stern, welcher die sogenannten Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem führte.

Die Erzählung von den arabischen oder morgenländischen Herrschern welche nach Bethlehem kamen, um, aufmerksam gemacht durch einen vor ihnen herziehenden und schließlich über einem Hause stehen bleibenden Stern, das neugeborne Christuskind anzubeten, ist allbekannt. Noch heute zeigt man im Dome zu Köln die Häupter (drei an der Zahl) jener Herrscher; sie wurde von dem Erzbischofe Reinold von Dassel am 23. Juli 1164 nach der alten Rheinstadt gebracht. Bis dahin hatten sie in der Kathedrale zu Mailand geruht; jedoch existirt keinerlei Urkunde über ihre Aechtheit. Dieß muß selbst Dr. Floß gestehen,*) indem er sagt: „Fragt man, welche Bewandtniß es mit der Auffindung (der Reliquien der drei Weisen)

---

zwischen Sanddünen und Hügeln Rauch erzeugen, der bei Windstille gerade in die Höhe steigt und weithin sichtbar ist. Als Zeichen, daß der Lagerplatz erreicht ist, gilt das Stillstehen der Fackeln.

Linant ist der Ansicht, daß die Juden in der Nacht vor ihrem Durchzuge die Fackeln an derselben Stelle ließen, um die nachsetzenden Aegypter über ihren Marsch zu täuschen. Ihm gilt es als orientalische Redeweise, wenn es im 13. Kapitel des 2. Buches Moses heißt: „Und der Herr zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete zu reisen Tag und Nacht." — Auch des Bitterwassers von Mara gedenkt der französische Aegyptologe, welches das Murren der Juden hervorrief, und bewirkte, daß Moses „schrie zu dem Herrn, und der Herr weisete ihm einen Baum, den that er in's Wasser, da ward es süß." Linant weist nun nach, daß noch heutzutage die Beduinen brackiges und schwefelhaltiges Wasser durch Hineinwerfen von Früchten des Kappernstrauches oder eines, Assaf-el-Seder genannten Holzes trinkbar zu machen pflegen. („Natur" 1877 S. 250.)

*) Vergl. das Dreikönigenbuch von Dr. H. J. Floß. Bonn. 1864. S. 54.

durch (die Kaiserin) Helena und der Uebertragung durch Eustargius habe, so kann von einem historischen Werthe der Legende wohl nicht die Rede sein."

Aber nicht allein die Aechtheit der Reliquien der drei Könige ist eine überaus zweifelhafte, sondern die ganze Erzählung der Bibel überhaupt beweist, daß man es hier nur mit einer frommen Sage zu thun hat.

In der That, die ganze Astronomie kennt keinen Stern, von dem es möglich wäre, einem Wanderer gewissermaßen als Wegweiser voraufzuziehen und schließlich über einem Hause senkrecht still zu stehen. Wir wissen heute, daß die Sterne des Himmels keine Lämpchen sind, welche nach der kindlichen Ansicht die Nacht erhellen sollen; wir wissen vielmehr, daß jene Gestirne Weltkörper gleich unserer Erde sind, die uns nur wegen ihrer unfaßbaren Entfernung so klein und schwach leuchtend erscheinen. Daher ist es gerade so unmöglich, daß ein Stern einem Menschen voraufziehe und schließlich über einem Hause stehen bleibe, wie ein Berg in meilenweiter Entfernung sich bewegen wird, um einer Milbe eine gewisse Stelle auf einem Hirsenkorne anzuzeigen. Dies ist eine so einfache Wahrheit, daß man sich in der That wundern muß, wie ein nur halbweg Gebildeter ihr noch widersprechen kann. Nichtsdestoweniger widmet J. Kreuser in seinem „Dreikönigenbuche" ein ganzes Kapitel der Frage, ob der Stern, welchen die Magier sahen, sechseckig oder achteckig gewesen sei! Leider aber hat dieser gute Mann keine Idee von naturwissenschaftlicher Forschung. Er weiß nicht, daß die sechs oder acht Strahlen, welche die Sterne beim Anblicke mit bloßem Auge auszusenden scheinen und wodurch sie in minder scharfen Augen eine Art von sechs- oder achteckiger Gestalt annehmen, bloß subjektive

Erscheinungen sind und alle Sterne ohne Ausnahme eine kugelförmige Gestalt besitzen.*)

Die biblische Erzählung von der Anbetung des Christuskindes ist also, soweit sie den Stern betrifft, jedenfalls eine erdichtete, ja nach den Widersprüchen bei Matthäus und Lucas zu schließen, von denen der eine die Eltern Christi nach Aegypten flüchten, der andere sie nach Nazareth zurückkehren und alljährlich zum Osterfeste nach Jerusalem gehen läßt, überhaupt eine reine Sage.

Der Ursprung der Sage von den drei Königen und des Dreikönigenfestes ist aber wahrscheinlich in der germanischen Mythologie zu suchen. Die Bibel und die ältesten christlichen Schriften wissen nichts von Königen und von der Dreizahl; auf altkirchlichen Kunstwerken findet man nicht selten zwei oder vier Magier das Christuskind anbeten.

Man weiß aus den Briefen, welche Papst Gregor der Große an den Apostel Germaniens, Bonifacius, richtete, sowie von verschiedenen anderen Seiten her, daß man den heidnischen Gottheiten der Deutschen, den Bräuchen und den Festen, welche sich aus dem Andenken des Volkes nicht sogleich vertilgen ließen, eine christliche Deutung beilegte und sie unter dieser

---

*) Diese falschen Strahlen sind nicht für alle Augen gleich groß und gleich zahlreich, bei wenigen ausnahmsweise scharfen Augen fehlen sie gänzlich. „Betrachtet man den Jupiter," sagt Arago in den Comptes rendus de l'Ac. des Sc. T. XV. pag. 751, „mit bloßen Augen, so erscheint er als centraler Punkt von dem Strahlen nach allen Seiten hin divergiren, die mehr oder minder lang sind. Bei dem einen Beobachter überschreiten die Strahlen nicht drei, vier oder fünf Bogenminuten, bei dem andern erreichen sie zwölf bis fünfzehn Minuten. Ein kleines Fernrohr, in welchem Objectiv und Ocular fast dieselbe Brennweite haben, und das also nicht vergrößert . . . . zerstört nicht ganz die falschen Strahlen, vermindert indeß sehr bedeutend ihre Ausdehnung." Vergl. Arago's sämmtl. Werke, deutsche Ausgabe. Bd. XV. S. 310. In Fernrohren von einiger Güte verschwinden die Strahlen gänzlich.

Form fortbestehen ließ. Während einerseits die alten Heidengötter zu Teufeln umgestaltet wurden, gingen sie anderseits als Heilige in den christlichen Cultus über. An den Stätten der heiligen Haine wurden Kirchen und Klöster gebaut, der Thorshammer wurde mit dem Kreuze vertauscht, die alten Götterzeichen an heiligen Bäumen in sogenannte Bilderstöcke verwandelt und die Kraft der Zauberrunen und Heilthümer auf die Todtengebeine der Heiligen, auf Reliquien, übertragen, und wie man ehedem Gegenstände an die heidnischen Götterzeichen und Heilthümer anstrich, um sie mit Zauberkraft auszurüsten, so strich man sie später an die christlichen Reliquien an. Dadurch, daß das Christenthum herrschend wurde, war der europäische Aberglauben nicht vermindert, sondern nur in neue Formen umgegossen worden. Heidnische Ceremonien wurden in christlichen Kirchen eingerichtet; nicht nur der Aufputz des Götzendienstes, auch seine Dogmen kamen bald hinzu, wurden der neuen Religion einverleibt und in ihren Geist hineingearbeitet, bis nach wenigen Generationen das Christenthum eine so abenteuerliche und widerwärtige Form angenommen hatte, daß seine besten Züge verloren und seine ursprüngliche Liebenswürdigkeit gänzlich zerstört war.*)

Das Weihnachtsfest, das die Verjüngung der Sonne feierte, trägt wie Ostern noch den alten heidnischen Namen: Es wurde das Fest der zwölf heiligen Nächte oder der dreizehn Tage genannt und war das Hauptfest unserer heidnischen Voreltern, das wahrscheinlich mit dem Tanfanafeste (dem Feste der Tannenzweige) zusammenfällt. Jeder der dreizehn Tage hatte seine besonderen mythologischen Beziehungen, die theilweise noch in den Namen und Volksbräuchen erkennbar und in schriftlichen

*) **Buckle, Geschichte der Civilisation in England. Deutsche Ausg. I. 1. S. 224.**

und mündlichen Ueberlieferungen erhalten sind. Der erste Tag galt der Wiedergeburt der Sonne; der letzte aber den Alben oder Elfen, den diis minoribus, deren Andenken noch im Volke fortlebt. Dieser Elfen, die oft als gütige Engel, oft als schädliche, boshafte Gespenster (Unholde) erscheinen, gab es den Ständen des deutschen Volkes entsprechend, drei sehr zahlreiche Gruppen, deren jede ihren König hatte, nämlich: 1) Lichtelfen, Hellmännlein oder Luftgeister; ihr König hieß Elferich oder Alberich; 2) Wasserelfen, Nöcken, Nixen oder Mummeln unter ihrem Nöckenkönige (vielleicht identisch mit dem Erlkönige); 3) Dunkelelfen, Schwarzelfen, Bergmännchen, Kobolde oder Gnomen unter dem Zwerg- oder Bergkönig. Der Elfenfesttag am 6. Januar, auch Epiphania oder das Fest der Erscheinung, vom Landvolke in Bezug auf die zwölf Weihnächte auch der dreizehnte Tag genannt, ist gleichfalls der Tag der heiligen drei Könige. Eine auffallende Uebereinstimmung der Elfenkönige mit den biblischen drei Königen, liefern die Festbräuche und verschiedene Eigenschaften in beider Wesen; liefert der Waltungskreis, worin die Elfen wirksam waren und worin die heiligen drei Könige als Helfer oder Fürbitter angerufen wurden. So z. B. waren die Elfen gar kunstreiche Waffenschmiede, vermochten Pfeilgeschosse und Schwerter zu schmieden, zu feien und unsichtbar abzulenken. Die Namen der heiligen drei Könige, auf einen Zettel geschrieben, schützten den Kämpfer des Mittelalters vor Waffenzauber; die drei Namen erscheinen beim Gusse der Freikugeln und, zwischen Lauf und Schaft der Flinte gelegt, sichern sie den Schuß des Jägers. Die Elfen beherrschen das Wetter, sind die Bewahrer verborgener Schätze und behüten den Schiffer vor Gefahren. Die Namen der drei Könige aber stehen bei Wetterbeschwörungen, bei Dämpfung des Brandunglücks durch Runen (später durch

sogenannte Sympathie) oben an; sie müssen dem Schatzgräber helfen und der Schiffer trug sie in seinem Fahrzeuge und in den Falten seiner Kleider.

Sechstes Kapitel.

Ueber die Wunderthaten Jesu.

Unter allen Wunderthätern von denen die Bibel erzählt, werden Jesus die meisten Wunder zugeschrieben. Bald erweckt er Verstorbene zu neuem Leben oder stillt die brausenden Wogen des sturmgepeitschten Meeres; bald sättigt er mit wenigen Broden Tausende von Menschen oder gibt Blinden und Lahmen Gesicht und Gehör zurück. Bei den fragmentarischen Nachrichten, welche wir heute über jene gepriesenen Thaten einzig in den Erzählungen der vier sogenannten Evangelisten besitzen, Erzählungen, welche ohne Kritik und höhere Einsicht, in naiv-populärer Darstellung ähnlich den Volkslegenden und Märchen, geschrieben sind, läßt sich über die Einzelheiten nichts Genaueres sagen. Möglich, daß Jesus an und für sich gar keinen Anspruch darauf gemacht hat, Wunderthäter zu sein, daß vielmehr alle hierauf bezüglichen Aeußerungen und Thatsachen ihm späterhin einfach ohne Weiteres von seinen Anhängern zugeschrieben worden sind; möglich aber auch, daß er in der That, gleich den meisten der ehemaligen Religionsstifter, sich den Anschein eines Wunderthäters zu geben gezwungen war. Der wissenschaftlichen Kritik ist beides gleichbedeutend. Der Verfasser des „Evangelium der Wahrheit und Freiheit“ sagt:*) „Mögen auch durch die mythisirende Tra-

*) Das Evangelium der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf Natur- und Sittengesetz. Für Gebildete. 2. Auflage. Leipzig. 1871. S. 92. Ueber den Charakter Jesu nach Strauß' und Renan's Auffassung drückt sich der sehr scharfsinnige Verfasser des genannten Werkes richtig

dition viele Wunder später auf Jesus übertragen worden sein, so ist doch nicht zweifelhaft, daß er seinen Jüngern zunächst als ein solcher galt, der Wunder thun konnte und wirklich gethan hat, wie er denn später auch selbst sich als den Sohn Gottes, in einem ganz anderen Sinne als jeden anderen Menschen, ansah und bezeichnete. Ebenso fest steht andererseits die wissenschaftliche Ansicht, daß Jesus so wenig wie irgend ein Mensch

---

in folgender Weise aus (S. 99 u. ff.): „Strauß bezeichnet seine (Jesu) Liebe Gottes und des Nächsten als humane Liebesstimmung, Gemüthsstimmung und Herzenstrieb einer aus sich selbst heraus entfalteten schönen Natur, als das Hellenische in Jesu, und führt das Sittliche hierin auf seine Erziehung nach dem mosaischen Gesetz und eine Bildung durch die Schriften der Propheten zurück. Wir bestreiten nicht die Richtigkeit der letzteren Bemerkungen: die ungebrochene Heiterkeit seines Lebens und seiner Lehren, während er in Galiläa umherzieht, finden wir sonst nicht bei den Juden, und ohne Zweifel hat der tiefe Ernst der jüdischen Propheten auf den Charakter Jesu eingewirkt. Allein was den Stifter der christlichen Religion wesentlich charakterisirt, die tiefsinnige Gottesliebe, welche ganz in ihren Gegenstand versenkt ist, jene Menschenliebe, welche die Person ganz aufgibt, keine Feinde kennt, und selbst diejenigen segnet, die ihm fluchen, von einer solchen Liebe finden wir bei den edelsten liebenswürdigsten Hellenen ebenso wenig irgend eine Spur wie bei den Juden. Sie ist nicht mit Renan anzusehen als ein Product seines idyllischen Lebens in Galiläa, auch überhaupt nicht als bloßer Herzenstrieb oder Gemüthsstimmung, weil sie ihrer Natur nach nur aus einer freien, tiefen, sittlichen Entwickelung, Erhebung des Willens hervorgehen kann. — Der französische Kritiker gibt sich alle Mühe, in Jesus einen großen Mann zu finden, aber er weiß nicht recht, wo er die Größe suchen soll, und findet sie weniger auf dem sittlichen Gebiete, ja er macht in der letzteren Rücksicht, wie oben bereits angedeutet wurde, sehr bedenkliche Zugeständnisse. In der Person Jesu, lehrt er, habe sich alles Gute und Erhabene, was in der menschlichen Natur existirt, verdichtet (condensé). Fragen wir, welches Gute und Erhabene Renan zum Wesen der menschlichen Natur rechnet, so sagt er uns, daß die Menschen überhaupt niedrige, selbstsüchtige Wesen sind, die nur darin über dem Thiere stehen, daß ihre Selbstsucht eine reflectirte ist. Da möchte denn kaum etwas Gutes zum Verdichten übrig bleiben für den, der davon eine Ausnahme macht. Wir sollen, meint er, Jesus nicht nach unsrem sittlichen Ideal beurtheilen, denn das

Wunder im eigentlichen Sinne gethan haben kann. Hieraus folgt nothwendig, daß er entweder Andere oder sich selbst, oder beide zugleich getäuscht haben muß. Täuschte er sich selbst, indem er wirklich Wunder zu thun glaubte, so blieb er in den beschränkten Vorstellungen seiner Zeit befangen, was seine Würde als eines Verkündigers absoluter Wahrheit verringert und zugleich eine gewisse Selbstüberschätzung, Eitelkeit ein-

---

stamme aus der übermäßigen, scrupulösen Gewissenhaftigkeit der Menschen, die ihr Leben der Wissenschaft gewidmet haben, aber zu schwach sind, im Thun etwas zu leisten. Ein wunderliches, gar zu erhabenes sittliches Ideal, welches nur für Schwache gelten soll, die nichts leisten, nicht für den Stifter der absoluten Religion! Renan sucht daher die Größe Jesu auf eine andere, plausible Weise zu erklären. Die geschichtliche Beurtheilung der Menschen, lehrt er, müsse vom sittlichen Verdienst absehen. Reine sittliche Charaktere hätten Nichts zu schaffen vermocht. Die Bildung einer Religion erfordere Heilige, Wunder, Legenden, Herabsteigen zur Menge, denn diese will getäuscht werden. Aber nicht nur die sittlichen Begriffe, sondern auch die von Gesundheit und Wahnsinn sollen wir beseitigen, um uns von den Heroen jener früheren Zeit eine angemessene Vorstellung zu machen. Ein Zustand, worin man Dinge sagt, von denen man kein Bewußtsein besitzt und worauf der Wille keinen Einfluß hat, werde von uns Wahnsinn genannt, während man denselben früher als Prophetie, Inspiration bezeichnete. Die vortrefflichsten Dinge in der Welt seien im Fieberzustande geschehen. In jenen Heroen sei der Hauch Gottes frei gewesen, welcher in uns Pygmäen der Gegenwart durch die eisernen Bande einer gemeinen Gesellschaft und durch die Polizei gefesselt werde. — Bei dieser Auffassung Renan's bleibt denn freilich nicht viel von sittlichem Verdienst für jene Heroen übrig, denn ein Hauch Gottes, welcher der Gemeinheit nicht widersteht und durch die Polizei sich fesseln läßt, hat jedenfalls wenig zu bedeuten in sittlicher Beziehung. Wir unserseits halten nicht viel von den großen Dingen, welche im Fieberzustande ohne Wissen und Wollen dessen, der sie verrichtet, geschehen sein sollen, und sind fest überzeugt, daß die Größe des Stifters des Christenthums nicht auf dem bezeichneten unheimlichen, zwischen Vernunft und Wahnsinn in der Mitte stehenden Gebiete zu suchen ist.

Wenn Renan darauf ausgeht, den großen Effect des Lebens und der Lehre Jesu zu begreifen, so bedurfte er dazu, unseres Erachtens, nicht eines solchen absonderlichen bewußtlosen Heroismus, sondern

schließt. Hat er aber, den Vorstellungen seiner Zeit sich klug accommodirend, Wunder zu thun sich den Schein gegeben, so läßt sich das nicht (mit Renan) dadurch entschuldigen, daß große Dinge in der Welt nicht durch sittliche Mittel zu Stande kommen, daß die Welt betrogen sein will u. dgl. Man kann freilich wohl ein solches Dilemma ignoriren oder sophistisch umgehen, aber nicht mit ehrlichen Gründen widerlegen."

---

nur eines ganz einfachen Schlusses von den Wirkungen auf die wesentliche Ursache, deren Wirksamkeit außer Zweifel steht. Die Wirkungen einer großen Verehrung und Liebe, welche Jesus Allen, die ihn kannten, einflößte, sind es, die schon auch Josephus als außerordentlich am meisten auffielen, wie Renan selbst bemerkt. Diese große Verehrung und Liebe von Seiten seiner Anhänger wird hinreichend begreiflich durch die bezeichnete Tiefe seiner Gemüthsbildung, durch die rein ideale Tendenz seiner Lehre, ferner durch die für jene Zeit außerordentliche Intelligenz, welche unter Anderem sich auch darin ausspricht, daß er, dem äußerlichen Cultus gegenüber, allen Werth darauf legt, daß „Gott im Geiste und in der Wahrheit verehrt werde." Seine Jünger hatten weder die genügende sittliche, noch intellectuelle Bildung, um ihn und seine Lehre vollständig zu verstehen; allein angezogen und gefesselt durch seine beispiellose persönliche Güte und Liebe, besonders auch durch seine Liebe Gottes, wurden sie doch tief ergriffen von dem höheren Geiste, der aus seinen einzelnen Handlungen und Aeußerungen sprach, und fühlten sich von ihrem mehr kindlichen Standpunkte um so stärker getrieben, ihren Meister als Sohn Gottes über alle Menschen zu erheben. Handlungen, welche aus einer so hohen, nicht von ihnen verstandenen Geistesbildung hervorgingen, mußten ihnen nicht weniger als Wunder erscheinen als die unbegreiflichen Einwirkungen auf die Natur, welche ihm zugeschrieben wurden.

Etwas Anderes ist es mit den Wirkungen, welche später das Christenthum auf die Welt hervorbrachte. Es bildete sich bald eine christliche Lehre aus, welche ohne Zweifel viele dem Sinne ihres Urhebers nicht entsprechende Bestandtheile aus den Vorstellungen jener Zeit aufnahm. Ohne hierauf näher einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß das Christenthum so außerordentliche Wirkungen auf die Welt nur dadurch hervorbringen konnte, daß es die tiefsten religiös-sittlichen Lehren vereinigte die jedem Verstande und Gemüthe einleuchten, und endlich auch mit solchen, welche die niederen, eudämonistischen Motive in Anspruch nehmen und deshalb Phantasie und Gemüth auch der Stumpferen zu bewegen geneigt sind."

Man hat, um die Wunderthaten Christi zu erklären, ohne seine Zuflucht zu übernatürlichen Ursachen nehmen zu müssen, den Stifter der christlichen Religion als einen in den geheimen Künsten der Aegypter wohlunterrichteten Mann darstellen zu müssen geglaubt. Celsus in seiner Streitschrift gegen das Christenthum, nimmt die Wunder Jesu als ziemlich thatsächlich an und sagt: „Jesus selbst hat durch Zauberei die Wunder vermocht, welche er gethan zu haben schien, aber auch vorausgesehen, daß auch Andere, welche dieselben Kenntnisse erlangt, dasselbe thun werden, sich rühmend, es durch die Kraft Gottes zu thun. Diese treibt Jesus freilich aus seinem Gemeinwesen; treibt er sie mit Recht hinaus, so ist er selbst, als in dieselben Dinge verwickelt, schlecht; ist er aber nicht schlecht, indem er dieses that, so auch die nicht, welches es ähnlich wie er trieben."

Celsus ist sehr weit davon entfernt Jesu wegen seiner Wunder eine göttliche Stellung zuzuweisen. „Denn", sagt er, „ähnlich sind die Werke der Goëten, welche gar Wunderbares versprechen, oder das, was die Zöglinge der Aegypter zu vollbringen wissen, welche inmitten der Märkte um wenige Obolen ihre ehrwürdigen Wissenschaften verkaufen, Dämonen von Menschen austreiben, Krankheiten wegblasen, Seelen von Heroen zum Erscheinen aufrufen, kostbare Mahlzeiten, Tische, Backwerke und Leckerbissen zeigen, die nicht existiren, Bilder von Thieren bewegen, als ob es Thiere wären, während sie es in Wahrheit nicht sind, sondern lediglich bis zum Anschein als solche aussehen. Wohl weil jene dieses thun, werden wir sie für Söhne Gottes halten müssen? Oder ist nicht vielmehr zu sagen, daß es Handthierungen von bösen und elenden Menschen sind?" Die Einwürfe des Celsus sind ganz in der Art der modernen Bedenken gegen die Wunder. Selbst angenommen, Christus habe einen Theil jener Wunder gewirkt,

von denen die Bibel meldet; er habe in der That Wasser in Wein verwandelt, von ein paar Broden ununterbrochen eine Zeit lang herumgereicht: so würde uns dies nicht mehr nöthigen an übernatürliche Kräfte oder göttliche Weisheit zu denken, wie die Taschenspielereien der Professoren der höheren Magie, die jede größere Stadt Jahr für Jahr zu sehen Gelegenheit hat. Der Glaube an Wunder war zur Zeit als Christus auftrat überall beim Volke verbreitet, bei den trivialsten Gelegenheiten ereigneten sich solche und Keiner kümmerte sich um eine genauere Prüfung der Behauptungen. Aus dem Berichte der Evangelisten scheint aber hervorzugehen, daß man im allgemeinen nicht sehr viel auf die Wundersagen die sich an das Auftreten Jesu knüpften gab, ja, das bisweilen auch keine Wunder erfolgten wo man sie mit Sicherheit erwarten konnte. Die Pharisäer und Schriftgelehrten glaubten ihrerseits überhaupt nicht an die Wunderthaten Jesu, ja sie forderten ihn spottend auf, einmal vor ihren Augen ein beweiskräftiges Wunder zu verrichten. Diese Thatsache ist von der größten Bedeutung und vernichtet allein schon die Beweiskraft aller Argumente zu Gunsten der Wunderthätigkeit Jesu.

Es ist unzweifelhaft, daß Jesus weder mehr noch weniger Wunder bewirkt hat, wie sein berühmter Zeitgenosse Apollonius von Tyana, von dessen Kraft und Weisheit ganz Kleinasien widerhallte und dessen Wunder und Weissagungen theilweise auch Lucian und Origenes zugaben. Von diesem merkwürdigen Manne heißt es ebenso wie von Jesus, er habe Todte erweckt, Kranke geheilt und die Zukunft vorhergesagt. Xiphilin und Philostratus berichten übereinstimmend, der große Wunderthäter von Tyana habe zu Ephesus den in Rom stattfindenden Meuchelmord des Domitian gesehen. Als der Kaiser Aurelian Tyana zerstören wollte, erschien ihm drohend

der Geist des Philosophen in seinem Zelte und verhinderte dadurch das Vorhaben. Alexander Severus stellte die Bildsäulen des Apollonius, des Orpheus, Abrahams und Christi, neben einander in seinem Palaste zur Anbetung auf. Apollonius Einfluß verschwand im Laufe der Zeit rasch, während derjenige Jesu sich immer mehr ausbreitete. Freilich, es war ein glücklicher Wurf in die gährende Zeit, jene Lehre, mit der Christus auftrat; sie empfahl sich durch ihre Milde gegenüber der strengen und finstern mosaischen Doctrin; dazu waren ihre Prinzipien — jene der allgemeinen Menschenliebe — die einzig wahren, auf denen ein religiöser Cultus dauernd fußen kann und vor allen Dingen, sie war ihrem ganzen Wesen nach populär, für die Massen geeignet. Dagegen paßten die pythagoräischen Ansichten des Apollonius nur für kleine Kreise, sie sprachen nicht zum Gemüth, und gerade dieses ist es, was nach seinem innersten Wesen im Großen und Ganzen unverändert bleibt im ewigen Wechsel der Dinge. Daher mochte wohl der Philosoph von Tyana nach einer Lebensdauer von fast einem Säculum in Frieden zu Ephesus sterben, aber seine Lehre starb mit ihm, während Jesus in der Blüthe seiner Jahre von hinnen scheiden mußte, seine Lehre hingegen Jahrhunderte fortdauerte.*)

Das Christenthum legt allen anderen Wundern gegenüber ein ganz vorzugsweises Gewicht auf die Wiederauferstehung seines Stifters von den Todten. Ist Christus, sagt der Apostel, nicht auferstanden, so ist vergeblich unser Glaube. Da indeß Jesus sich nach seinem Tode niemals mehr ähnlich wie früher öffentlich dem Volke, das seiner Kreuzigung beigewohnt hatte, zeigte — was der großen Menge zweifellos der überzeugendste Beweis seiner göttlichen Sendung gewesen wäre — so sind

*) Vergl. hiermit: Baur, Apollonius und Christus. Tübingen. 1834.

die Beweise, auf welche sich die Theologen für die Auferstehung stützen, mindestens mangelhaft. Es läßt sich heute durchaus nicht mehr mit Sicherheit entscheiden, was an den Erscheinungen, welche die Jünger Jesu innerhalb der ersten vierzig Tage nach seiner Auferstehung gesehen haben wollen, wahr ist.*) Gewisse Erscheinungen des magischen Seelenlebens, die, freilich ohne den mindesten Zusammenhang mit religiösen Dingen, neuerdings oftmals als thatsächlich angesehen werden, hat man schon oftmals mit der Auferstehung Christi und seinem Erscheinen, in Zusammenhang gebracht. Ich will diese Hypothese hier nicht verfolgen, da sie mir wenig wahrscheinlich dünkt. Die neuesten spiritistischen Erzählungen tragen den Stempel der Unwahrscheinlichkeit zu deutlich an sich. Gerade bei diesen mit dem geheimnißvollen Reize des Wunderbaren und Uebernatürlichen umflossenen Phänomenen, ist die allergrößte Sorgfalt und Vorsicht bei Beobachtung und Deutung am Platze.**)

*) Ich halte die natürlichen Erklärungen der Auferstehung sowie überhaupt der Wunder Christi in der Art und Weise wie sie vom psychologischen Standpunkte aus in mehreren Bänden von Noak's „Psyche" gegeben worden sind, zum größten Theile für sehr unwahrscheinlich und phantastisch. Dagegen ist daran zu erinnern, daß die indischen Yogins sich Wochen lang vollständig begraben lassen und dennoch wieder zum Leben zurückkehren. Die Thatsache ist durch unverdächtigte Zeugnisse erwiesen.

**) Siehe das fleißige Werk vom Professor Maximilian Perty: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur", sowie das Supplement hierzu: „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widersacher vertheidigt." Leipzig und Heidelberg. 1862. Professor Perty, dem ich als Naturforscher alle Achtung entgegentrage, scheint jedoch entschieden zu weit zu gehen. In neuerer Zeit hat der Glauben an Geistererscheinungen, den man unter dem Namen Spiritismus zusammenzufassen pflegt, in vielen Kreisen großes Ansehen erlangt. Nicht Ungebildete, sondern wirklich gebildete Leute, wie z. B. der russische Staatsrath Aksakow und Andere, huldigen dem spukhaften Kalbe und führen um dasselbe die wildesten Geistestänze auf; Naturforscher vom Range eines Alfred Russel Wallace, sind gläubige Anhänger der spiritistischen Lehren; Männer wie der Mathematiker A. de Morgan,

Solche treffen wir aber keineswegs bei den ersten Anhängern Jesu, die ihren Herrn und Meister vor ihren Augen hinter einer Wolke in den „Himmel" fahren lassen. In dieser

---

die Professoren Gregory und Robert Hare, der Physiologe Eliotson, R. F. Burton, die Schriftsteller Thackeray, Trollope und viele andere, sind Augenzeugen von spiritistischen Erscheinungen gewesen! Das klingt freilich nicht nach Humbug der gewöhnlichen Art, und Wem soll man schließlich noch Glauben schenken, wenn das Zeugniß dieser glänzenden Reihe naturwissenschaftlicher Forscher nichts mehr gilt? Freilich stehen andere Zeugnisse entgegen und das absprechende Urtheil Tyndall's, bei dessen Anwesenheit die Geister schwiegen, endlich aber schüchtern bemerkten, er sei „der Dichter der Wissenschaft" (!?), wiegt allein schon schwer. Allein was soll das, wenn man einen Mann, wie den Professor der Astronomie Challis zu Cambridge öffentlich erklären hört: „Obgleich ich zwar keine Gründe habe, aus eigener persönlicher Beobachtung den, wie behauptet wird, von selbst erfolgenden Bewegungen der Tische Glauben zu schenken, so bin ich doch nicht im Stande gewesen, der großen Menge von Zeugnissen über derartige Thatsachen, welche von vielen unabhängigen Quellen und von einer ungeheuren Menge von Zeugen stammen, Widerstand zu leisten. England, Frankreich, Deutschland, die Vereinigten Staaten von Amerika nebst den meisten anderen Nationen der Christenheit trugen gleichzeitig ihre bestimmten Beweise dafür bei, kurz, der Zeugnisse sind so zahlreiche und übereinstimmende, daß entweder die Realität der Thatsachen so, wie sie berechtigt sind, zugestanden, oder die Möglichkeit aufgegeben werden muß Thatsachen überhaupt durch menschliches Zeugniß zu erhärten." Mit speziell naturwissenschaftlichen Einwänden kann man den Spiritisten nicht kommen, wenigstens bleiben diese ihnen gegenüber so wirkungslos, wie die Predigten der anglikanischen Missionäre den Hindus. Wallace sagt in seiner Abhandlung „die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen" sehr trocken zu den Naturforschern, welche dem Spiritismus mit wissenschaftlichen Gründen zu Leibe gehen: „Wenn Ihr nicht behaupten könnt, alle Naturgesetze schon zu kennen, so könnt Ihr auch nicht entscheiden, ob ein Naturgesetz verletzt worden sei." Das hat etwas für sich. Wenn z. B. die Spiritisten behaupten, daß gelegentlich ein Tisch sich in die Luft erhebt, oder ein paar Stiefel davon laufen, so kann man ihnen nicht entgegenhalten: das widerstreitet dem Gesetze der Schwere! Es wäre ja möglich, daß noch andere Naturkräfte existirten, welche in dem gegebenen Falle die Kraft der Anziehung kompensirten oder in das Gegentheil verkehrten. Bei dieser Lage der Dinge bleibt

Erzählung erkennt man deutlich die damaligen Ansichten von dem Baue der Welt.

Der Himmel war den Alten etwas fest begränztes, eine

---

nichts anderes übrig als lediglich das Secirmesser der Logik anzulegen und, absehend von allen naturwissenschaftlichen Forschungen, bloß zu untersuchen, ob die von den Spiritisten behaupteten Thatsachen nicht mit den Gesetzen der Logik im Widerspruche stehen. Das hat in der That A. Wiesner mit Scharfsinn durchgeführt (in seiner Schrift „der wiedererstandene Wunderglaube“), indem er die Absurdität und logische Ungeheuerlichkeit zahlreicher spiritistischer Erscheinungen schlagend nachweist. So z. B. in einem von einem Kapitän Burton berichteten Falle, wo einem Herrn F. von Geisterhand (natürlich im Dunkeln, aber bei gebundenen Händen!) sein Rock aus- und einem andern Herrn angezogen worden sein soll. Hier hört jede Berufung auf noch zu entdeckende Naturkräfte auf und es bleibt nur die Annahme, daß eine Zaubermacht plötzlich entweder den Körper des mit gebundenen Händen dasitzenden Herrn oder seinen Rock in ein Luft- oder Aethergebilde verwandelt und gleich darauf ihm den körperlichen Zustand wieder zurückgegeben habe — da sonst die Aermel des Rockes hätten zerreißen müssen — oder, daß das Ganze Taschenspielerei war. Ein Drittes gibt es nicht. Wer aber an jene Verwandlung im Ernst glauben kann, der ist freilich reif für das Irrenhaus!

Zu den merkwürdigsten und absonderlichsten spiritualistischen Medien gehört Adelma Freiin von Vay. Auf Grund ihrer spiritistischen Offenbarungen hat sie ein vollständiges kosmologisches System aufgestellt, in dem es u. a. heißt: „Eine jede Welt hat ihre Geisterschaar um sich, die in der Atmosphäre, in den Fluiden derselben, welche ihnen adäquat sind, leben, bis sie hoch und rein genug sind, in eine höhere Welt zu kommen, d. h. bis die Potenzirung ihres Gesetzes sie in eine höhere Rotation durch das Gesetz der Gravitation führt.

Demnach ist auch die Erde, wie von ihren Fluiden, so auch von ihren Geistern umgeben, die mit ersteren fortrotiren. Diese Geister der Erde sind die sinnlichen, gewöhnlichen Menschen. Die hervorragenderen Menschen sind jedoch meist Geister einer höheren Welt.

Eine jede Welt entfaltet ihr besonderes Talent, ihre besonders ausgebildete Eigenschaft. So hat die Venus die Darstellungskunst, Jupiter die Musik, Saturn die Schrift, die Erde die Kunst des Bauens und der Industrie. Die Hüllen der Erdatmosphäregeister sind nicht alle chemisch gleich begabt; einige entwickeln mehr Stickstoff, andere mehr Sauerstoff, Kohlenstoff, Elektrizität, Phosphor u. s. w., je nach der Potenz der Geister.

Sphäre, welche in nicht gar großem Abstande unsere Erde umschloß. Solche Ansichten entwickelten sich unabhängig und trotzdem übereinstimmend bei den verschiedensten Völkern unter

„Das Wissen dieser Geister ist gering, geringer als das vieler Menschen, die aus höheren Planeten auf Erden einverleibt wurden. Die Haupteigenschaften dieser Geister sind Hochmuth, Eigenliebe, Sinnlichkeit, Rohheit und Dummheit. Langsam und allmälig, erst nach den Turnussen mehrerer Einverleibungen erlangen sie bessere Eigenschaften. Auch die Erde bietet sehr verschiedene Geistesstufen, aber sie nnd alle Zustände der Erde müssen sich durch die Rotation und das Potenzirungsgesetz bessern und veredeln. —

Außer diesen zur Erde gehörenden Geistern, ist dieselbe auch vom gesetzlichen Prinzip, d. h. von Schaaren guter und hoher Geister umgeben. Dieselben haben die Leitung der Erde unter Führung eines Messias übernommen. Dasselbe Gesetz gilt für alle Welten. Allem steht das intelligente, leitende Prinzip vor. Gott ist allgegenwärtig — in ihrer göttlichen Abstammung und Potenzirung sind die Geister die Vertreter Gottes, des nach seinem Gesetze intelligenten, leitenden Prinzips, welches der Führung der Welten vorsteht, auch heiliger Geist genannt. Wenn es also Gegensatzgeister in der Erdatmosphäre und ihrer Bahn gibt, so gibt es auch helfende und leitende Geister in derselben, Geister der gesetzlichen Rotation und Gravitation. Der Gegensatz ist niemals ganz verlassen vom Gesetz; er hat dasselbe stets vor sich und kann sich demselben, wenn er will, immer wieder anschließen.

Die gesetzlichen leitenden Geister der Erde sind die Träger der Sonnenstrahlen, des Gebetes, des Magnetismus, der Fruchtbarkeit. Ihr guter Einfluß ist permanent um Euch, als Gegengewicht zum Gegensatz, in ihren Schaaren findet ein jeder Mensch seinen Schutzgeist. . . Diese Geister leiten nicht nur die Bahnen der Welten und ihren Fortschritt, sondern sie leiten Alles bis in's Kleinste, die Einverleibungen, Entkörperungen, Heilungen . . . Ohne dieses intelligente leitende Prinzip wäre keine gesetzliche Rotation und Bewegung; es wäre überall Umsturz, Verwüstung und Tod."

„Wenn wir sagten, daß nicht alle Menschengeister aus der Erdatmosphäre seien, so heißt das, daß sich auch höhere Geister, die über der Erdenstufe stehen, auf dieser Welt einverleiben. Auch hierin liegt ein Gesetz, keine Willkür, und zwar das versöhnende Gesetz Gottes, das der Attraktion, durch welche schaaren- und massenweise bessere geistige Einverleibungen auf Erden stattfinden, um als gebildete, edle Völker der Civilisation der Erde vorzustehen. Das Leben, die Thaten, die Schriften, die Kunstschätze und Denkmäler solcher Völker besitzt die

dem bloßen sinnlichen Eindrucke der nächtlichen Sternenwelt. Empedokles hielt den Himmel für eine feste Masse, der Mond war ihm ein durch Feuer hagelartig geronnener Körper;

Menschheit noch jetzt und schätzt sie hoch als Andenken und Erinnerung der Einverleibung dieser hohen Geister auf Erden."

Kann man mehr Unsinn in weniger Worte zusammenstoppeln? Man sollte es kaum für möglich halten, aber unserm spiritistischen Medium gelingt auch dies. Wir erfahren nämlich, daß sie unter der speziellen Leitung Buddha's, der Jungfrau Maria und des heiligen Laurentius steht, und wer sich darüber wundern sollte, wie Buddha in diese christliche Gesellschaft geräth, für den sei gleich bemerkt, daß nach den spiritistischen Offenbarungen der Freiin von Vay Buddha ein sehr frommer Geist ist, der bei seinem ersten Erscheinen auf der Erde seine Mission nur unklar erfüllt habe, später aber sei er als Petrus wiedererschienen und habe für Christi Lehre den Tod erlitten, in der er die Vervollkommnung seiner eigenen Lehre erkannt habe. Ja noch ein drittes Mal habe Buddha die Erde betreten, nämlich als Franciscus Xaverius, um das Christenthum, das er als Petrus erlernt, in Indien zu verbreiten. So habe er Maria's Stufe erreicht. Aehnliches gelte von dem nur oberflächlich als Märtyrer gekannten Laurentius, dessen hohen Geist man aber aus seinem Leben, seinem Wirken und seinen Schriften ersehen könne. Auch er habe das Drei der Vollkommenheit erreicht.

In den „Briefen einer Jenseitigen an ihre Schwester", die natürlich durch die Hand des Mediums, also der Frau von Vay, geschrieben worden, wird Aufklärung über das Jenseits verheißen, aber wer hier positive Daten über transtellurische Zustände erwartet, findet sich jämmerlich betrogen. Nur allgemeine Redensarten werden zum Besten gegeben. So heißt es z. B. „Wie bewege ich mich jetzt? Oh, könnte ich Euch das nur beschreiben! Ich komme von den Sphären der Entzückung! Ist es ein Stern, eine Welt? Ich kann es Euch nicht sagen" .... Hierzu bemerkt Wießner schlagend:

„Das ist doch jämmerlich! Die menschliche Sprache, noch dazu eine so reiche wie die deutsche, hätte wohl Worte und Wendungen genug, um abweichende Zustände und Wahrnehmungen sehr eingehend zu schildern, vorausgesetzt, daß man etwas Bestimmtes zu schildern hat. Diese Möglichkeit ist um so zweifelloser, als ja erwiesenermaßen die chemischen Elemente durch das ganze Universum dieselben sind, nicht minder — auch nach der Kosmologie des Mediums — die, Kräfte genannten, Weisen der physikalischen Aktion: Schwere und Rotation, sowie die ätherischen Manifestationen: Magnetismus, Elektrizität, Wärme und

Philolaus hingegen glaubte, die Sonne sei glasartig und erklärte ihre Wärme durch ein Zurückstrahlen vom Centralfeuer. Durch die Kirchenväter ging die Idee von über ein-

Licht. Worin könnte also die Schwierigkeit liegen Abweichungen zu beschreiben, welche lediglich in der verschiedenartigen Konfiguration eines der Hauptsache nach überall gleichen und von denselben Kräften bewegten Materials bestehen können? Ein Geist, der nach der spiritualistischen Lehre als ein sehendes, hörendes, fühlendes Wesen gedacht werden soll, der also weiß, was mit ihm und um ihn herum vorgeht — sollte wohl seine Wahrnehmungen in Worte kleiden können, wenn ihm die Handhabung des sprachlichen Darstellungsmittels geblieben ist, und das zu Beschreibende — wie gesagt — nichts von den irdischen Dingen absolut, sondern nur relativ Verschiedenes sein, nur Besonderheiten von Form, Dichtigkeit, Farbe, Licht und Bewegung betreffen kann. Das Alles läßt sich sagen, auf das Genaueste sagen; warum thun es also die Geister nicht? Ein Loth kostbarer Spezialitäten wöge mehr als Centner von Gemeinplätzen. Aber — hier liegt der Hase im Pfeffer! Was man nicht gesehen hat, kann man auch nicht schildern; und weil bei diesem Punkte die Wissenschaft des Mediums aufhört, endet hier auch die Auskunft der Geister. Vor der unbegrenzten Mannigfaltigkeit spezieller Möglichkeiten im Riesengebiete des Kosmos erlahmt eben jede Phantasie, und da ist es denn gerathener sich in den Dunst von Worten zu hüllen, die Alles und Nichts bedeuten können.

Diese Taktik zieht sich durch das ganze Buch; überall muß die Ausflucht herhalten: „Wie könnten wir das in menschlichen Worten beschreiben! — Wie sollten sich Menschen dergleichen vorstellen können!" — Als wenn sich nicht Alles vorstellen ließe, wenn es gehörig ausgedrückt wird. Aber freilich Redensarten, wie: „ein Leben im Aether der Liebe und des Glaubens" — entziehen sich dem Verständniß, sind eitel Wortgeklingel, gut für Kinder und für Narren. Wer so spricht, könnte auch den Pegasus für ein wirkliches Pferd ausgeben.

Wir sind hiermit bei einem entscheidenden Punkte dieser Untersuchungen angelangt, bei der Einsicht nämlich, daß die Geister niemals mehr wissen, als das Medium, durch welches sie sprechen. Keine einzige der angeblichen Manifestationen Jenseitiger reicht über das Produktionsmaß menschlicher Phantasie hinaus, bringt andere Gebilde zum Vorschein, als solche, die sich aus dem Materiale speziell irdischer Vorkommnisse mit einiger Permutationsgabe aufbauen lassen. Nirgends gelingt es der Verfasserin, diese Grenze zu überfliegen und Jenseitsmalereien zu entwerfen, welche das Kombinationsvermögen eines talentirten, durch Lektüre zu Wortwissen gelangten Frauenkopfes übersteigen.

ander gelagerten, gläsernen Himmelsschichten sogar in das Mittelalter über; ja sie hat sich, sagt Alexander v. Humboldt,*) selbst in einigen Klöstern des südlichen Europa erhalten: wo zu meinem Erstaunen ein ehrwürdiger Kirchenfürst nach dem so viel Aufsehen erregenden Meteoritenfalle bei Aigle**) die Meinung äußerte: was wir mit einer vitrificirten

---

Das ist es! Alle sogenannten Mittheilungen der Geister sind entweder trivialer Natur oder entschiedener Blödsinn; sie dokumentiren stets den Bildungsgrad des Mediums, durch welches sie sich angeblich offenbaren, und beweisen damit unwiderleglich ihren wahren Ursprung. Oder wird nicht Jeder, der hört, daß Frau von Vay behauptet, in der Schlacht kämpften auch Geister unsichtbar mit und suchten sich „durch Entladung ihrer gespanntesten Elektrizitäten" zu schaden, sofort einsehen, daß hier absoluter Unsinn ausgesprochen wird, insofern sich Geister durch Elektrizität schaden sollen! Und kann dieser Unsinn anderswo herkommen, als aus dem Kopfe des Mediums selbst, das in seiner Unwissenheit die Elektrizität für etwas Geistiges hält? Dasselbe gilt von dem Geiste, der angeblich bat: „Betet beim Glanze des Mondes für die armen Seelen, die in der Finsterniß der andern Mondseite leben." Hier hat der Geist ganz vergessen, daß der Mond nicht von der Erde, sondern von der Sonne erleuchtet wird.

*) Kosmos, Band III. S. 165.

**) Vergl. Buchner, Die Feuermeteore. Gießen. 1859. S. 64. Daß die Sternschnuppen und Feuerkugeln nichts Anderes sind als sehr kleine, fragmentarische Weltkörper, die sich mit planetarischer Geschwindigkeit durch die himmlischen Räume bewegen und bisweilen, von der Anziehungskraft der Erde gezwungen, auf unsern Planeten herabstürzen, ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Bemerkenswerth ist die Meinung des berühmten Paracelsus über den Ursprung der Meteorsteine: „Worauß fallen die Stein? vom Himmel, nicht daß sie hinauf kommen oder aufgehoben werden von der Erden in der Lufft und also verbracht in ein Generation; Und da wird Nichts anderst auß denn waß sie darauß machen. Fallt herab Stein, Eisen u. s. w., so ist es aus der Sonnen oder derselbigen Planeten, der selbe gebierts in ihm und ihm liegt das als die Eygenschaft solcher Dingen außweiset." a. a. O. S. 67. Dr. Th. Forster berichtet, daß die Landleute in England, die in den Nächten um den 10. August alljährlich zahlreich erscheinenden Sternschnuppen als die Thränen des heiligen Laurentius bezeichnen, dessen Fest auf jenen Tag fällt. Jacob Grimm erzählt in seiner deutschen Mythologie,

Rinde bedeckte Meteorsteine nennten, wären nicht Theile des gefallenen Steines selbst, sondern ein Stück des durch den Stein zerschlagenen krystallenen Himmels.

Die heutige Wissenschaft weist die kindischen Vorstellungen eines über unserm Haupte befindlichen Himmels mit Entschiedenheit zurück; sie findet über uns und allenthalben nur freien, unbegränzten, unendlichen Raum. Ihr ist die Erde einfach ein kleiner Stern unter Millionen von Sternen, dessen Vorhandensein oder Nichtvorhandensein keinen wesentlichen Einfluß auf das Weltall ausübt. Die Wissenschaft hat den blauen Vorhang jenseits der Wolken, hinter den unsere Vorfahren den Sitz Gottes und ihre dereinstige Wohnung verlegten, fortgezogen und gezeigt, daß er ein reines Nichts hinter sich berge. Der scheinbare blaue Himmelsteppich verdankt seine Existenz nur der Lufthülle unseres alten Planeten und wechselt daher auch die Intensität seiner Färbung mit gewissen Zuständen der Atmosphäre.*) Im Allgemeinen nimmt das Blau mit zunehmender Erhebung über der Meeresfläche einen dunkleren Ton an.

Die schöne blaue Himmelsdecke schwindet demnach in dem Maße wie man sich in die Lüfte erhebt immer mehr, und auf dem Monde, welchen keine wahrnehmbare Lufthülle umgibt, steigen daher die Gestirne an einem schwarzen Tages-

---

daß in dem litthauischen Volksmythus die Sternschnuppen mit dem menschlichen Leben in Verbindung gebracht werden. Die Spinnerin Werpeja beginnt den Schicksalsfaden des neugeborenen Kindes am Himmel zu spinnen und jeder dieser Fäden endet in einen Stern. Naht der Tod des Menschen, so reißt sein Faden und der Stern fällt erbleichend zur Erde nieder.

*) Siehe Poggendorf's Annalen. Band LXXVI. S. 161 u. 188 u. ff.; ferner Sitzungsbericht der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. XI. S. 858.

himmel empor.*) Die Thatsache, daß dem bloßen Auge der nächtliche, von Sternen bedeckte Himmel als eine flache Halbkugel erscheint, ist ebenfalls nur eine Täuschung. Die Gestirne befinden sich in den verschiedenartigsten Abständen von der Erde und während einzelne Millionen von Meilen entfernt sind, stehen andere gar in Distanzen, welche sich nach Billionen Meilen berechnen, Entfernungen, die zu durchlaufen der Lichtstrahl, der in jeder Secunde 40,000 geographische Meilen zurücklegt, Jahrtausende gebraucht.

Vor solchen Anschauungen, wie sie der Majestät der Natur entsprechen, muß freilich die kindliche Meinung Derer zurücktreten, welche über ihrem Haupte das Zelt des Himmels ausgespannt erblicken und glauben, daß Christus dort hinaufgefahren sei, um sich auf einen Thron zur Seite seines Vaters zu setzen.

Hätte man heute eine unparteiische, klare, genaue und umfassende Erzählung des Lebens Jesu statt der unvollständigen sagenartigen Darstellungen der Evangelisten, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sich die sämmtlichen Wunderthaten auf einige unbestimmte, theilweise auch absichtlich von den Freunden Jesu vergrößerte Gerüchte reduciren würden. Denn Kritik und Vorsicht war nicht Sache der ersten Christen; sie hielten die heidnischen Wunder für eben so unbegreiflich wie ihre eigenen und glaubten an Orakel, über welche die Gebildeten spotteten. „Zu glauben, daß Menschen, welche an diesen Ansichten festhielten, im zweiten oder dritten Jahrhundert fähig

*) Daß den Mond keine wahrnehmbare Atmosphäre umgibt, beweist nicht die tiefe Schwärze der Bergschatten und die nie getrübte Reinheit, in welcher sich bei ruhigem Zustande unserer Atmosphäre die einzelnen Landschaften darstellen, sondern vor Allem das Fehlen einer Strahlenbrechung am Mondrande. Vergl. Bessel in den Astronomischen Nachrichten Nr. 263, sowie auch Mädler's Astronomie. 5. Aufl. S. 204.

waren, mit irgend einem Grade von Zuverlässigkeit festzustellen, ob im ersten Jahrhundert Wunder in Judäa stattgefunden hätten, ist mehr als unvernünftig." *)

Siebentes Kapitel.

Ueber die Kreuz-Erscheinung des Constantinus.

Die Kirchengeschichte erzählt, nach Eusebius, daß der Augustus Constantin, als er von den Römern gegen die unerträgliche Tyrannei des Maxentius herbeigerufen wurde, mit seinem ganzen Heere eines Tages eine wunderbare Erscheinung hatte. Er sah ein helles Kreuz in den Wolken mit der Umschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen!" Constantin faßte den Entschluß zum Uebertritte in's Christenthum, falls er in der That siegen würde, rückte kühn bis vor die Thore von Rom und schlug den Maxentius an der milvischen Brücke entscheidend. Von da an datirt die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion im römischen Reiche.

Es ist nicht schwer, den historischen Kern aus der Legende von der Kreuzerscheinung herauszufinden. In der That ist jeder Physiker gern geneigt, die Erscheinung eines großen leuchtenden Kreuzes am Himmelsgewölbe zuzugeben, ohne indeß gleichzeitig die Thatsache eines Wunders constatiren zu wollen.

Das ganze Phänomen gehört in die Klasse der Sonnenhöfe**) und ist neuerdings fast ganz genau in derselben Ge-

*) Lecky, Sittengeschichte I. S. 327.

**) Die Höfe, Nebensonnen und Nebenmonde entstehen, wie schon Mariotte äußerte und später Fraunhofer, Young, Brandes, Galle, Bravais und Babinet mathematisch nachgewiesen haben, durch gewisse Brechungen des Lichtstrahles in den feinen, in der Atmosphäre schwebenden Eiskrystallen. Solche Eiskrystalle wurden u. A. von Barral und Bixio in 19,000 Fuß Höhe bei ihrer am 27. Juli 1850 ausgeführten Luftfahrt angetroffen.

stalt, wie es die Legende beschreibt, von Skoresby in den arktischen Gewässern gesehen worden. Freilich sah dieser berühmte Seefahrer keine Umschrift wie ehedem die Truppen Constantin's; allein, so darf man wohl fragen, wie viele von jenen Soldaten werden hinreichend im Lesen bewandert gewesen sein, um eine Wolken-Inschrift entziffern zu können? Das ganze Heer Constantin's mag Zeuge der Erscheinung eines lichten Kreuzes gewesen sein, aber es ist offenbar voreilig, dasselbe auch zum Zeugen der Existenz einer Umschrift in den Wolken anrufen zu wollen, ehe man den Beweis beigebracht hat, daß das Heer auch des Lesens kundig war. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß jene Umschrift bloß dem Kreuze zugedichtet wurde, um einen desto größern Eindruck hervorzurufen; jedenfalls zeigt das Leben Constantin's zur Genüge, wie wenig er persönlich dem Geiste des Christenthums huldigte.*) Trotzdem er die Erlaubniß zur öffentlichen Feier

*) Karl von Rotteck sagt über den Charakter Constantin's: „Wie könnte man jenen einen wahren Christen, einen guten Menschen nennen, der — außer einer ungezählten Menge gemeiner Opfer — selbst seine nächsten Verwandten der Herrschsucht schlachtete? der seinen Schwiegervater (Maximilian), seinen Schwager (Licinius) mit Verletzung des heiligsten Eides, seinen Neffen, den unschuldigen Licinianus tödtete; der seinen hoffnungsvollen Sohn (aus einer ersten Ehe), Crispus, die Freude des Volkes, aber gerade darum von dem Vater argwöhnisch beneidet, heimlich und ohne Untersuchung hinrichtete, der endlich seiner Gattin Fausta, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne rechtliche Form, das gleiche Loos beschied? — Und nicht nur solche gehäufte Blutschuld, auch Raubsucht und Verschwendung, Druck des Volkes durch Auflagen, mehr noch durch Nachsicht gegen schlechte Günstlinge, Eitelkeit endlich, Weichlichkeit und aller Uebermuth eines morgenländischen Despoten — diese Flecken alle schänden die letzte Lebensperiode eines Fürsten, der zwar durch die auf dem Todesbette erhaltene Taufe nach der Meinung der Orthodoxen von seinen Sünden in Bezug auf deren Büßung rein gewaschen, darum aber nicht dem verwerfenden Urtheile der Nachwelt entzogen wurde." Rotteck, Weltgesch. III. Bd. S. 59.

der katholischen Religion ertheilte, verurtheilt ihn die unparteiische Geschichte nicht weniger als ein grausames, meineidiges Ungeheuer, das weit unter dem, leider! die Christen verfolgenden Trajan steht. In der That hat Constantin nur durch politische Schlauheit und Verachtung aller sittlichen Grundsätze in seinen Handlungen die Alleinherrschaft erreicht. Die Sache des Maxentius, eines elenden, allen Lastern ergebenen Tyrannen, war schon vor der Schlacht an der Milnischen Brücke verloren, indem seine Truppen überall von den gut geführten und wohldisciplinirten Legionen Constantin's zurückgedrängt worden waren. Wenn dieser letztere noch die Fabel von dem Sieg verheißenden Kreuze aussprengen und am Tage vor der Schlacht das Kreuz auf der kaiserlichen Standarte anbringen ließ, so geschah dies lediglich aus politisch-militärischen Motiven, um die Begeisterung der zahlreichen christlichen Kämpfer seines Heeres anzufachen. Wer könnte hieran noch zweifeln, der vernimmt, daß Constantin's Schwager Licinius, obgleich dem Heidenthum ergeben, im folgenden Jahre vor der Schlacht bei Adrianopel ebenfalls eine Erscheinung hatte und durch Austheilung eines christlichen Gebets an seine Truppen, deren Begeisterung entflammte und so seinen Gegner Maximin bis zur Vernichtung schlug? Man merkt hier zu deutlich die Absicht und wird gegen das Wunder mißtrauisch. Wie wenig Constantin für seine Person von der Wahrheit des Christenthums überzeugt war, beweist die Thatsache, daß er auch später noch an den heidnischen Opfern Theil nahm, ja, den Titel Oberpriester (Pontifex maximus) beibehielt, den erst der Kaiser Gratian ablegte. Später erließ Constantin freilich strenge Edikte gegen die Arianer und Donatisten und verurtheilte jeden Juden zum Feuertode, der mit Steinen nach einem neu Bekehrten werfe. Die Gesetze erschienen aber in

dem Maße als es ihm klar wurde, daß das Christenthum im Heere und in den leitenden Kreisen Roms die Uebermacht über das Heidenthum thatsächlich besitze und nachdem er Licinius, den Anhänger der alten Götter, aus dem Wege geräumt hatte. Im Jahre 324 verbot er ausdrücklich die Verehrung der Götter, die er bis dahin in den Tempeln gestattet hatte; doch scheint es als wenn dieses Gesetz mehr der Form wegen gegeben, aber niemals mit Strenge gehandhabt worden wäre, ja Zosimus erklärt, daß der heidnische Tempeldienst noch bis zum Anfang der Regierung des Theodosius öffentlich fortgesetzt worden sei.

Achtes Kapitel.

Die Propheten und ihre Prophezeiungen.

Die Propheten und ihre Prophezeiungen fallen zwar im Allgemeinen unter die Klasse der wunderbaren Erscheinungen, von denen vor allen das Juden- und später das Christenthum einen häufigen Gebrauch machte; doch betrachtete man zu allen Zeiten die Prophezeiungen immer als eine besondere Art von Wundern, die nicht nothwendig mit der Gabe, menschliche Gebrechen durch übernatürliche Mittel zu heilen, verbunden zu sein brauchte.

Der rohe Aberglaube des Volkes legte den Prophezeiungen im Allgemeinen weit mehr Wichtigkeit bei wie den einzelnen Wunderthaten, und es ist auffallend, zu sehen, wie selbst heutzutage noch von Seiten der Theologen aller Confessionen auf Prophezeiungen hingewiesen wird, deren angeblich richtiges Eintreffen als wichtiger Beweis von der Wahrheit der eigenen Lehre angesehen wird.

Indeß, mit dem Eintreffen solcher Vorhersagungen hat es ein eigenes Bewandtniß. Die Prophezeiungen aller Zeiten

und aller Völker sind immer dunkel und unbestimmt gewesen, man las daraus, was man gerade bedurfte, und manche Weissagung mag erst dann erfunden worden sein, als man sie brauchte.*)

Man lese die Prophezeiungen des Hosea und versuche sich klar zu machen, was sie bedeuten sollen. Man studire Jesaias, der wegen seiner Deutlichkeit berühmt ist und man wird finden, daß er an Klarheit nicht die Aussprüche des delphischen Orakels übertrifft.**)

Was waren überhaupt die Propheten bei den Hebräern? Es waren meist Leute ohne hervorragende sociale Stellung, Redner und Schriftsteller, die gelegentlich ihre warnende Stimme erhoben, wenn ein nach ihrer Ansicht verderblicher politischer

---

*) So halte ich aus inneren Gründen das 10., 11. und 12. Kapitel des Buches Daniel für unecht. Die Weissagungen, welche darin enthalten, sind größtentheils in demselben plumpen, abgeschmackten Stile wie die angeblichen alten Weissagungen und Prophezeiungen, welche noch heutzutage bei Kriegsausbrüchen u. dergl. als „gedruckt in diesem Jahre“ und in Form von Flugblättchen erscheinen. Beim Lesen der Daniel'schen Weissagungen über Alexander Magnus merkt man, um mit Göthe zu sprechen, die Absicht und wird verstimmt. Das 12. Kapitel ist vielleicht weniger bearbeitet, wie die vorhergehenden, dafür aber auch wieder um so mehr von Unsinnigkeiten strotzend. Wie wenig hat der Prophet noch eine Ahnung von späteren, räumlichen wie intellectuellen Aenderungen in der Cultur der Menschheit, wenn er kurz vor dem Ende der Welt noch Edom, Moab und die Kinder Ammon's handelnd auftreten läßt! Wo sind heute diese wenig zahlreichen, elenden, nomadisirenden Stämme? Wo sind heute die Kleinodien der „Mohren“?

**) Celsus sagt in seiner Streitschrift: „Die Christen gebrauchen auch Propheten als Vorausverkündiger der Dinge Jesu. Freilich tausend Andern können die prophetischen Worte viel wahrscheinlicher angepaßt werden als Jesus. Die Propheten sagen, der zukünftig Kommende sei ein Großer, ein Herrscher, ein Herr der ganzen Erde, aller Völker und Kriegsheere. Einen solchen Pestmenschen aber haben sie durchaus nicht angekündigt. Aber auch einen Gott und Gottessohn beweist Niemand aus solchen Bildern und Mißverständnissen noch aus so geringen Merkzeichen. Denn wie die Sonne, alles Andre erleuchtend, zuerst sich selbst zeigt, so mußte es gemacht haben der Sohn Gottes.“ a. a. O. S. 23.

Entschluß gefaßt worden oder wenn sonst dem Staate Gefahr drohte. Mit dem Priesteramte hatten sie zunächst gar nichts zu thun, ja wir sehen sie in Opposition zu den Priestern Jehova's. Auch gegen den Götzendienst sprachen die Propheten nur, wenn dies einen politischen Zweck hatte. Als Jerobeam in Dan und Bethel zwei goldene Kälber, wahrscheinlich Nachbildungen ägyptischer Stiere, aufstellen ließ, fiel es keinem der damaligen Propheten ein, dagegen zu eifern, obgleich das Gesetz Jehova's gegen solche Bilder sprach, selbst wenn damit kein unmittelbarer Götzendienst verknüpft war. „Der hebräische Prophet wirkte durch Schrift und öffentliche Rede kraft eines poetischen Genius und Ernstes, die dem Worte Ueberzeugungskraft und Gewalt verleihen. Er bekleidete keinen amtlichen Posten, wie der Priester, sondern trat aus eigenem Antrieb als Vermahner des Volkes und der Könige auf. Sein Wort war bald gegen die Ungerechtigkeit, den Götzendienst, die Abkehr von Jehova, und bald gegen die Zuversicht auf die ausländische Hülfe der Aegypter, Assyrer u. s. w. Er wünschte das Volk in seiner Nationalität zu erhalten und dem Eindrang ausländischer Sitten zu wehren. Er ermahnte zum Selbstvertrauen und zur Zuversicht auf Gott; er sprach mit Wärme und Ernst, mit Gottergebenheit und Hoffnung. Wurde das Volk von ausländischen Heeren bewältigt und geplündert, so sah er darin die sündenstrafende Hand eines gerechten Gottes und versicherte, dem Tage der Strafe werde ein Tag des Glücks folgen, ein Tag des Herrn, dem das Volk entgegen harren möge, wo dann Frieden auf Erden sein und Jerusalem vielleicht den umgebenden Völkern Gesetze geben, und Jehova als der einzige Gott anerkannt werden wird."*) Es kann also von einer göttlichen Inspiration

*) Sharpe, Gesch. d. hebr. Volkes. Dtsch. v. Jolowicz. 1869. S. 98.

dieser Männer keine Rede sein. Wir wollen jedoch auf den naiven Standpunkt der Theologen eingehen und untersuchen, welche Bewandtniß es vom logischen Gesichtspunkte aus mit den Weissagungen hat.

Wenn man die Vorhersagungen der jüdischen Propheten aufmerksamen Blickes prüft und sich für jede einzelne einen Augenblick lang in den Zeitpunkt ihrer angeblichen Verkündigung zurückversetzt denkt: so findet man keine einzige, die in wissenschaftlichem, logischem Sinne als eine wirkliche, bestimmte und deutliche Vorhersagung der Zukunft des israelitischen Volkes angesehen werden kann. Dasselbe gilt von allen denjenigen Prophezeiungen, welche sich auf die Begründung und Ausbreitung des Christenthums beziehen sollen. Selbst wenn wir den größten Theil dieser Vorhersagungen als historisch ächt ansehen wollten — was indeß denselben Bedenken unterliegt, die oben bezüglich der Realität der Wunder geäußert wurden, — so läßt sich doch durchaus nicht dasjenige daraus herleiten, was von den Theologen aller Zeiten inconsequenter Weise daraus abgeleitet worden ist. Betrachtet man im Einzelnen das große Conglomerat von Weissagungen der verschiedensten Art, so müßte man sich wundern, wenn nicht im Laufe der Zeit einige wenige von ihnen annähernd in Erfüllung gegangen wären.

Kein einziger jener Propheten hat die geringste Ahnung des Ideenganges, der heute die Welt beherrscht; kein einziger jener Propheten hat sich in seinen Aeußerungen über die beschränkten Ansichten seiner Zeit erhoben. Freilich manche derselben mögen innerhalb dieser engen Sphäre über das allgemeine Niveau hervorragende Männer gewesen sein, welche aus der augenblicklichen Lage der Dinge, nach Schlüssen der Wahrscheinlichkeit allgemeine Ansichten über die näher oder

entfernter liegende Zukunft aussprachen, aber jene Leute waren deshalb ebensowenig eigentliche Propheten, wie Talleyrand auf jenen Namen Anspruch machen kann, weil er in dem russischen Feldzuge den Anfang vom Ende der Napoleonischen Herrschaft voraussah. Und noch früher, als Niemand die leiseste Ahnung von der großen Umwälzung besaß, die Frankreich und den größten Theil von Europa bis in's Innerste erschütterte, schrieb Lord Chesterfield wörtlich: „Die despotische Regierung Frankreichs ist auf die höchste Spitze getrieben. Eine Revolution naht raschen Schrittes heran und ich bin überzeugt, daß sie radical und blutig sein wird.“ Wie sind diese Worte in Erfüllung gegangen! Keine einzige Weissagung irgend eines Propheten kann sich in dieser Beziehung neben sie stellen! Wird aber deshalb Jemand dem Grafen Chesterfield direkte göttliche Inspiration beimessen wollen? Die Theologen werden dazu am wenigsten geneigt sein. Haben diese letztern aber auch etwas gegen Moses einzuwenden? Ich denke Nein. Nun hat dieser Prophezeiungen ausgesprochen, von denen offenkundig das gerade Gegentheil eingetroffen ist. Im fünften Buche Mosis heißt es von Israel: „Der Herr wird dich zerstreuen unter alle Völker von einem Ende der Welt bis an's andere und wirst daselbst andern Göttern dienen, die du nicht kennst, noch deine Väter, Holz und Steinen.“ Wenn irgend ein Volk der Geschichte hartnäckig an seiner Religion festgehalten hat, so ist es gewiß Israel und die Prophezeiung Mosis ist gar nicht eingetroffen. Wie viel richtiger schaute dagegen Jesaia in die Zukunft, als Hiskia versuchte durch ein Bündniß mit Aegypten das Joch Assyrien's abzuschütteln! Der Prophet sah die Verderblichkeit einer solchen Allianz klar ein, deren Opfer das Reich auf jeden Fall werden mußte. „Siehe“, sagte er, „es kommt die Zeit, das alles was in deinem Hause

ist und was deine Väter gesammelt haben bis auf diesen Tag, wird gen Babel gebracht werden, das nichts bleiben wird, spricht der Herr. Dazu werden sie deine Kinder nehmen und müssen Kämmerer sein im Hofe des Königs zu Babel!" Das Strafgericht verzögert sich allerdings, weil der wilde assyrische Eroberer Sancherib zunächst noch mit Empörungen im eigenen Lande zu kämpfen hatte. Erst im Jahre 700 v. Chr. begann er den Rachezug gegen Syrien und Palästina. Ueber diesen Krieg sind wir gegenwärtig so genau unterrichtet, wie über wenige andere Ereignisse des Alterthums. Denn neben dem biblischen, ist heute auch der amtlich assyrische Bericht bekannt, außerdem haben wir die Erzählung des Herodot. Abgesehen von einem Irrthum bezüglich des Anfangs dieses Krieges, stimmt der geschichtliche Bericht der Bibel vollständig mit dem amtlichen der Assyrier überein. Letzterer, auf einer prismatischen Terracotta-Tafel in Keilschrift eingegraben, befindet sich heute im brittischen Museum zu London. Von wunderbaren Einwirkungen Jehova's läßt sich nichts nachweisen. Thatsache ist, daß der ägyptische Feldzug Sancheribs verunglückte, er mußte die Belagerung von Pelusium aufgeben, weil die phönicischen Proviantschiffe gescheitert waren und auf dem Rückzuge brach die ägyptische Pest in seinem Heere aus. Es lag in der damaligen Anschauung, daß alle Völker ihre Erfolge der directen Einwirkung ihrer Götter zuschrieben. Hiskia maß dem Jehova seine Rettung bei und Jesaias sang:

„Groß ist Jehova und gepriesen sehr
In unseres Gottes Stadt, auf seinem heiligen Berge.
Lieblich erhebt sich die Lust der ganzen Erde,
Der Zionsberg, des Nordens letzte Spitze,
Des großen Königs Stadt.
Gott hat sich an ihren Palästen offenbart als Schutz.
Denn siehe, Könige traten zusammen,
Rückten an geschaart.

Wie sie sahen, so erstarrten,
Erbebten sie und flohen.
Zittern faßte sie da,
Kampf, wie der Gebärerin.
Mit dem Sturme des Ostes
Zertrümmerst du Schiffe von Tarsis.
Wie wir vernommen, also sahen wir's
In Jehovah's der Heerschaaren Stadt, in unseres Gottes Stadt,
Die Gott auf ewig erhält."

Gleichzeitig schrieben die Aegypter ihre Rettung der Gnade ihres mächtigen Gottes Phtah in Memphis zu und errichteten ihrem Könige Sethon, der nur auf den Phtah vertraut hatte, im Heiligthume des Letzteren eine Bildsäule von Stein mit der Umschrift: „Schau auf mich und sei fromm." Aber auch Sancherib selbst, den wir einige Jahre später wieder als Sieger finden, schrieb seinem Gotte Assur wunderbare Hülfe zu. Auf dem Londoner Prisma sagt er: „Begünstigt vom Gott Assur, meinem Gebieter, zog ich gegen meine Feinde sie zu vernichten; wie ein verwüstender Sturm ergoß ich die Betäubung über meine Gegner. Durch das Anrufen des Gottes Assur, meines Gebieters, und den Schlachtensturm brach ich die Kraft ihres Widerstandes und brachte ihre Standhaftigkeit zum Wanken."

Wie in diesem Beispiele so sind auch die übrigen Ereignisse wesentlich anders und ganz unabhängig von den Weissagungen der jüdischen Propheten erfolgt und jene sind im Einzelnen weder deutlich, noch richtig, noch stehen sie auf der Höhe der historischen Anschauung. Das war zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft den Juden selbst ziemlich deutlich, denn es finden sich bei den Propheten der babylonisch-chaldäischen Zeit Beweise, daß der Untergang Israels und die Wegführung der Juden viele Zweifel an Jehova's Güte und Liebe im Volke erweckte. Mit Recht sagt Hitzig, der das Buch Hiob von einem Bürger Ephraims in Aegypten nach dem

Untergang des Reiches Israel verfaßt werden läßt: „Verständlich ist das Buch nur als Widerhall jenes erschütternden Ereignisses, in welchem für jeden denkenden Frommen die unabweisliche Aufforderung lag, seinen Glauben an Gottes Weltregierung zu sichten um ihn nicht ganz zu verlieren, nachdem das verhältnißmäßig gerechtere Volk Gottes dem ungerechten unterlegen war.“*) Das ist aber sehr natürlich, denn der Lauf der Dinge erfolgt ohne Rücksicht auf Inspiration und Glauben nach den natürlich gegebenen Verhältnissen.

Die Prophezeiungen Jesu, wie sie dem Stifter der „abendländischen Kirche“ von den Theologen zugeschrieben werden, leiden nicht minder an Unbestimmtheit des Ausdrucks wie jene der jüdischen Hellseher. Seine Vorherverkündigung der sogenannten Zerstörung Jerusalem's kann nicht als Prophezeiung angesehen werden in dem Sinne, welchen die Theologen damit verbinden.

In der That gehörte keineswegs eine übernatürliche Inspiration dazu, um vorauszusehen, daß das jüdische Volk unter dem Drucke der verhaßten Römer seufzend, den Versuch machen werde, das unerträgliche Joch abzuschütteln; es gehörte keineswegs Divinationsgabe dazu, um zu erkennen, daß in solchem Kampfe die römische Taktik und Ueberzahl den undisciplinirten, wenig zahlreichen hebräischen Schaaren auf die Dauer den Untergang bereiten mußten; wohl aber wäre die Gabe der Prophezeiung nothwendig gewesen, um die Einzelheiten des furchtbaren Kampfes vorherzuverkünden, der zwischen dem hinsterbenden Judenthume und dem auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Römerreiche ausbrach. Hierüber aber hat Jesus Nichts gesagt, ja selbst die Andeutungen, welche in dieser Be-

*) Geschichte des Volkes Israel I. S. 191.

ziehung in seinen Worten liegen und wonach das Verderben über Jerusalem plötzlich hereinbrechen werde, haben sich historisch nicht bewahrheitet. Die Juden, abwechselnd bald von diesem bald von jenem Nachbarn bedrückt, waren stets zur Empörung geneigt, weil sie aus ihren heiligen Büchern die Versicherung schöpften, es werde ein Gesandter Gottes erscheinen, der Israel zum herrschenden Volke und Jerusalem zur Hauptstadt der Welt machen werde. Diese Ansicht war es zum Theil auch, welche die Anhänger des Aristobulus veranlaßte, im Jahre 63 vor Chr. die Stadt Jerusalem und den Tempel gegen Pompejus zu vertheidigen. Die Juden hielten wie gewöhnlich dafür, es werde ihnen überirdische Hülfe zu Theil werden, vertheidigten im übrigen aber die Stadt tapfer genug und Pompejus konnte sie nur an einem Sabbath erstürmen. Der Römer besuchte, zum Entsetzen der Orthodoxen, auch das Allerheiligste des Tempels, fand aber darin nichts als einen siebenarmigen Leuchter, einen goldenen Tisch und heilige Schriftrollen. Pompejus setzte den Hyrkan zum Könige der Juden ein, aber der Präfekt von Syrien war der eigentliche Herr im Lande und Hyrkan wurde später von Cäsar auf die Würde des Hohenpriesters beschränkt, während Antipater die Regierung erhielt. Die Juden haßten letzteren außerordentlich, weil er die Erpressungen der römischen Beamten duldete, um sich selbst am Ruder zu erhalten. Nach seiner Ermordung gelangte sein Sohn Herodes auf den Thron, d. h. er wurde auf Betreiben des ihm befreundeten Antonius im Jahre 39 vor Chr. vom römischen Senate zum Könige der Juden ernannt. Oktavianus ließ ihn in dieser an und für sich nichtssagenden Würde und Herodes verfuhr nun gegen das jüdische Volk durchaus tyrannisch. Von den Römern geschützt, setzte er nach seinem Gefallen Hohepriester ab und ein, ließ den römischen Adler auf die

Spitze des jüdischen Tempels setzen und zahllose Juden umbringen. Noch auf seinem Todesbette befahl er die Niedermetzelung einer Menge von Menschen, damit über seinen Tod keine Freude entstehe. Sein Sohn Archelaus reiste nach Rom, um sich von Augustus bestätigen zu lassen. Mittlerweile aber brach eine Empörung der Juden aus, sie belagerten den römischen Befehlshaber Sabinus in Jerusalem und Varus, damals Statthalter von Syrien, mußte mit seiner ganzen Macht heranziehen, um jenen zu befreien. Der Aufstand wurde mit grausamer Strenge unterdrückt und der zurückgekehrte Archelaus wüthete fernerhin so furchtbar, daß ihn im Jahre 6 nach Chr. Augustus entsetzte und nach Gallien in die Verbannung sandte. Palästina wurde nun zur römischen Provinz Syrien geschlagen, erhielt aber für die Verwaltung einen besonderen Prokurator. Der unglücklichste von diesen ist Pontius Pilatus, weil er, obschon gewiß nicht grausamer wie die meisten übrigen römischen Beamten, schwach genug war, den Befehl zur Hinrichtung Jesu zu ertheilen, wodurch bis zur Gegenwart der Fluch der Christenheit sich an seinen Namen gekettet hat. Gleichzeitig mit ihm herrschte Herodes Antipas, ein Bruder von Archelaus, über Galiläa; wenige Jahre nach dem Tode Jesu aber ernannte Caligula den Herodes Agrippa I. zum Könige und Claudius erweiterte dessen Macht über ganz Palästina. Schon damals entstanden Streitigkeiten mit den Juden, weil ein Bruder des Herodes vom römischen Kaiser die Aufsicht über den Tempel sowie die Befugniß zur Wahl des Hohenpriesters erhielt und die Römer wieder wie früher das Gewand des letzteren in Verwahrung nehmen wollten. Während der Regierung des Herodes Agrippa II. nahmen die Zwistigkeiten zu; bei den Juden erhoben sich verschiedene Empörer, die den religiösen Fanatismus dieses Volkes benutzten

und die Ankunft des Messias verkündigten. Die Römer behielten indeß die Oberhand und sogen das Land in jeder Beziehung aus. Unter Gessius Florus, im Jahre 65 nach Chr. wurde die Bedrückung endlich so stark, daß ein allgemeiner Aufstand der Juden ausbrach. Tausende von Römern wurden ermordet. Diese That erheischte eine exemplarische Züchtigung, schon weil Palästina in der Nähe der Parther lag, die von Rom nicht bezwungen waren. Aber selbst als der Präfect von Syrien geschlagen war, als später Vespasianus mit dem Kern der Legionen zur Dämpfung des Aufstandes erschien und die jüdischen Nationalstreiter in einer Reihe blutiger Gefechte decimirte, verfloß noch immer eine geraume Zeit, ehe die Hauptstadt des Landes von dem racheschnaubenden Römer „mit einem Walle umgeben“ wurde. Von alledem ist aber gerade das Gegentheil in der Prophezeiung Christi angedeutet und letztere in dieser Hinsicht ebenso unrichtig wie die Folgerungen, welche man in den ersten Zeiten des Christenthums aus derselben Vorhersagung zog, indem man allgemein annahm, Jerusalem würde nie wieder aufgebaut werden. Die jüdische Nation war noch keineswegs so sehr vernichtet, um bei erneuten Mißhandlungen seitens der siegreichen Römer allen Widerstand aufgeben zu müssen. Das zeigte sich dreiundsechzig Jahre nach der Zerstörung der Stadt durch Titus, als Hadrian an Stelle derselben die Aelia capitolina baute und an dem Orte, wo die Bundeslade geruht, dem großen Jupiter einen Tempel zu errichten gebot. Die Bewohner Jerusalems, das sich wenigstens theilweise wieder aus den Trümmern erhoben hatte, widersetzten sich dem Vorhaben, konnten es aber nicht hindern. So erhob sich eine römische Pflanzstadt an der Stelle der Stadt Davids und wo der Hohepriester voreinst im Allerheiligsten gebetet, da wurde nun dem Jupiter und

der Venus geopfert. Das war mehr als der Fanatismus ertragen konnte. Unter dem Befehle des Sternensohnes (Bar-Cochba) stellte sich nochmals das Judenvolk zu verzweiflungsvollem Streite den Abendländern entgegen. Der Kampf war ein Vernichtungskrieg; fast 1000 kleinere Ortschaften und 50 größere Festungen wurden von den Römern dem Erdboden gleich gemacht. Die Greuel des Zerstörungskampfes unter Vespasian und Titus erneuerten sich, besonders als Julius Severus den Befehl über die Legionen erhielt. Ueber sechsmalhunderttausend Menschen vertilgte das Schwert der Römer und verblutend sanken Juda und Israel zu den Füßen des weltbeherrschenden Kaisers. Jerusalem behielt den Namen Aelia Capitolina. Die Erzählung, daß der von den christlichen Schriftstellern mit Unrecht so viel geschmähte große Imperator Julianus (Apostata), um das Wort Christi zu Schanden zu machen, an der Stelle des alten jüdischen Tempels einen neuen zu errichten angefangen habe, daß aber dieser Bau durch übernatürliche Mittel verhindert worden sei, ist ohne Zweifel ebensowohl ein Märchen, wie die Sage von der Tödtung desselben Kaisers, während des Feldzuges gegen die Perser, durch einen Engel.

Die Prophezeiungen, welche Johannes in seiner vielgenannten Apokalypse von der Zukunft des Christenthums gegeben haben soll, sind nicht weniger unsicher wie alle übrigen. Man kann den Bildern der geheimen Offenbarung einen gewissen großartigen Schwung nicht absprechen, aber dies berechtigt an und für sich noch keineswegs, sie für mehr als bloße Phantasiegebilde zu halten.*) Ueberhaupt, was kann man auch

*) Johannes beschreibt die Bilder der Apokalypse nach der eigenen Anschauung. Wie mögen sich ihm indeß wohl die folgenden dargestellt haben:

von einer Vorhersagung halten, von der Niemand etwas Gewisses weiß? Eine solche ist offenbar ein Unding. In Beziehung auf die Apokalypse des Apostels Johannes sind aber bis jetzt noch fast alle Erklärer zu eben so vielen verschiedenen Resultaten gelangt, ein Beweis, daß man von den darin enthaltenen Prophezeiungen noch nichts weiß, daß die geheime Offenbarung für uns nicht mehr Sinn hat, wie das Durcheinander, welches entstehen würde, wenn man ihre sämmtlichen Worte einzeln geschrieben in eine Urne würfe und diese schüttelte. Unter anderen Erklärern berechnete der bei den Theologen in hohem Ansehen stehende Consistorialrath Bengel nach der Offenbarung die Wiedererscheinung Christi auf den 18. Juni 1836, das Ende der Welt auf das Jahr 3836 und das Alter der Welt auf 7777 1/9 Jahre.*) Im Jahre 1832 sollte nach ihm der sogenannte Antichrist erscheinen. Doch ist im Jahre 1836 nicht einmal ein Komet erschienen, welche von den Theologen doch sonst als Zuchtruthen Gottes angesehen wurden.

Das Prophetenthum erlosch im Laufe der Zeit weit eher wie die eigentlichen Wunder, es ging im Mittelalter schließlich ganz in die Astrologie über oder in die „Kunst“, aus der

---

VI, 14: „Und der Himmel entwich wie ein eingewickeltes Buch und alle Berge und Inseln wurden bewegt aus ihren Oertern.“

VII, 1: „Und darnach sah ich vier Engel stehen auf den vier Ecken der Erde, die hielten die vier Winde der Erde.“

VIII, 12: „Und es ward geschlagen das dritte Theil der Sonne, des Mondes und der Sterne, daß ihr drittes Theil verfinstert ward und der Tag das dritte Theil nicht schien und die Nacht desselben Gleichen.“ (!)

XX, 11: „Und ich sah einen großen weißen Stuhl, und den, der darauf saß, vor dessen Angesicht floh die Erde und der Himmel und ihnen ward keine Stätte erfunden.“

*) Bengel, Erklärte Offenbarung St. Johannis. Stuttgart 1740,

Stellung der Gestirne die Zukunft vorherzusagen.*) Doch ward auch diese noch häufig genug im Dienste der Gottesgelehrsamkeit benutzt und es gab noch selbst im sechzehnten Jahrhunderte Leute, die thöricht genug waren, den Prophezeiungen über das Eintreten einer neuen Sündfluth Glauben zu schenken und sich Archen bauen ließen. Indeß ist die Zahl der Propheten niemals sehr zahlreich gewesen, sie umfaßt im Ganzen nicht einmal so viele Individuen, als die Stiftung des rauhen Franciscus von Assisi Heilige zählt, jener Orden, von dessen Mitgliedern Wilhelm von St. Amour in seinem

*) Siehe Dr. A. Drechsler, Astrologische Vorträge. Dresden. 1855., wo freilich der Verfasser Seite 72 sagt: „Die Astrologie wurzelt im Materialismus“; und weiter: „Die Astrologie entstand erst dann, als die Menschen aus Ueberzeugung oder Ueberredung unzufrieden mit der Gegenwart, sehnsüchtig oder furchtsam auf die Zukunft blickten.“ Nun beweist anderseits Ludwig Feuerbach (das Wesen der Religion, Nr. 2): „Das Abhängigkeitsgefühl des Menschen ist der Grund der Religion.“ Sonach haben also Religion und Astrologie ein und dieselbe Quelle, nämlich den Materialismus. „Das göttliche Wesen“, sagt Feuerbach, „das sich in der Natur offenbart, ist nichts anderes als die Natur selbst, die sich dem Menschen als ein göttliches Wesen offenbart, darstellt und aufdringt. Die Natur ist nicht nur der erste, ursprüngliche Gegenstand, sie ist auch der bleibende Grund, der fortwährende, wenn auch verborgene Hintergrund der Religion. Die Existenz der Natur gründet sich nicht, wie der Theismus wähnt, auf die Existenz Gottes, nein! umgekehrt: die Existenz Gottes oder vielmehr der Glaube an seine Existenz, gründet sich nur auf die Existenz der Natur. In dem Glauben, daß Gott schlechtweg existirt, gleichgültig ob der Mensch ist oder nicht ist, und ihn denkt oder nicht denkt, wünscht oder nicht wünscht, in diesem Glauben oder vielmehr in dem Gegenstande desselben, spukt kein anderes Wesen dir im Kopfe als die Natur, deren Existenz sich nicht auf die Existenz des Menschen, geschweige auf Gründe des menschlichen Verstandes und Herzens stützt. — Die den Unterschied des göttlichen Wesens vom menschlichen Wesen oder wenigstens vom menschlichen Individuum begründenden und ausdrückenden Eigenschaften sind ursprünglich oder der Grundlage nach nur Eigenschaften der Natur. Gott ist das mächtigste oder vielmehr allmächtige Wesen — d. h. er vermag, was der Mensch nicht

freilich vom Papste Alexander IV. verdammten Buche sagt: „Sie sitzen gern obenan über Tisch und in den Schulen, und haben's gern, wenn man ihnen Ehrfurcht erweist und sie Meister nennt." Heutzutage würde selbst der eifrigste und leichtsinnigste Theologe sich wohl hüten, den Prophezeiungen irgend eines, wenn auch noch so kirchlich-frommen Individuums einen reellen Werth beizulegen, aus Furcht, dem Spotte des Volkes anheimzufallen; dagegen scheut man sich keineswegs, die angeblichen Aussprüche ähnlicher Leute, welche vor vielen Jahrhunderten lebten, mit einem gewissen Nimbus zu umhüllen und

---

vermag, was vielmehr die menschlichen Kräfte unendlich übersteigt und daher dem Menschen das demüthigende Gefühl seiner Beschränktheit, Ohnmacht und Nichtigkeit einflößt. „„Kannst du, spricht Gott zu Hiob, die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: hier sind wir? Kannst du dem Rosse Kräfte geben? Flieget der Habicht durch deinen Verstand? Hast du einen Arm wie Gott und kannst mit gleicher Stimme donnern, als er thut?"" Nein! das kann der Mensch nicht, mit dem Donner läßt sich die menschliche Stimme nicht vergleichen. Aber was ist die Macht, die sich in der Gewalt des Donners, in der Stärke des Rosses, im Fluge des Habichts, im unaufhaltsamen Laufe des Siebengestirns äußert? Die Macht der Natur. — Gott ist das allgütige Wesen, „„denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte""; aber das Wesen, das nicht zwischen Guten und Bösen, Gerechten und Ungerechten unterscheidet, nicht nach moralischen Verdiensten die Güter des Lebens austheilt, das überhaupt deswegen auf den Menschen den Eindruck eines guten Wesens macht, weil seine Wirkungen, wie z. B. das erquickende Sonnenlicht und Regenwasser, Quellen der wohlthuendsten Empfindung sind, das ist eben die Natur. Gott, als Urheber der Natur, wird zwar als ein von der Natur unterschiedenes Wesen vorgestellt, aber Das, was dieses Wesen enthält und ausdrückt, der wirkliche Inhalt desselben, ist nur die Natur. Was wir in der Natur haben, das haben wir daher in Gott gedacht, nur als Urheber oder Ursache der Natur — also kein moralisches, geistiges, sondern nur ein natürliches, physisches Wesen." Lubbock zeigt im Einzelnen die allmälige Entwickelung der Gottesvorstellungen bei den niederen Rassen. „Die Wilden halten ihre Götter

als Inspirationen eines allwissenden Wesens darzustellen. Nichts aber vermag besser dem denkenden Menschen die schwankenden Grundlagen zu enthüllen, auf denen die Theologie ruht, als solche Betrachtungen über das inconsequente, unwissenschaftliche, jeder Logik widerstreitende Verfahren der sogenannten Gottesgelehrsamkeit.

Cicero sagt, er wundere sich, wie zwei Auguren sich ansehen könnten, ohne zu lachen; man kann diese Worte des großen römischen Redners gewiß mit demselben Rechte auch auf vi ele moderne Theologen anwenden.

---

kaum für mächtiger als sich selbst; sie sind böse, nicht gut; sie werden durch Opferspenden, nicht durch Gebete, besänftigt; sie sind keine Schöpfer; e sind weder allwissend noch allmächtig; sie belohnen nicht die Guten und bestrafen nicht die Bösen; weit davon entfernt, den Menschen die Unsterblichkeit zu verleihen, gelten sie selbst nicht einmal immer für unsterblich. Wo die materiellen Grundbedingungen der Civilisation sich ohne irgend einen entsprechenden Zuwachs an wissenschaftlicher Erkenntniß entwickelten, wie z. B. in Mexiko und Peru, da führte eine richtigere Auffassung der göttlichen Macht, der jede beglückende Einsicht in das Wesen der Gottheit fehlte, zu einer Religion des Schreckens, welche schließlich zu einer entsetzlichen Geißel für das Menschengeschlecht ausartete. Allmälig jedoch erweiterte eine ausgedehntere Kenntniß der Naturgesetze das Gemüth des Menschen. Anfangs meinte er, die Gottheit habe die Erde gebildet, indem sie dieselbe aus dem Wasser erhob und sie zu einer Wohnstätte für Menschen bereitete; später entstand die Annahme, daß das Land sammt dem Wasser durch göttliche Kraft erschaffen sei. Nachdem er alle Geister für böse gehalten, erhob er sich zu einem Glauben, der nicht nur böse, sondern auch gute Geister umfaßte; nach und nach ordnete er die erstern den letzteren unter und betete nur die guten als Götter an, während die bösen zu Dämonen herabsanken. Von einer auf Geister sich beschränkenden Vorstellung kam er allmälig zu der Erkenntniß, daß er eine Seele habe; schließlich brachte er diese Ueberzeugung in Verbindung mit dem Glauben an eine wohlwollende und gerechte Gottheit und verknüpfte dadurch die Sittlichkeit mit der Religion."

Neuntes Kapitel.

Die jüdisch-christliche Lehre von der Erschaffung der Welt.

Das erste Buch Mosis beginnt mit den Worten:*) „Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde“, und löst hiermit nach dem Ausspruche der Theologen eine Frage, die von allen Sterblichen unbeantwortet gelassen worden ist, nämlich die Frage nach der Entstehung des Seienden.

*) Nach Martin Luther's epochemachender Uebersetzung. Ich nehme hier und in der Folge stets der Einfachheit halber die Aechtheit und das von den Theologen behauptete hohe Alter der Bibel an, ohne diese deshalb zuzugeben. Was speziell den Pentateuch anbelangt, so kann gegenwärtig wohl kein Zweifel mehr sein, daß derselbe das Werk verschiedener Jahrhunderte ist. Sharp glaubt, daß einige der ältesten Theile desselben bis auf Samuel zurückgehen. „Die Tage Samuels waren wohl die ersten, wo die Ruhe so weit hergestellt war, daß man vermuthen kann, sie hätten einige literarische Thätigkeit zu Tage gefördert. Sobald die damaligen Geschichtschreiber die zeitigen Kriege und andere Thaten des Volkes, sowie die jüngsten Ereignisse der Vergangenheit, welche noch in der Erinnerung der alten Leute lebten, verzeichnet hatten, war ihr nächster Schritt, die Sagen über die ersten Schicksale ihres Volkes zu erforschen und die zerstreuten Ueberlieferungen über den Auszug aus Aegypten, die gewaltsame Ansiedelung der Amoriter, die Ueberschreitung des Jordan und die Eroberung Canaans aufzuzeichnen. Es ist überhaupt das Schicksal der Geschichte, rückwärts geschrieben zu werden. Der Geschichtschreiber verzeichnet zuerst das ihm aus eigener Zeit zuversichtlich Bekannte und erforscht dann die Ueberlieferungen der Vergangenheit. Die traditionelle Geschichte des Auszuges wurde um so höher geschätzt und um so mehr im Andenken bewahrt, weil die Israeliten vermittelst der Künste der Civilisation, welche sie sich in Unterägypten aneigneten, das Gebiet der weniger civilisirten Canaaniter eroberten. Die ersten Aufzeichnungen über diese Vergangenheit müssen wir in den Büchern Exodus und Numeri suchen; es gehören dazu wahrscheinlich die Berichte über die schlimme Behandlung der Israeliten in Aegypten (Ex. 1, 8—11; 5, 6—14) über den Auszug und die Mitnahme des ungesäuerten Teiges (12, 37—39), über die Wegesrichtung nach dem Sinai zur Vermeidung des Philisterlandes (13, 17—20), über die Wanderung durch die Wüste Sur und Sin (15, 22—27; 16, 1), über den kurzen Aufenthalt in dem fruchtbaren Thale

Es ist möglich, daß die Lösung, welche Moses von dieser wichtigen Frage gegeben hat, vor Jahrtausenden dem gläubigen Bibelforscher genügend erscheinen mochte, ebenso wie dies auch noch heute der Fall sein mag; aber es gehört sehr wenig Logik dazu, um sofort zu erkennen, daß Moses statt einer Antwort, nur die Frage in veränderter Form zurückgibt.

In der That ist die Frage: Wann und wie ward die uns umgebende Welt? doch nur dann als gelöst zu betrachten,

---

Paran am Fuße des Berges Serbal und den Empfang der zehn Gebote durch Moses (19, 1—6), über die Wanderung von der Gräberstätte Taava (Num. 11, 35) nach der Wüste Paran (12, 16), über die Auskundschaftung des Landes in der Nähe von Hebron (13, 21—24), über die Bitte um freien Durchzug durch das Edomiterland (20, 14—22) und den darauf folgenden Zug um Edom (21, 4), über die gewaltsame Verdrängung der Amoriter, die Ansiedelung am Ostufer des Jordan, zwischen dem Arnon und Jabbok, über die späteren Streifzüge gegen Norden bis zu den Höhen von Basan und die Vereinigung des fruchtbaren Wiesenlandes mit dem Gebiete der Amoriter (21, 10—22, 1.)

Die wichtigsten Ereignisse der Vergangenheit, besonders aber die eben erwähnte Besiegung der Amoriter waren, in dichterischer Form, in einer „das Buch der Kriege Jehova's" betitelten Schrift überliefert worden, von der sich noch acht Zeilen erhalten haben. Aus dreizehn Zeilen einer anderen in dem Buche Numerl (21, 27—30) ebenfalls namentlich angeführten Liedersammlung erfahren wir, daß das den Amoritern entrissene Land ursprünglich den Moabitern gehörte:

Kommt nach Hesbon,
Gebaut werde und befestigt die Stadt Sihon's,
Denn Feuer ging aus von Hesbon,
Und Flamme aus der Stadt Sihon's,
Fraß Ar Moab, die Herren der Arnonshöhen.
Wehe dir, Moab!
Verloren bist du, Volk des Kamo's,
Der seine Söhne als Flüchtlinge, seine Töchter als Gefangene
Preis gegeben Sihon, dem König der Amoriter.
Da verbrannten wir sie —
Verloren ist Hesbon — bis Dibon
Da verwüsteten wir bis Nophah hin,
Das gen Medeba reicht.

wenn die Antwort selbst keine weitere Frage von derselben Form umfaßt. Wenn ich sage: Die Welt entstand im Anfang, so heißt dies: die Welt entstand als Alles anfing, oder die Welt entstand, als sie entstand; eine Antwort, die meine Frage offenbar nicht erledigt, insofern ich damit nicht mehr weiß wie vorher.

Frage ich ferner: In welcher Weise entstand das Etwas rings um mich und überhaupt Alles, was wissentlich oder mir unwissentlich existirt? so ist unzweifelhaft die Antwort nichtssagend: Es entstand aus Nichts auf Befehl irgend eines nicht näher bekannten Wesens. Denn hierin ist offenbar die weitere Frage eingeschlossen: Auf welche Art und Weise entstand denn jenes allmächtige Wesen? Hierauf entgegnen die Theologen freilich, dieses Wesen, d. h. Gott, ist ewig und aus sich selbst da; aber sie übersehen dabei ganz, daß, wenn das Wort ewig

---

Dieses Lied ist älter als das Deboralied und vielleicht älter als irgend eins in den hebräischen Schriften.

Diesem einfachen Bericht über den Auszug, der wohl zur Zeit Samuel's als Einleitung in die Geschichte der Richter verfaßt wurde, fügten spätere Hände als neue Einleitung einen Bericht über noch frühere Zeiten, über die erste Ansiedelung der Israeliten in Aegypten, dann einen über ihre Urheimath an den Quellen des Euphrat, und dann einen über den Ursprung des Menschengeschlechts und die Erschaffung der Welt hinzu. Die Geschichte der älteren Zeit wurde jedenfalls am spätesten niedergeschrieben, und während diese Stücke die Urschrift des Pentateuchs nach dem Anfang zu erweiterten, wurden noch andere große Stücke dem Berichte über den Auszug einverleibt und wieder andere dem Ende der Grundschrift angehängt. Die älteren Stücke sind meistens elohistisch, die jüngeren, weil judäischen Ursprungs, jehovistisch. Diese Zusätze enthalten einige wenige Cultus- und Civil-Gesetze in der Form von Geboten Gottes an Moses, zu denen auch die zehn Gebote gehören, deren Hauptinhalt auf zwei Steintafeln verzeichnet war, die ohne Zweifel in der heiligen Lade aufbewahrt lagen. Im Verlaufe der nächstfolgenden fünfhundert Jahre wurden wieder von Zeit zu Zeit andere Gesetze, welche durch die Vergrößerung der Städte, durch den befestigten Grundbesitz, durch die Veränderungen im Tempeldienst und durch das Wachsthum und den Verfall des Priesterthums nöthig wurden, hinzugefügt." Sharp, Geschichte des hebr. Volkes. S. 24–26.

nun doch einmal nicht aus der Antwort fortgeschafft werden kann, letztere in Bezug auf die Frage selbst imaginär (transcendental) und also unbrauchbar ist. Eine solche Antwort führt nothwendig zu immer neuen Fragen, die, wie sich beweisen läßt, niemals eine reelle Lösung erhalten.

Die Lösung, welche Moses über die Art und Weise des Entstehens der Welt gegeben hat, ist also nicht, wie die Theologen glauben, eine bestimmte und vollständige, sondern vielmehr eine unvollständige und unbestimmte, insofern sie die Frage nach der Art und Weise jenes Entstehens bloß in verdeckter Gestalt zurückgibt.*) —

---

*) „Die Vorstellung, daß die Natur selbst, die Welt überhaupt, das Universum, einen wirklichen Anfang habe, daß also einst keine Natur, keine Welt, kein Universum gewesen, ist eine kleinliche Vorstellung, die nur da dem Menschen einleuchtet, wo er eine kleinliche, beschränkte Vorstellung von der Welt hat; es ist eine sinn- und bodenlose Einbildung, daß einst nichts Wirkliches gewesen ist, denn der Inbegriff aller Realität, Wirklichkeit ist eben die Welt oder Natur. Alle Eigenschaften oder Bestimmungen Gottes, die ihn zu einem gegenständlichen, wirklichen Wesen machen, sind selbst nur von der Natur abstrahirte, die Natur voraussetzende, die Natur ausdrückende Eigenschaften — Eigenschaften also, die wegfallen, wenn die Natur wegfällt. Allerdings bleibt dir auch dann noch, wenn du von der Natur abstrahirst, wenn du in Gedanken oder in der Einbildung ihre Existenz aufhebst, d. h. deine Augen zudrückst, alle bestimmten sinnlichen Bilder von den Naturgegenständen in dir auslöschest, die Natur also nicht sinnlich (nicht in concreto, wie die Philosophen sagen) vorstellst, ein Wesen, ein Inbegriff von Eigenschaften, wie Unendlichkeit, Macht, Einheit, Nothwendigkeit, Ewigkeit übrig; aber dieses nach Abzug aller sinnfälligen Eigenschaften und Erscheinungen übrig bleibende Wesen ist nichts anderes als das abgezogene Wesen der Natur oder die Natur in abstracto, in Gedanken." Feuerbach, Wesen der Religion. Leipzig. 1845. „Nur auf Treu und Glauben verehren ganze Völker den Gott ihrer Väter und ihrer Priester. Autorität, Vertrauen, Unterwürfigkeit und Gewohnheit ersetzen ihnen die Stelle der Ueberzeugung und der Beweise. Sie strecken sich in den Staub und beten, weil ihre Väter sie solches gelehrt haben; aber weshalb beugten diese ihre Kniee? Weil in entlegenen Zeiten ihre Gesetzgeber und Führer es ihnen zur Pflicht gemacht. Alle

Wenn wir nun zur Betrachtung des Entwickelungsganges der chaotischen Urwelt übergehen, wie ihn Moses beschreibt, so finden wir, daß sich der große jüdische Staatsmann in dieser Beziehung nur wenig über die kindlichen Ansichten des ganzen Alterthums erhoben hat.

Im ersten Buche Mosis I, 3—5 heißt es:

„Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das

---

religiösen Begriffe sind einzig auf Autorität begründet. — Aber finden wir eine Uebereinstimmung der theologischen Ansichten unter den verschiedenen Inspirirten oder Denkern rings auf der Erde? Sind auch nur Diejenigen, welche vorgeben, denselben Gott zu bekennen, über ihn einig? Begnügen sie sich mit den Beweisen seiner Existenz, welche von ihren Kollegen vorgebracht werden? Unterschreiben sie einstimmig die Vorstellungen, welche sie in Betreff seines Wesens, seines Verfahrens und der Auslegung seiner angeblichen Orakel vorbringen? Gibt es ein Land auf der Erde, wo die Kenntniß von Gott zu wahrhafter Vollkommenheit gediehen wäre? Hat sie irgendwo jene Haltbarkeit und gleichmäßige Uebereinstimmung erreicht, welche wir das menschliche Wissen, die geringfügigsten Künste, die verachtetsten Gewerke annehmen sehen? Seit Jahrtausenden haben die Theologen beständig einander abgelöst in dem Geschäfte, über die Gottheit nachzusinnen, Gottes verborgene Wege zu errathen, Hypothesen zur Lösung dieses wichtigsten Räthsels zu erfinden. Ihr geringer Erfolg hat die theologische Eitelkeit nicht entmuthigt; man hat immer von Gott geredet, man hat einander die Kehlen um seinetwillen abgeschnitten und dieses erhabene Wesen bleibt immer noch das unbekannteste und bestrittenste der Welt. Die Menschen würden sehr glücklich gewesen sein, wenn sie, sich beschränkend auf die sie interessirenden Gegenstände, die Hälfte der Anstrengungen, die sie ihren Untersuchungen über die Gottheit gewidmet haben, dazu verwandt hätten, ihre wirklichen Wissenschaften, ihre Gesetze, ihre Moral und ihre Erziehung zu vervollkommnen. Sie würden noch weiser und glücklicher gewesen sein, hätten sie sich entschließen können, ihre müßigen Führer unter einander streiten und die hirnverrückenden Tiefen ergründen zu lassen, ohne sich um ihren wahnwitzigen Hader zu kümmern. Aber es ist ein Hauptzug der Unwissenheit, Dem, was sie nicht begreift, Wichtigkeit beizulegen. Indem er für seinen Gott kämpft, kämpft Jeder in der That nur für die Interessen seiner eigenen Eitelkeit." (Holbach.)

Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag."

Moses läßt hier das Licht erscheinen, noch ehe Sonne und Sterne existiren.*) Dies ist schon an und für sich eine unbegreifliche Nachlässigkeit von Seiten des Verfassers des Pentateuchs; aber der darauffolgende Satz: „Da schied Gott das Licht von der Finsterniß" beweist unwiderleglich, daß die angebliche göttliche Inspiration des Moses bei Abfassung seiner fünf Bücher eine reine Chimäre ist. Denn hier kommt die naive Anschauungsweise des grauen Alterthums zum Vorschein; Moses spricht, wie Er sich die Sache denkt, und hält die Finsterniß nicht bloß für einen Gegensatz zum Lichte, sondern für eine reelle Wesenheit, gerade so, wie er I, 7 sagt: „Gott schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste."

Nachdem man nicht mehr die wörtliche Unfehlbarkeit der Bibel fest halten kann, behaupten die heutigen Theologen fast allgemein, Moses habe nur geschrieben, um sich der populären Anschauungsweise anzupassen. Mit Bezug auf die in Rede stehende Behauptung einer Trennung des Lichtes und der Finsterniß kann man die Ausflucht der Theologen durchaus nicht gelten lassen. Denn Moses sieht offenbar die Scheidung des Lichtes von der Finsterniß als einen ganz besondern Akt der Allmacht an und legt der Nacht einen reellen Werth bei, sie ist ihm mehr als eine bloße Negation, ein bloßes Fehlen des Tages. Hätte Moses das Irrthümliche dieser Auffassung

*) Die Forschungen der neueren Zeit haben bewiesen, daß das Licht kein materieller Körper, sondern nur ein Schwingungszustand ähnlich dem Schalle ist. Der leuchtende Körper versetzt den Aether in Schwingungen, und diese erscheinen dem Auge als Licht.

eingesehen und bloß figürlich sprechen wollen, so konnte er die Trennung von Hell und Dunkel nicht als Akt der Allmacht ansehen und hätte sie, als selbstverständlich, nicht anzuführen brauchen.

Es gibt Theologen, die solchen Widerlegungen noch immer wieder etwas entgegenstellen, und so hat man denn auch die Behauptung aufgestellt: damals, als Gott nach Mosis bildlichem Ausdrucke Licht und Finsterniß von einander schied, habe er in Wirklichkeit der Erdkugel die Umdrehung um ihre Axe ertheilt, welche in der That die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht bedingt.

Die Leute, welche derartige Ansichten verfechten, vergessen freilich die Hauptsache.

Allerdings ist die Umwälzung der Erde Mitursache von Tag und Nacht; aber damit letztere entstehen sollen, ist noch ein Factor nothwendig, nämlich die Sonne. Ohne Sonne mag sich der Erdkörper so oftmals um seine Axe drehen, wie er will, es wird darum nicht weniger Nacht bleiben. Nun läßt aber Moses die Sonne sammt den Gestirnen erst drei Tage später erschaffen werden, wie kann also schon am ersten Schöpfungstage Tag und Nacht entstehen?

Ueberhaupt, wie kann schon am ersten Tage von Licht die Rede sein, das derart angebracht ist, daß Tag und Nacht entstehen?

Es liegen hier Fragen vor, die sich diejenigen beeilen mögen zu beantworten, welche die Unfehlbarkeit der Bibel verkünden. —

„Und Gott sprach, es werde eine Veste zwischen den Wassern; und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Veste, und schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste. Und es geschah also. Und Gott

nannte die Veste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag." Moses, Erstes Buch I, 6, 7.

Diese Stelle beweist nicht weniger schlagend wie die bereits angeführten, daß die Schöpfungsgeschichte Mosis nur eine solche ist, wie sich die Phantasie dieses ohne Zweifel hervorragenden Mannes dieselbe als möglich dachte. Wollte man sie in der That als wahr und wirklich annehmen, so müßte man gleichzeitig die gesammte Physik der Atmosphäre und des Erdballes, wie sie auf unumstößlichen Grundlagen heute aufgebaut ist, auf Nichts reduciren. Nun ist es aber unzweifelhaft, daß keine Veste existirt, daß es keinen Himmel gibt, der die Wasser der Erde von Wassern in der Höhe trennt.

Moses glaubte wahrscheinlich, über der Erdoberfläche existire ein großes Wasserreservoir, aus welchem von Zeit zu Zeit gewisse Quantitäten in Form von Regen und Hagel (sowie Schnee) herabfielen, und diese unrichtige Meinung ist selbst heutzutage noch vielfach bei dem unwissenschaftlichen Publikum aller Erdgegenden verbreitet. Indeß, die Wissenschaft hat die wahren Thatsachen ganz anders befunden.

Was als Regen befeuchtend und erquickend aus den Lüften auf den Erdboden herniederfällt, ist keineswegs tropfbarflüssig, wie es auf der Oberfläche unseres Planeten ankommt, in der Höhe vorräthig gewesen. Es befindet sich in den Wolken kein tropfbarflüssiges Wasser, ähnlich wie Moses und die populäre Anschauung will. Der Regen entsteht nur durch Condensation des atmosphärischen Wasserdampfes, der als Dunstbläschen die Wolken bildet; durch Zusammentreten mehrerer Bläschen in den mit Feuchtigkeit gesättigten Wolken entsteht der Wassertropfen, der unmittelbar, dem Gesetze der Schwere gehorchend, zu Boden fällt. Noch während des Fallens vergrößern sich in der Nähe der Erdoberfläche die einzelnen Tropfen immer

mehr und mehr, so daß in der Höhe die absolute Regenmenge weit geringer ist wie tiefer gegen den Boden hin. So fallen in Paris z. B. in 3 Meter Höhe über der Erdoberfläche jährlich im Mittel 58 Centimeter Wasser in Form von Regen und Schnee, während in 28 Meter Höhe die Menge des mittleren jährlichen Niederschlages nur 50 Centimeter beträgt.*)

Diese und ähnliche Beobachtungen, sowie eine Menge anderer wissenschaftlicher Thatsachen, auf welche hier näher einzugehen überflüssig erscheint, zeigen unwiderlegbar, daß es mit den überirdischen Wassern, von denen Moses spricht, Nichts ist.

Aber auch eine „Veste" existirt nicht. Weder das beobachtende Auge vom Erdboden aus, noch Bergbesteigungen,**) noch Luftfahrten, wie jene von Gay-Lussac, Barall und Bixio, Welsh und Glaisher***) haben etwas dergleichen gezeigt.

*) Nach Arago's Messungen im Hofe und auf der Terrasse des Observatoriums. Dieselben gründen sich auf die Angaben zweier völlig gleichen Regenmesser, mittels deren alle 24 Stunden regelmäßig die Höhe des gefallenen Niederschlages bestimmt wurde. Die Beobachtungen gehen ununterbrochen von 1817 bis zum Jahre 1853 fort. Man schrieb den Unterschied von $^1/_7$ bis $^1/_8$ der Regenmenge in beiden Gefäßen anfänglich einem Einflusse des Windes zu, der dem herabfallenden Regen eine gewisse Richtung gebe; aber dieselbe Differenz beobachtet man zuweilen bei Regen, die bei vollkommen ruhigem Wetter fallen.

Beobachtungen von Gray und Phillips zu York ergaben als mittlere jährliche Regenmenge in 10 Metern Höhe (über der Ouse): 55 Centimeter; in 22 Meter Höhe: 45 Centimeter; in 74 Meter Höhe: 29 Centimeter Niederschlag.

**) Die Gebrüder Schlagintweit haben im Himalaya am Ibi-Gamin-Gipfel die enorme Höhe von 22,259 Fuß erreicht. An den Ausläufern des Sassar-Gipfels stiegen sie am 3. August 1856 bis zu 20,120 Fuß. Alexander v. Humboldt kam am 23. Juni 1802 am Chimborazo bis zu 19,286 Fuß, Boussingault am 16. December 1838 ebendaselbst bis zu 19,695 Fuß Höhe.

***) Gay-Lussac erreichte am 16. September eine Höhe von 21,540 Fuß. Die Luft war in dieser Höhe außerordentlich trocken; „mein Schlund," sagt der berühmte Physiker, „war so trocken, daß ich nur mit Beschwerde Brod hinunterschlucken konnte." Das Thermometer zeigte

Im Gegentheile wird die Luft mit zunehmender Höhe immer dünner und leichter, die Temperatur niedriger, und Alles deutet darauf hin, daß man über eine gewisse Höhe hinaus, in den unendlichen, öden, für unsere Sinne leeren Weltraum gelangt.

Nichtsdestoweniger heißt es in dem, übrigens mit dichterischer Anmuth geschriebenen Psalme 104: „Du wölbst es oben mit Wasser" und Psalm 148: „Lobet ihn, ihr Himmel allenthalben und die Wasser, die oben am Himmel sind!" —

„Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also." Erstes Buch Mose, I, 9.

Auch diese Stelle hält nicht vor der wissenschaftlichen

9,5 Grad (C) Kälte. Barall und Bixio stiegen am 27. Juli 1850 in Paris auf und erreichten eine größte Höhe von 21,640 Fuß, woselbst sie eine Temperatur von 39 Grad (C) Kälte vorfanden. Eine Stunde vor dem Aufsteigen hörte der Platzregen, der nach Mittag herabstürzte, auf, der Himmel war vollständig mit Wolken bedeckt und die Luftfahrer befanden sich bald in einem leichten Nebel. In 4500 Fuß Höhe bemerkten sie über sich eine zusammenhängende Wolkenschicht, tiefer gegen den Erdboden hin aber zerstreute Wolken, die über Paris hinzurollen schienen. In 12,000 Fuß Höhe breitete sich ein Nebel aus und die Erde war nicht mehr zu sehen. In einer Höhe von 18,000 Fuß begegneten die Luftschiffer einem Nebel von kleinen Eiskrystallen, die während des fernern Aufsteigens knisternd auf den Ballon fielen. Nach einem weitern Steigen von etwa 1000 Fuß zertheilten sich die Wolken und ein azurblaues Stück des Himmels ward sichtbar. In 21,000 Fuß Höhe war das Quecksilber gefroren, der Ballon hatte einen Riß erhalten; die beiden Physiker entschlossen sich um 4 Uhr 30 Minuten zur Herabkehr und erreichten um 5½ Uhr glücklich den Erdboden, 9 Meilen von Paris entfernt. John Welsh erreichte die größte Höhe von 21,100 Fuß am 10. November 1852 und fand daselbst eine Temperatur von 23,6 Grad (C) Kälte. Auf der Luftfahrt, welche am 5. September 1862 Coxwell und Glaisher ausführten, erreichten diese kühnen Männer gewiß eine Höhe von 28,300, wahrscheinlich aber selbst von 32,200 Fuß. Die geringste Temperatur war 21,56 Grad Kälte nach dem hunderttheiligen Thermometer. Eine in etwa 22,000 Fuß Höhe freigelassene Taube fiel wie ein Stein zur Erde nieder.

Kritik Stand. In der That weiß Moses oder derjenige, dessen Autorität hinter jenem Ausspruche steht, offenbar nicht, daß das Wasser über der Erdoberfläche keineswegs willkürlich vertheilt sein kann, sondern ganz bestimmten hydrostatischen Gesetzen gehorcht, Gesetzen, die der Materie, nach allem, was die Wissenschaft lehrt, keineswegs octroyirt sein können. Es ist daher geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, daß auf unserm Planeten das trockene Land dadurch zum Vorscheine gekommen ist, daß das Wasser sich an besonderen Oertern sammelte. Die Vertheilung des Starren ist im Allgemeinen eine willkürliche; das Gleiche gilt indeß durchaus nicht vom flüssigen Elemente.*) Hätte Moses den erschaffenden Geist sagen lassen: „Es bewege sich das Trockene, also daß das Wasser sich sammele an besondere Oerter", so hätte sein Ausspruch doch wenigstens eine Möglichkeit umschlossen; nun aber ist seine Behauptung schlechterdings unmöglich.

„Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage und habe seinen eigenen Samen bei sich selbst auf Erden. Und es geschah also. — Da ward aus Abend und Morgen der dritte Tag." Erstes Buch Mose, I, 11. 13.

*) Im Buche Hiob XXXVIII. 8 heißt es: „Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe?" Ferner Psalm XXXIII, 7: „Er hält das Wasser im Meer zusammen wie in einem Schlauche und legt die Tiefe in das Verborgene." Psalm CIX, 9: „Du hast eine Gränze gesetzt, darüber kommen sie nicht und müssen nicht wiederum das Erdreich bedecken."

Dieses Zusammenhalten des Meeres „wie in einem Schlauche", „auf daß es nicht wiederum die Erde bedecke", ist eine Folge des stabilen Gleichgewichts der Gewässer und bedingt durch die mittlere Dichte des Erdballes, welche die des Wassers übertrifft. Die Wogen des Meeres können in Folge dieser Verhältnisse niemals dauernd oder auf kürzere Zeit ihr Bett verlassen und die Continente überschwemmen.

Es ist eine peinigende Aufgabe, allen Aeußerungen, selbst den harmlosesten und unbedeutendsten, fortwährend mit Verneigung entgegen treten zu müssen; indessen soll mich dies keineswegs abhalten, zu bemerken, daß diejenigen Schöpfungen, welche Moses dem dritten Tage beilegt, gewiß erst nach dem fünften aufgetreten sein können. Nach I, 21 schuf Gott nämlich erst an diesem letzteren Tage die Fische, so daß die gesammte Vegetation des Erdballs schon bestand, als die Wasserbewohner auftraten. Indeß, die paläontologischen und geologischen Forschungen zeigen ganz das Gegentheil.

„Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Und seien Lichter an der Veste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden. Und es geschah also. Und Gott machte zwei große Lichter; ein großes Licht, das den Tag regiere und ein kleines Licht, daß die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regiereten, und schieden Licht und Finsterniß. Und Gott sahe, daß es gut war. Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag.“ Erstes Buch Mose, I, 14—19.

Je weiter Moses in seiner Schöpfungs-Erzählung vorwärtsgeht, um so unnatürlichere, unrichtigere und unerträglichere Behauptungen stellt er auf. Jetzt läßt er gar die Sonne drei Tage nach der Erde entstehen, d. h. mit anderen Worten, Moses läßt die Mutter drei Tage nach dem Kinde geboren werden. Denn die Sonne ist der Erde Mutter; ohne sie ist keine Erde möglich in der Art, wie sie in den drei ersten Tagen bei Moses geschildert wird. Es ist hier nicht nothwendig spezieller auf diese Verhältnisse einzugehen, da ich ohnehin noch

darauf zurückkomme bei Schilderung der Schöpfungsgeschichte, welche die Wissenschaft adoptirt hat.

Jeder der Verse 14, 15, 16, 17, 18 wimmelt förmlich von Absonderlichkeiten und Fehlern; man kann daraus recht ersehen, wohin der Mensch mit seinen Behauptungen kommt, wenn er seiner Phantasie die Zügel schießen läßt und ihre wirren Bilder für Erzeugnisse übernatürlicher Inspiration ausgibt.

Vers 14 läßt Moses Gott sagen: „Es werden Lichter ꝛc.“; aber die Sterne sind keine Lichter, sie sind Weltkörper, größer und mächtiger wie unsere Erde selbst; auch stehen sie keineswegs an der „Veste des Himmels“ (welche nach I, 6 ein Unterschied zwischen den Wassern ist), sondern in gar verschiedenen und so großen Entfernungen, daß sich Moses dieselben, selbst wenn sie ihm bekannt gewesen wären, auf keine Weise hätte versinnlichen können.*) In Vers 16 werden Sonne und

*) Die ungemeine Entfernung der Fixsterne ist bis in's neunzehnte Jahrhundert herab für alle Messungsmethoden zu bedeutend gewesen, um positive Resultate zu geben. Zu Copernicus' Zeiten, bemerkt Klein, war die Genauigkeit der Meßinstrumente eine solche, daß Entfernungen bis zu 6880 Millionen Meilen bestimmt werden konnten. Die Beobachtungen des ein halbes Jahrhundert später arbeitenden großen Astronomen Tycho Brahe waren nahe zehn mal genauer wie jene zu Zeiten des Copernicus; es ließen sich schon Abstände von 68,800 Millionen Meilen bestimmen; dennoch ergab sich, daß die Fixsterne weiter entfernt stehen mußten. Nach Verlauf von einhundert und fünfzig Jahren stieg die Genauigkeit astronomischer Messungen bei den Arbeiten Bradley's bis zu dem Sechzigfachen derjenigen Tycho's. Es ergab sich, daß der nächste Fixstern weiter als 4 Billionen Meilen von der Erde abstehen mußte. Erst Bessel gelang es in den Jahren 1837 und 1838, mittels gänzlich veränderter Instrumente die Entfernung eines Fixsternes zu messen; die Distanz des Sternes Nr. 61 im Bilde des Schwans fand sich zu 11 Billionen 400,000 Millionen geographische Meilen, ein Weg, welchen zu durchlaufen das Licht, das in jeder Secunde etwa 40,000 Meilen zurücklegt, 9¼ Jahre gebraucht. Später hat man die Entfernung noch einiger anderer Fixsterne direct gemessen, vor-

Mond zu dem Zwecke von Gott angefertigt, Tag und Nacht zu „regieren“,*) in Vers 17 werden sie an den Himmel gesetzt

läufig aber werden die allgemeinen Größenverhältnisse des Fixsternhimmels auf indirecte Weise ermittelt, indem man sich auf die Zahl und die Helligkeitsverhältnisse der einzelnen Fixsterne stützt. Wenn man die mittlere Entfernung der Sterne 1. Größe als eine Sternweite bezeichnet, so sind nach Struve's Berechnung die mittleren Entfernungen der Sterne 1. bis 6. Größe, in Sternweiten ausgedrückt, folgende:

Sterne	1. Größe,	Entfernung:	1	Sternweite
„	2. „	„	1,8	„
„	3. „	„	2,8	„
„	4. „	„	3,9	„
„	5. „	„	5,4	„
„	6. „	„	7,7	„

Nach Herschel's früheren Annahmen sind die Dimensionen der als linsenförmig betrachteten Fixsternschicht, zu der unser Sonnensystem gehört, der Art, daß die große Axe etwa 7—800 Sternweiten, die kleine ungefähr 150 Sternweiten beträgt. Neuere Forschungen ergaben im Allgemeinen, daß die von Herschel festgehaltenen Dimensionen der Fixsternwelt zu klein sind. Die Milchstraße, jener nebelhafte Sterngürtel der den ganzen Himmel umzieht, ist nach den neueren Untersuchungen geradezu unergründlich, selbst für die größten Teleskope, welche menschliche Kunstfertigkeit hergestellt hat.

*) Was das „Regieren“ bestimmter Himmelskörper zu bestimmten Zeiten anbetrifft, so gehört dies zu den astrologischen Träumereien der früheren Jahrhunderte. Bei den Birmanen regiert an jedem Tage der Woche ein Planet, mit Ausnahme des Mittwoch, an welchem zweie, der Merkur (Budhahu) Vormittags und Rahu, ein dunkler Planet, von Mittag bis Nachts herrschen. Wahrscheinlich ist die siebentägige Zeitperiode (Woche) im Anschluß an die 7 den Alten bekannten oder als solche angesehene Planeten aufgekommen. Die Aegypter besaßen nach Lepsius ausnahmsweise eine zehntägige Periode. Bei den Hebräern hieß der Saturn Sabbatai, d. h. Sabbath-Stern. Vergl. Kosmos, III. Bd S. 472. In der Planetenverehrung der Sipasier ist nach dem Akhataristan Saturn der Regent. Er wird als Sieb und Schlange haltend beschrieben; ferner Hormuzd oder Jupiter mit einem Geyerkopfe; Bahram oder Mars mit rother Krone; die Sonne mit siebenspitzigem Diadem; Nahid oder Venus, Kamm und Oelflasche haltend; Tir (Temiram) oder Merkur mit einem Fischkörper und Eberkopf, der Mond oder Mah in grüner Farbe auf weißem Ochsen. Vergl. Bastian, Ostasien. Bd. II. S. 250.

und in Vers 18 beginnen sie ihr Amt, und Gott sieht, daß Alles gut ist. Wenn irgend etwas an dieser ganzen Erzählung bemerkenswerth ist, so ist es ihre Naivetät.

Die Verse 20—25 sind nicht weniger durch Unrichtigkeiten ausgezeichnet wie die vorhergehenden. Moses hat das Unglück, auch nicht ein einziges Mal das Richtige zu treffen. So läßt er I, 21 die Vögel lange vor den Säugethieren erschaffen werden, indeß das Buch der Natur, nämlich unsere Erde selbst, in ihrem Innern keine so deutliche Scheidung zeigt, wie wir weiterhin sehen werden. Auch der Segen Gottes I, 22 hat sich nicht erfüllt; viele, viele Arten lebendiger Geschöpfe sind ausgestorben, selbst in historischer Zeit, wie z. B. der Dudu (Didus) oder Dronte, ein Vogel, den man noch 1598 auf Isle de France gesehen hat, und die Steller'sche Sehkuh, die 1768 ausstarb. Das Gleiche gilt von den Moa's.*)

Außer diesen ließen sich leicht noch andere Beispiele für das Aussterben gewisser Thierarten anführen; man könnte auf die gänzlich verschollene Thierwelt der Urzeit hinweisen, auf die Riesen-Eidechsen, die furchtbaren Pterodactylen, Plesiosauren, Mastodonten rc.;**) aber alles dies werden wir später noch aus ganz anderen Gesichtspunkten betrachten.

Der Schluß des 1. Kapitels und der größte Theil des 2. Kapitels im ersten Buche Mosis stehen, abgesehen von all' den Unwahrscheinlichkeiten und Irrthümern, welche sie enthalten, in einem ganz sonderbaren Verhältnisse zu einander. Man ist in der That sehr geneigt, anzunehmen, wie einst Astruc

---

*) Man sehe Hochstetter's ausgezeichnetes Werk über Neu-Seeland.

**) Genaueres hierüber enthält das Werk des Verf.: Thomassen, Geschichte und System der Natur. 3. Aufl. Köln und Leipzig 1877.

behauptete, die Genesis sei eine Compilation von Fragmenten verschiedener Verfasser, oder aber, Moses habe bei Abfassung des 2. Kapitels zum Theile dasjenige bereits vergessen gehabt, was er im ersten gesagt hatte. I, 4, 5, 6 sind ganz unverständlich, wenn man sie mit I, 9, 12 in Beziehung bringt, und hierüber kann keine Scholastik hinaushelfen. Neuere kritische Bibelforscher nehmen in der That an, daß die Schöpfungsgeschichte ein Conglomerat aus zwei verschiedenen zu sehr verschiedenen Zeiten entstandenen Erzählungen ist. Sharp*) glaubt, daß die zweite (jehovistische) Erzählung von der Schöpfung und dem Fall des Menschen aus der Zeit Salomo's stamme. Der Garten Eden, der ohne Regen ausschließlich von Thau befeuchtet wird, der Baum der Erkenntniß, die Schlange als Urheberin der Sünde, ihr ehemaliger aufrechter Gang und ihre spätere Verdammung zum Kriechen auf dem Bauche, dies Alles sind ägyptische Anschauungen, wie denn überhaupt die ganze Tendenz der Allegorie dem hebräischen Geiste fremd ist. Sie mag zu Salomo's Zeit aus Aegypten nach Palästina gekommen sein. Wann die geschickte Hand eines Späteren die erste, ältere elohistische Schöpfungsgeschichte (Genesis 1—2, 3) zu einem Ganzen in abgerundeter Gliederung der einzelnen Tage und Schöpfungswerke umgearbeitet hat, läßt sich ebenso wenig bestimmen, wie wenn man genau feststellen wollte, wann den größeren Stücken des Pentateuchs die Einschaltungen und Zusätze ein- und angefügt wurden. In vielen Fällen freilich läßt sich dies ermitteln. So z. B. wenn der ältere Erzähler (10, 7—10) die Araber, Assyrer und Babylonier zu Hamiten und wohl nur die Chaldäer, Hebräer und die Söhne Abra-

*) Geschichte des hebräischen Volkes, deutsche Ausg. S. 68.

ham's zu Semiten (11, 10—27), und der spätere Ergänzer im Widerspruch hierzu die Assyrier und Araber bis nach Hazarmaveth (Hadramaut) und Ophir zu Semiten macht (10, 22 f.), so konnte dies erst nach der Zeit der salomonischen Handelsfahrten auf dem rothen Meere geschehen sein, als die Plätze und ihre Sprachen bekannt wurden. Die Sage vom babylonischen Thurmbau (11, 1—9) sollte wahrscheinlich die Sprach- und Dialectverschiedenheit dieser Semiten erklären.

Auch die Kapitel 17—21 des Richterbuches, deren jehovischer Verfasser bei der Beschreibung des Gottesdienstes im nördlichen Dan auf die Abstammung der dortigen Priester von Moses ein besonders starkes Gewicht legt, und noch häufiger als der Bearbeiter der früheren Kapitel seine Zeit durch den Vermerk kennzeichnet: „damals war noch kein König in Israel," gehören wohl in die Zeit Salomo's.*) —

Die Darstellung der Schöpfung des Menschengeschlechtes am sechsten Tage trägt wie die ganze übrige Erzählung alle Spuren der kindlichen Vorstellungen an sich, welche Moses über diese Gegenstände haben konnte. Das Menschengeschlecht stammt wahrscheinlich auch nicht von einem Paare ab. Schon Wilhelm v. Humboldt sagt vom Standpunkte der vergleichenden Sprach- und Geschichtsforschung aus: „Wir kennen geschichtlich oder auch nur durch irgend sichere Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war, läßt sich daher geschichtlich nicht entscheiden. Einzelne, an sehr verschiedenen Punkten der Erde, ohne irgend sichtbaren Zusammenhang wiederkehrende Sagen verneinen die erstere Annahme und lassen das ganze Menschengeschlecht von

---

*) a. a. O. S. 69.

Einem Menschenpaare abstammen. Die weite Verbreitung dieser Sage hat sie bisweilen für eine Urerinnerung der Menschheit halten lassen. Gerade dieser Umstand aber beweist vielmehr, daß ihr keine Ueberlieferung und nichts Geschichtliches zum Grunde lag, sondern nur die Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise zu derselben Erklärung der gleichen Erscheinung führte; wie gewiß viele Mythen ohne geschichtlichen Zusammenhang bloß aus der Gleichheit des menschlichen Dichtens und Grübelns entstanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menschlicher Erfindung, daß sie die außer aller Erfahrung liegende Erscheinung des ersten Entstehens des Menschengeschlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weise: und so erklären will, wie in Zeiten, wo das ganze Menschengeschlecht schon Jahrtausende hindurch bestanden hatte, eine wüste Insel oder ein abgesondertes Gebirgsthal mag bevölkert worden sein. Vergeblich würde sich das Nachdenken in das Problem jener ersten Entstehung vertieft haben: da der Mensch so an sein Geschlecht und an die Zeit gebunden ist, daß sich ein Einzelner ohne vorhandenes Geschlecht und ohne Vergangenheit gar nicht im menschlichen Dasein fassen läßt. Ob also in dieser, weder auf dem Wege der Gedanken, noch der Erfahrung zu entscheidenden Frage wirklich jener angeblich traditionelle Zustand der geschichtliche war, oder ob das Menschengeschlecht von seinem Beginnen an völkerweise den Erdboden bewohnte? darf die Sprachkunde weder aus sich bestimmen, noch, die Entscheidung anderswo nehmend, zum Erklärungsgrunde für sich brauchen wollen.“*)

Ein unangreifbarer Beweis läßt sich heute noch nicht darüber geben, daß das Menschengeschlecht auf verschiedenen

*) Kosmos, I. Bd. S. 381.

Punkten des Erdballs gleichzeitig entstanden ist, doch spricht allerdings die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß unser Stamm sich in verschiedenen Zweigen, je nachdem die örtlichen Bedingungen zu seiner Entstehung vorhanden waren, an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche entwickelte.*) Indem aber die Naturwissenschaft genau die Tragweite und Gränze ihrer Ergebnisse und Forschungen fixirt und in ihren Schlüssen jene Vorsicht zeigt, die ihrer Wichtigkeit so würdig erscheint, ist sie weit entfernt, der mosaischen Darstellung von der Schöpfung des Menschen auch nur die entfernteste Wahrscheinlichkeit beizulegen. Wenn bis jetzt nur die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß das Menschengeschlecht nahe gleichzeitig an verschiedenen Punkten der Erde sich entwickelt hat, so ist doch die Erschaffung desselben, wie sie die Genesis erzählt, schon jetzt als durchaus unhaltbar zu bezeichnen. In gewohnter Weise widerspricht sich Moses im vierten Kapitel selbst wieder, indem er Gott den Kain zeichnen läßt, damit ihn Niemand tödte; auch hören wir, daß Kain ein Weib nahm und im Lande Nod wohnte, östlich von Eden. Woher aber diese Menschen, wenn Adam und Eva die einzigen Stammeltern

---

*) Dieser strenge Beweis läßt sich aus dem Grunde heute noch nicht geben, weil man den Anfang der Menschheit noch gar nicht gefunden hat. Der Mensch ist älter wie das Diluvium, aber ihm in der jüngsten Tertiärzeit eine obere Gränze setzen zu wollen, wäre gewiß sehr voreilig. Da also der Anfang der Menschheit noch nicht in einer bestimmten geologischen Epoche feststeht, so läßt sich auch noch nicht sagen, ob das Menschengeschlecht immer über den Erdboden vertheilt gewesen ist. Soweit die heutigen geologischen Forschungen reichen, ist dies allerdings der Fall. Auch über das chronologische Alter der Menschheit ist noch nichts Definitives zu sagen, außer daß es weit aus beträchtlicher sein muß als 6000 Jahre. Genaueres enthält des Verfassers bereits oben erwähntes Werk: „Geschichte und System der Natur", worauf hier verwiesen werden möge.

waren? Die Bibel und sämmtliche Theologen sind bis jetzt die Antwort auf diese Frage schuldig geblieben.

Die neueren Forschungen über die älteste Menschheit haben unwiderleglich bewiesen, daß diese bereits zu einer Zeit weit und zahlreich über die Erde ausgebreitet war, als nach Moses Erzählung Adam überhaupt noch nicht existirte; sie haben eine lange Reihe von Entwickelungszuständen der menschlichen Gesellschaft gezeigt, die in dem Rahmen der biblischen 6000 Jahre keinen Raum findet. Im Mai 1864 fand man eine große Pfahlbauanlage in einem Moore bei Wismar, in der Nähe des Stadtgutes Müggenberg. Dieses Moor besitzt eine Tiefe von etwa 16 Fuß. In der Tiefe wuchs auf Thon eine 10 Fuß dicke Schicht von wasserhaltigem, jedoch festem, torfartigem, schwarzem Moder. Bis zur Höhe dieser untersten Schicht, welche vor grauen Zeiten den Spiegel eines See's bilden mochte, reichen die Pfähle der alten Bauten und innerhalb der Pfahlringe und neben denselben liegt auf dem Grunde der gesammte Hausrath der ehemaligen Bewohner. Die unterste Schicht wird von einer voreinstigen Rasendecke von 1 Fuß Dicke überzogen, die nichts Bemerkenswerthes enthält. Sie umhüllte schon in grauer Vorzeit die im tiefen Grunde stehenden Pfahlbauten mit Vergessenheit und auf ihr ist etwa 5 Fuß dick Torf angewachsen. Die Pfähle sind von Eichenholz, 10 Fuß hoch, 6—7 Zoll dick, 2 Fuß von einander entfernt stehend und weich und schwarz wie Moder. Mit der Luft in Berührung gebracht, erhärtet es langsam bis zu einem gewissen Grade. In und bei diesen Pfahlbauten fand man eine große Anzahl roh gearbeiteter Steinwerkzeuge, eine runde mühlsteinartige Platte aus Lava, eine Streitaxt aus Diorit, Gefäßscherben, Hirschgeweihe, Stierhörner, Hunde- und Biberschädel.

Aehnliche Pfahlbauten sind in dem ehemaligen Persanzig-See bei Neu-Stettin entdeckt und von Krasiski im 3. Hefte des 1. Bandes der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde beschrieben worden. Der genannte See liegt 3 bis 400 Schritte von der das Dorf Persanzig durchschneidenden Straße; in dem nördlichen Theile desselben, 260 Schritte von dem festen Lande, lag eine ungefähr 160 Quadratruthen große, flache, eirunde Insel, die den Wasserspiegel des See's nur etwa um 2 Fuß überragte. Im Jahre 1863 ließ der Eigenthümer des See's in dem Bette der Persante, die in dem See entsprang, einen Kanal graben, wodurch der See gegen 9 Fuß abgelassen und dadurch soweit trocken gelegt wurde, daß nur südlich von der Insel ein gegen 170 Quadratruthen großer Wasserspiegel blieb, aus welchem nun die Persante entspringt, während der übrige Theil des See's in eine Wiesenfläche umgewandelt worden ist. Nachdem sich in dem abgelassenen See der Schlamm gesenkt hatte, traten aus diesem in der Umgebung der Insel Pfahlspitzen bis zu 1 Fuß Länge hervor, welche oben ein verkohltes Aussehen besaßen und die sich bei näherer Untersuchung als die Grundlagen von Pfahlbauten erwiesen. Diese Pfähle bestehen mit nur einigen Ausnahmen alle aus Eichenholz und sind noch so vollständig vorhanden, wie in den Tagen, als die Pfahlbaute darauf ruhte. Sie haben verschiedene Stärke bis zu etwa 10 Zoll Durchmesser, sind sämmtlich rund und unbehauen und stehen, wie aus den Aststellen ersichtlich ist, mit den Gipfelenden nach oben. Diese Pfahlbau-Anlagen umfassen mit den verschiedenen, dazu gehörigen Brücken einen Flächenraum von etwa 18 Morgen. Die eigentliche Pfahlfestung nahm 460 Quadratruthen ein, lag um die ehemalige Insel des See's und bestand aus einer Menge viereckiger Gebäude, die mit

ihren langen Seiten einige Schritte von der Insel entfernt und wahrscheinlich durch Brücken damit verbunden waren. In welcher Weise die eigentliche Insel von den ehemaligen Bewohnern der Pfahlbaute benutzt worden, ist heute nicht mehr festzustellen. Ein auf der nördlichen Seite der Insel gelegenes Gebäude diente offenbar als Festungsthor, weil man über die Brücken nur durch dieses Gebäude auf die Insel gelangen konnte. Die Zahl der eichenen Pfähle, welche den Bauten zur Grundlage dienten, beträgt mindestens 400; die Bäume sind wahrscheinlich durch Feuer als Bauholz zugerichtet worden. Die Breite der Brücken beträgt etwa 8 Fuß; wo in dem moorigen Boden die Brückenpfähle keinen festen Halt hatten, waren, um das Schwanken zu vermeiden, beiderseits einzelne Pfähle schräg gegen die Brücke eingerammt, um als Strebepfeiler zu dienen. Eine der Brücken, die durch eine moorige Wiese führte, ist insofern wichtig, als ihre Lage den Beweis führt, daß der Persanzig-See zu der Zeit, als die genannte Brücke gebaut wurde, sehr nahe die nämliche Wasserhöhe und denselben Umfang besaß, wie vor dem Jahre 1863. Denn wäre der ehemalige Wasserstand höher gewesen, so hätte man die Brücke über das nördlich von der Insel liegende Werder führen müssen, wovon aber keine Spur vorhanden ist; war der Wasserstand aber niedriger, so brauchte man keine so große Brücke zu errichten. Daraus, daß der Wasserstand des Persanzig-See's seit den Zeiten der Pfahlbauten die nämliche Höhe behalten hat, folgert Herr Krasiski mit Recht, daß diese Bauten nicht durch Feuer zerstört worden sind; denn viele der schwarzen, verkohlten Pfahlspitzen stehen 6 Fuß tief unter dem Wasserspiegel des vormaligen See's, konnten also keinenfalls so weit abbrennen. An Alterthümern fand man auf der Insel, obgleich eigentliche Nachgrabungen noch nicht stattgefunden

haben: Zwei halbe Mühlsteine zu Handmühlen von röthlichem Sandsteine. Der eine derselben hat 15 Zoll Durchmesser, 5 Zoll Dicke, ist auf der einen Seite flach und glatt und auf der andern abgerundet. Ein Spindelstein aus blaugrauem Thone. Verschiedene Scherben irdener Gefäße; einige derselben sind schön gereift. Knochen von Pferden, Rindvieh, Schweinen 2c. Außerdem fand man in der Wiese neben der Insel, also auf dem Grunde des ehemaligen See's, ein sehr gut erhaltenes Hirschgeweih (Vierzehnender) mit dem Schädel.

Dies Beispiel von Pfahlbauanlagen, über die keine geschichtliche Nachricht vorhanden ist, ließe sich sehr vermehren.

Doch gehören die Bewohner der Pfahlbauten den jüngsten Tagen der vorhistorischen Zeit an und man hat das Dasein des Menschen erkannt in Zeiten, die weitaus vor den Tagen liegen, als unsere Vorfahren ihre Wohnungen in See'n und Flüsse hineinbauten. Die Funde von Dr. Schmerling in der Engishöhle und von Dr. Fuhlrott im Neanderthale bei Düsseldorf haben zuerst unwiderleglich konstatirt, daß das Menschengeschlecht Zeitgenosse der ausgestorbenen Riesenthiere der Urwelt gewesen ist und daß sein Alter nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Zehntausenden und Hunderttausenden von Jahren zu berechnen ist.

Es hat der Wissenschaft nicht wenig Mühe gekostet, diese Lehren zur Geltung zu bringen, indem die Theologen mit allen Kräften dagegen anstrebten, um den biblischen Adam zu retten. Indeß haben alle ihre Anstrengungen nur den Erfolg gehabt, die Lehren der naturwissenschaftlichen Forschung um so fester zu begründen; man machte Einwürfe aller Art, aber indem die Wissenschaft die Unhaltbarkeit eines jeden nachwies, gewann sie um so festere Stützen.

„Wenn wir nun jetzt beobachten", sagt Dr. F. Mohr in seiner geistreichen Geschichte der Erde, „daß die Entwickelung des Schädels, als Gefäß des Denkorganes, fast gleichen Schritt mit der geistigen Entwickelung hält, so müssen wir dem ältesten Menschen, wie ihn uns die Funde zeigen, eine sehr niedrige Stufe auf der geistigen Stufenleiter anweisen. Dazu berechtigt uns auch der ganze Verlauf der Weltgeschichte. Die Völker treten erst mit der Sprache in die Weltgeschichte ein, und ohne sie können sie keine Geschichte haben. Noch jetzt haben die rückständigen Rassen der Menschheit keine Geschichte und die bekannte Geschichte geht erst auf 5 bis 6000 Jahre zurück. Nothwendig haben früher schon Menschen gelebt, und gerade die Anfänge der Geschichte zeigen uns ungeheure Bevölkerungen, folglich Ackerbau, folglich eine gewisse Cultur. Diese war um so geringer, je weiter wir in der Zeit zurückkehren. Die rückwärts laufenden Epochen der Eisen-, Bronze- und Steinzeit sind nur solche Culturstufen und vorher mußte der Mensch als fleischfressendes Thier von einem wilden Thiere wenig verschieden gewesen sein, welches seinen Raub durch Fangen erhaschen mußte. Es liegt nothwendig in der Natur der Sache, daß die ersten und niedersten Culturstufen ungeheuer lange Zeiträume mußten gedauert haben und daß sie später um so rascher verliefen. Ein Kind kann jetzt ohne Anstrengung im 6. Lebensjahre lesen und nothdürftig schreiben, und kann im 20. Lebensjahre eine Summe von Kenntnissen besitzen, gegen welche Aristoteles als Kind erscheinen würde. Die Entwickelung des Germanen in seinem heutigen Zustande bis auf die Zeit des Tacitus zurückgeführt, ist eine Spanne Zeit gegen die vorherige Zeit der Rohheit und Thierähnlichkeit. Weit entfernt davon, daß diese Betrachtung demüthigend für einen denkenden Menschen sein soll, ist sie im Gegentheile erhebend,

in jedem Falle aber der Wahrheit und der Geschichte gemäß. Der Neanderthaler war ungeheuer von Knochen und zurückgeblieben im Schädelbau und Gehirn, und seine Verwandtschaft mit dem Gorilla war gewiß größer, als sie heutiges Tages ist, wo Cultur die begünstigteren Rassen gegen früher unkenntlich gemacht hat. Die Thierähnlichkeit ist bei dem Neger noch jetzt sehr bedeutend. Die zurücktretende Stirn, der hervortretende Brauenwulst, das vorspringende Gebiß, die schiefe Stellung der Zähne, die gebogenen Kniee, die längeren Arme, die schwingende Wade, der plattere, häßliche Fuß erinnern lebhaft an die Bildung des Orang, des Schimpanse. Auch im geistigen Antheil ist der Uebergang allmählig, denn der Schritt von einem gelehrigen Elephanten oder gut dressirten Jagdhunde bis zum Feuerländer und Australneger ist nicht so groß als von diesem hinauf zu Schiller oder Shakespeare. Im Angesichte dieser Thatsachen mag man die Sache nehmen, wie man will, sie bleibt eine natürliche Entwickelung."

Wir haben sonach gesehen, daß die mosaische Schöpfungslehre durchaus mit aller Forschung und Erfahrung in unvereinbarem, handgreiflichem Widerspruche steht. Sie kann also nicht göttlichen Ursprungs, nicht das Product übernatürlicher Offenbarung sein, wofür sie von den jüdischen und christlichen Theologen aller Zeiten ist ausgegeben worden und noch gegenwärtig ausgegeben wird.

Eben so wenig historischen oder allgemein wissenschaftlichen Werth besitzen die biblischen Angaben des hohen Alters, welches die ersten Menschen und ihre nächsten Nachkommen erreichten.*)

*) Man hat dieses hohe Alter bisweilen durch kleinere Jahre auf die normale menschliche Lebensdauer herabbringen wollen; mit welchem Erfolge mag dahingestellt bleiben. Aus der Bibel selbst läßt sich Nichts über die damalige Jahresdauer ableiten; das beweisen die

Der Glaube, bemerkt Buckle,*) daß die Menschen im Anfange länger gelebt hätten, war ein natürliches Produkt der Vorstellungen, welche den Alten eine allgemeine Ueberlegenheit über die Neuern zuschrieben. Aber die Angaben in einigen christlichen und manchen jüdischen Schriften über die Lebensdauer der Patriarchen, sind sehr zahm und unbedeutend im Vergleich mit denen, welche uns die indische Literatur aufbewahrt hat. In dieser wie in jeder andern Hinsicht, läßt die Einbildung der Hindus alle Mitbewerber weit hinter sich. So finden wir unter einer Unzahl ähnlicher Thatsachen, die Nachricht, daß in alten Zeiten die Lebensdauer gewöhnlicher Menschen 80,000 Jahre gewesen**) und daß Heilige über 100,000 Jahre lebten. Einige starben etwas früher, andere etwas später, aber in den blühendsten Zeiten des Alterthums, die fromme und die gottlose Klasse in einander gerechnet, sind 100,000 Jahre der Durchschnitt. Von einem Könige, dessen Name Yudhischthir war, wird gelegentlich erwähnt, daß er 27,000 Jahre regiert habe, während ein Anderer mit Namen Alarka 66,000 Jahre regierte. Sie wurden in ihrer Jugend abberufen, denn wir haben verschiedene Beispiele, daß Dichter aus dieser frühern Zeit etwa eine halbe Million Jahre lebten. Aber der merkwürdigste Fall ist der eines sehr brillanten Charakters in

---

auseinander gehenden Resultate, welche von verschiedenen Seiten auf diesem Wege erhalten wurden. Whiston nahm an, daß zu Moses Zeit das Jahr 360 Tage gehabt habe; Frèret berechnete nach der Bibel für dieselbe Dauer 336 Tage; Heidegger 354, Skaliger 365, Pater Bonjour 366, Goguet 360. Gebelin meinte, daß die Jahresdauer vor der „Sündfluth" 360 Tage betragen habe und erst nach dieser Fluth die 5 Tage mit den dazu gerechneten Stunden, Minuten und Secunden hinzugekommen wären.

*) Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von A. Ruge. 1874 I. Bd. 1. Abth. S. 115.

**) Rhode, religiöse Bildung der Hindus. I. S. 175.

der indischen Geschichte, der in seiner Person die Geschäfte eines Königs und eines Heiligen vereinigte. Dieser ausgezeichnete Mann lebte in einem reinen und tugendhaften Zeitalter und seiner Tage waren in der That viele auf Erden. Denn als er zum König gemacht wurde, war er schon zwei Millionen Jahr alt, regierte dann 6,300,000 Jahre, dankte hierauf ab und schleppte sich noch 100,000 Jahre hin, worauf er auf dem Gipfel des Berges Aschtapada endlich starb.*) Neben diesen hohen Angaben klingen die Erzählungen der Bibel über das hohe Alter der Patriarchen allerdings sehr bescheiden; aber sind sie darum glaubwürdiger? Gewiß nicht! Sie sind in dieser Beziehung nicht wahrscheinlicher wie die Angaben der ungeheuren Dimensionen, welche die Muhamedaner unserer Stamm-Mutter beilegen. Wenn man das Mekka-Thor in Dschidda verläßt und sich nordostwärts wendet, so gelangt man nach etwa halbstündigem Ritte an einen umfriedigten Platz, auf welchem sich eine kleine weiß übertünchte Kuppel erhebt. Hier hält der Moslem die Schritte seines Reitthieres an, steigt ab und küßt andachtsvoll den kleinen viereckigen Stein, Surrah, der sich unter der Kuppel befindet. Denn dort ruht nach seinem Glauben unser Aller Mutter Sittna Hewwa, die biblische Eva. Die Mutter liegt wie

---

*) Speculationen über Zahlen sind den Indiern außerordentlich geläufig. Ihre Sprache hat sogar einen besondern Ausdruck für die Einheit mit 63 angehängten Nullen. Dieselbe heißt Asanka. (Bohlen, das alte Indien. II. 298.) Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß die arithmetische Speculation der Indier die Welt aber auch mit unserm heutigen zehntheiligen Ziffersysteme beschenkt hat. Ohne dieses würde der größte Theil der heutigen Naturwissenschaften nicht seine gegenwärtige Höhe erlangt haben; die schwierigen Rechnungen, durch welche man heute die Naturerscheinungen gewissermaßen controlirt, würden für uns ebenso unmöglich sein, wie sie dies für die Griechen und Römer waren.

eine Moslemah, nach der Kaaba gerichtet, mit den Füßen nach Norden, mit dem Kopf nach Süden und stützt denselben auf die rechte Hand. Der viereckige Stein unter der Kuppel stellt den Nabel des menschlichen Leibes vor und heißt deshalb auch Surrah (Nabel); er ist mit allerlei Verzierungen versehen. Während Burton an dem Grabe stand, als Moslemin verkleidet, gab ihm der Führer die Weisung, diesen Stein zu küssen und dann zu beten. Nachdem er ferner noch am Kopfe gebetet hatte, ging der kühne englische Reisende den beiden parallel laufenden Mauern entlang, welche sechs Schritte auseinanderliegen und die Umrisse von Eva's Körper andeuten. Zwischen ihnen, gerade auf Eva's Nacken, befinden sich zwei Gräber, in welchen Osman und sein Sohn ruhen, die das in Verfall gerathene Grab der Mutter ausgebessert haben. Burton maß die Länge der Stamm-Mutter, wie sie durch die beiden Mauern bezeichnet wird, zu 200 Schritten und sein junger Begleiter, Mohamed, meinte, er danke den Sternen, daß die Mutter unter der Erde liege, sonst würden ja die Menschen aus Angst vor ihr von Sinnen kommen.*)

Zehntes Kapitel.

Grundzüge der Schöpfungsgeschichte nach den Forschungen der Naturwissenschaft.

Nachdem wir uns überzeugt haben, daß die jüdisch-christliche Schöpfungslehre der Wirklichkeit nicht entspricht, daß sie vielmehr nichts Anderes ist wie die Vorstellung, welche Moses sich vor Jahrtausenden von der Art und Weise der Entstehung

*) Andrée, Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika. Bd. I. S. 203.

der ihn umgebenden Natur gebildet hatte, erübrigt es, an ihrer Stelle diejenige „Schöpfungs“-Theorie zu entwickeln, welche sich der Gesammtheit der wissenschaftlichen Forschungen am besten anschließt. Streng genommen, gehört dies zwar nicht in den Plan des gegenwärtigen Werkes; aber der hohe Standpunkt, von welchem aus die Wissenschaft die umgebende Natur betrachten lehrt, ist recht geeignet, die Kleinheit der Auffassung in der mosaischen Schöpfungslehre zu zeigen; sie ist recht geeignet, die unendlichen Fortschritte des menschlichen Geistes darzulegen, der sich trotz der angeblichen Heiligkeit alter Legenden und Mythen und trotz der ungeheuren Schwierigkeit des Gegenstandes zur wissenschaftlichen Begründung solcher Anschauungen emporzuschwingen vermochte.

Die Existenz oder Nichtexistenz Gottes ist der Wissenschaft in Beziehung auf ihre Erklärung des Entwicklungsganges der Natur eine gleichgültige Frage.*) Sie beginnt nicht mit dem

*) Man hat von gewissen Seiten dem Kosmos Humboldt's den Vorwurf gemacht, daß in ihm das Wort Gott nicht vorkomme, und hieraus Veranlassung genommen, allerlei Schmähungen gegen den großen Mann zu schleudern. Sehr mit Unrecht; denn Humboldt war eine tiefreligiöse Natur im höhern Sinne des Wortes, wenngleich der Heuchelei in jeder Form abhold. Varnhagen van Ense sagt: „Humboldt, der die Gabe besitzt, den tiefsten Ernst in ein anmuthiges Gewand zu kleiden, und bald als beißende Anekdote, bald als wissenschaftliche Erkenntniß, bald auch als erheiternden Witz vorzutragen, war unerschöpflich in Angaben der mannigfachsten Art, aus denen der Gegenstand in immer neuem Lichte sich abspiegelte; die verschiedensten Gattungen der Frömmigkeit, welche er in allen Sphären seiner umfassenden Weltkunde beobachtet, bei den Anglikanern, Quäkern und Methodisten, in Paris unter Napoleon's Concordat und am Hofe Carl's X., bei den spanischen Katholiken, unter den Wilden am Orinoko und Missisippi, alle klassificirte er, wie ein Botaniker seine Pflanzen, nach bestimmten charakteristischen Zeichen, und begehrte die des Berliner Frömmelns näher zu erfragen, und danach Geschlecht und Ordnung sicher auszufinden, aber am Ende schien er alle Sorten nur für Spielarten, künstliche und verderbte, einer unscheinbaren Pflanze zu halten,

Trancedenten, mit demjenigen, was außerhalb unseres Vorstellungsvermögens, außerhalb aller Erfahrung liegt; sie betrachtet den Stoff des Universums als jederzeit gegeben und vorhanden, und verfolgt die Umwandlungen desselben, bestimmt durch physische und chemische Verschiedenheit und Gesetze. Sie betrachtet das ganze Weltall mit seinen Sonnen, Planeten, Kometen und Monden unter einerlei Gesichtspunkt und wird

---

die in ihrer ächten und ursprünglichen Art nur an einsamen, stillen Orten zu finden sei." Die Wiener katholische Kirchenzeitung bezeichnete 1857 Humboldt hingegen als einen Seelenmörder, in einem Aufsatze, der die Ueberschrift „Seelenmörderei" trug und welcher lautete: „Es dürfte das im großen Umfange geradezu seelenmörderische Treiben der modernen Naturwissenschaften ganz dazu angethan sein, die Nothwendigkeit einer größeren Ausbildung einer wahren, christlichen Philosophie nach den Bedürfnissen unserer Zeit sehr bald auch den blödesten Augen und den annoch widerwilligsten Geistern auf eine unwidersprechliche Weise sichtbar zu machen. Wohin das Alleingeltenlassen der formalen Begriff bildenden Denkgesetze führt und führen muß, dafür kann uns Alex. v. Humboldt einen schlagenden Beweis liefern. Er schreibt zum Schlusse seiner Schilderung über den Kampf der Gymnoten (elektrischen Fische) in Südamerika: „Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus Einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen." (Ansichten der Natur, I. Bd. S. 34.) Man darf und kann diese Prädicirung der Ewigkeit von der Einen, allwirksamen Naturkraft für keine leere Floskel halten, weil viele Stellen in den Werken Humboldt's beweisen, daß er in der Theologie über den Pantheismus nicht hinausgekommen ist, und daß er von einer Weltschöpfung im christlichen Sinne keine Ahnung hat." Was eine Weltschöpfung „im christlichen Sinne" für ein kindlich-unvernünftiges Ding ist, haben wir oben gesehen. Uebrigens erwiderte Humboldt die obigen Worte in einer sehr passenden Weise, indem er sie einfach mit der Bemerkung „Auf Wunsch des Herrn v. Humboldt abgedruckt" in einer Berliner Zeitung wiederholen ließ. Vergl. Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt. S. 117 u. ff.

hierdurch auf eine Entstehungsweise seiner geordneten Verhältnisse geführt, die großartig ist wie die Natur selbst.

Der große französische Geometer Laplace hat eine Theorie der Entstehung unseres (und aller übrigen) Sonnensysteme gegeben, welche ungetheilten Beifall in der ganzen wissenschaftlichen Welt gewonnen hat und die, gestützt von den Ergebnissen der neueren Forschungen, sicherer erscheint als die sichersten Thatsachen der geschichtlichen Vergangenheit.

Ich werde versuchen, den Ideengang, der dazu leitete, auseinanderzusetzen.

Die Astronomie lehrt bekanntlich, daß unsere Sonne den Mittelpunkt bildet für die Bewegung einer großen Anzahl von Planeten, die sich in immer größeren Abständen von ihr befinden und zu denen auch unsere Erde gehört. Verschiedene dieser Planeten haben ihrerseits wieder Monde, d. h. kleinere Planeten, die sich um ihren Hauptplaneten bewegen und mit diesem zugleich um die Sonne gehen. Sämmtliche Haupt- und Nebenplaneten bewegen sich in der Richtung von West nach Ost. Bei vielen Hauptplaneten hat man auch eine Drehung um sich selbst, eine sogenannte Rotation wahrgenommen, z. B. bei dem Planeten Merkur, der Venus, der Erde, dem Mars, dem Jupiter &c.; auch die Sonne dreht sich um sich selbst. Die Rotationsbewegungen gehen nicht minder alle in der Richtung von West nach Ost vor sich. Im Ganzen erhält man auf diese Weise mehr als zweihundert Bewegungen, welche alle in diesem Sinne erfolgen. Untersucht man nun mit Hülfe der Mathematik die Wahrscheinlichkeit, welche dafür spricht, daß alle diese Bewegungen, wenn sie nicht einer allgemeinen Ursache ihre Entstehung verdankten, in derselben Richtung erfolgten, so ergibt sich, daß man mehr als 10,000

Quintillionen gegen Eins wetten kann, daß jene Uebereinstimmung keine Wirkung des bloßen Zufalls ist.

Laplace trug, nach dem Vorgange von Buffon und Kant, diesen eigenthümlichen Verhältnissen mit Glück Rechnung. Nach seinen Auseinandersetzungen bildete die Sonne vor Myriaden von Jahren den Kern eines unermeßlichen Nebels, der eine sehr hohe Temperatur besaß, der Art, daß alle Grundstoffe in diesem Nebel aufgelöst waren. Dieser linsenförmige Nebelfleck besaß eine Umdrehung um seine Axe in der Richtung von West nach Ost. Er bildete gewissermaßen den Embryo, aus welchem später das gegenwärtige Planetensystem entstanden ist.

In Folge des Ausstrahlungsvermögens gegen den Weltraum mußte aber die glühende Nebelmaterie mit der Zeit erkalten und sich in Folge dessen zusammenziehen, verdichten. Nach physikalischen Gesetzen aber nahm hierdurch die Umdrehungsgeschwindigkeit der ganzen Masse zu.

Bei jener Zusammenziehung und Verdichtung mußten sich indeß nothwendig jene Nebeltheile, welche die größte Umdrehungsgeschwindigkeit besaßen, abtrennen, sobald die Umdrehungsgeschwindigkeit eine solche war, daß sie der Anziehungskraft des centralen Kerns das Gleichgewicht zu halten vermochte.

Da dies in einer gewissen Entfernung, allenthalben in gleichem Abstande von dem Mittelpunkte jenes Kernes, der Fall ist, so mußte sich ein ringförmiger Gürtel bilden und gleichzeitig dieser Ring den Aequator der rotirenden Nebellinse freischwebend umgeben.

Dergleichen Ringe können nun verschiedene in verschiedenen Abständen von dem centralen Kerne entstehen und jeder derselben behält seine ursprüngliche Umdrehungsgeschwindigkeit unverändert bei.

Ob aber alle diese Ringe auf die Dauer unverändert bleiben, oder ob sie bei fortgesetzter Abkühlung auseinanderfallen würden, das hing von der Regelmäßigkeit der Massenvertheilung in ihren verschiedenen Punkten, sowie von der größeren oder geringeren Condensation derselben ab.

Im Allgemeinen kann man solchen Ringen keinen dauernden Bestand zuschreiben; sie mußten vielmehr mit der Zeit reißen und in Folge ihrer Flüssigkeit eine Gestalt annehmen, welche derjenigen des ursprünglichen Nebelflecks nicht unähnlich war.

Diese untergeordneten Nebelflecke aber durchliefen ihrerseits genau wieder dieselben Zustände wie die ursprüngliche Masse, aus der sie entstanden. Es bildete sich ein centraler Kern, ein Ring, kleinere mehr oder minder kugelförmige Nebel und schließlich durch Verdichtung der Hauptplanet und die ihn begleitenden Monde.

Wie bereits bemerkt, haben die Ringe im Allgemeinen keinen Bestand wegen der Bedingung gleicher Regelmäßigkeit ihrer Structur in allen Theilen. In der That findet sich auch nur ein Planet (Saturn) mit Ringen und diese sind noch in fortwährenden Veränderungen begriffen.

Die Theorie Laplace's ist mehrere Jahrzehnte nach dem Tode ihres Begründers von Plateau einer directen Untersuchung unterworfen worden und hat sich glänzend bewährt. Der letztgenannte Naturforscher brachte nämlich Olivenöl in Mischungen von Wasser und Alkohol, welche mit ihm gleiche Dichte besaßen und worin also die einzelnen Oeltropfen frei schwebten. Sofort nahmen sie eine sphärische Gestalt an. Als man sie mit Hülfe der Schwungmaschine in Umdrehung versetzte, platteten sie sich wirklich an den Endpunkten der Umdrehungsaxe ab; bei sehr schneller Rotation

bildeten sich endlich Ringe, die bei einer langsameren Drehung in Kugeln zerfielen, welche sich im Kreise bewegten und gleichzeitig um sich selbst rotirten. —

Man hat gegen die Theorie Laplace's den Einwurf vorgebracht, daß sie doch sehr weit davon entfernt sei, Alles zu erklären; daß ferner der allgemeine dunstförmige Zustand des Sonnensystems, obgleich er, selbst mit dem Maßstabe geologischer Chronologie gemessen, vor sehr langer Zeit gewesen sei, doch noch unvergleich jugendlichen Datums sei im Verhältniß zur Ewigkeit des Bestehenden, des Stoffes. Man hat gesagt, daß man mit der Annahme eines voreinstigen dunstartigen Weltzustandes doch nur einen Schritt zurückgegriffen habe, und eine ganze Unermeßlichkeit noch dahinter liege. Das ist sehr wahr. Aber die Unendlichkeit im Einzelnen vorzuführen, ist keines Menschen Sache. Diejenigen aber, welche annehmen, der unsern jetzigen Zuständen vorhergehende dunstförmige Zustand des Sonnensystems habe von Ewigkeit her existirt, befinden sich in einem wesentlichen Irrthume. Nur das Sein, nicht eine individuelle Gestalt ist ewig. Warum sollte auch, nachdem der dunst- oder gasförmige Zustand von ewig her gedauert habe, urplötzlich diese normale Form aufgegeben worden und die Bildung der jetzigen Welt vor sich gegangen sein? Solche Ansichten führen direct zurück auf die vor dreiundzwanzig Jahrhunderten auftauchende Corpuscularphilosophie, nach deren Lehren die Welt aus unendlich kleinen, verschiedenartig gestalteten, wirbelnden Atomen besteht, welche sich von Ewigkeit her einer ungestörten Bewegung erfreueten, bis der Zufall endlich ein Atom aus seiner alten Bahn und hierdurch Störung, Absonderung, Ansammlung hervorbrachte und den Urgrund alles Seins bildete. — Der gasförmige Zustand unseres Sonnensystems, welcher dem

gegenwärtigen voraufging, muß vielmehr nur als ein Glied in der unendlichen Kette der Erscheinungen betrachtet werden, er ist nicht einmal gewesen, sondern unendlich vielmal und wird ebenso oft wiederkehren. Das ist die nothwendige und einzig zulässige Erläuterung der Laplace'schen Theorie. Nicht allein der Widerstand leistende, die Bewegung hemmende Aether, welcher die Himmelsräume erfüllt und mit der Zeit sämmtliche Planeten auf die Sonne zurückführen muß, sondern auch der dunstförmige Ring des Thierkreislichtes, das, pyramidal aufsteigend, allnächtlich seinen geheimnißvollen Glanz in den Tropenländern entfaltet, deutet darauf hin, daß ein neuer allgemein dunstförmiger Zustand des ganzen Sonnensystems keine phantastische Ueberschwänglichkeit ist. „Zwischen zweien solcher Epochen verläuft ein Weltjahr; es entfaltet sich das Universum zur höchsten Blüthe und sinkt wieder hinab, successive, in die Winternacht allgemeiner Auflösung, allgemeinen Unterganges, um neu verjüngt wieder zu erwachen und in einer folgenden Schöpfung seinen abermaligen Kreislauf zu beginnen und zu vollführen. Neue Planeten entstehen dann, neue Monde und Saturnusringe und Stoffe, die jetzt auf dem Jupiter und der Erde vertheilt sind, treten dann vielleicht zusammen zur Bildung eines neuen Weltkörpers, der seinen Umlauf in größerem oder geringerem Abstande um den leuchtenden und flammenden Sonnenball vollendet. Ob die Kometen mit vieltausendjährigen Umlaufszeiten einzelne solcher Katastrophen überdauern und aus einer in die andere übertreten, mag hier unerörtert bleiben, denn nie wird es dem forschenden Geiste des Menschen gelingen, solche der Ewigkeit trotzenden Zeiträume des Seins auszumessen oder zu umspannen."

Ich kehre zurück zur Betrachtung des einen Gliedes in der unendlichen Kettenreihe.

Zur Zeit, als sich unsere Erde aus dem gewaltigen Sonnennebel bildete, besaß sie noch eine feurig-flüssige Zusammensetzung; sie war gewissermaßen eine kleine Sonne für sich.

Durch Ausstrahlung gegen den Himmelsraum kühlte sie sich langsam ab und nach einer ungezählten Menge von Jahren bildete sich auf ihrer äußersten Oberfläche eine erstarrte, erkaltete Kruste von geringer Dicke.*) Sie nahm langsam an Dicke und Solidität zu und bedeckte und umhüllte endlich das ganze innere Gluthmeer. In demselben Maße aber, wie sich die äußere Umhüllung des Erdballes abkühlte, verdichteten sich die leichten, denselben atmosphärenartig umhüllenden glühenden Gase und leicht verflüchtbaren Körper; das Wasser schlug sich an gewissen Stellen der Oberfläche nieder und die jetzige Lufthülle mag gleichfalls um diese Zeit entstanden sein.

Daß nach dieser ersten Periode der Ruhe noch größere Umwälzungen entstanden sind, indem sich vielleicht größere Wassermassen an gewissen Stellen der dünnen Erdkruste auf die inneren glühenden Massen ergossen, dadurch sofort in Dampf von hoher Spannung verwandelt wurden und große Theile der erkalteten Rinde sprengten, ist nicht unwahrscheinlich; gewiß ist aber, daß solche Katastrophen immerhin einen lokalen Charakter trugen und über die ganze Erdoberfläche sich erstreckende Umwälzungen nicht eintraten.**)

---

*) Die heutige Dicke der erstarrten Erdhülle, welche einen innern, feurig-flüssigen Kern umschließt, hat man nach Betrachtungen über die mit der Tiefe steigende Bodentemperatur zu 3 bis 4 Meilen veranschlagt; sie ist aber sicher gegenwärtig ungleich bedeutender.

) Die Idee von allgemeinen, furchtbaren Erdrevolutionskatastrophen, wie sie von den früheren Geologen angenommen worden, ist aus der neuern Wissenschaft zum größten Theile verschwunden. **Burmeister huldigt ihr freilich noch in seiner „Geschichte der Schöpfung", auch **Leonhard** sagt in seiner „Geologie" (Bd. II. S. 70): „Die Natur wirkt jetzt nicht mehr wie vordem; denn die Umstände sind nicht mehr

Auf der gehörig erkalteten Oberfläche entwickelten sich unter der alleinigen **Wirkung physikalischer und chemischer Kräfte***) die ersten organischen Wesen, eine Gruppe

---

die nämlichen. Wir sehen die große Reihe neptunischer Ablagerungen in eine gewisse Zahl von Gruppen geschieden. Daran knüpft sich der Gedanke einer Reihe plötzlicher, heftiger Katastrophen, deren jede fähig war, auf weite Strecken hin die Gestalt der Meere, den Lauf strömender Wasser zu ändern, welche in jener Gegend durch Perioden relativer Ruhe von einander geschieden waren." Die meisten Geologen haben sich indeß dem bahnbrechenden **Charles Lyell** angeschlossen, der alle jene plötzlichen erdumgestaltenden Katastrophen verwirft. So ist auch die Trennung der verschiedenen Perioden, welche die Geologie im Entwickelungsgange der Erde unterscheidet, nicht in dem Sinne wahr, in welchem sie ehedem angesehen wurde.

*) **Darwin** geht in seinem Werke durchaus nicht bis zu dieser Behauptung vor; nach ihm ist es vielleicht möglich, daß sich alle Urformen des Thier- und Pflanzenreiches, deren er weniger als zehn annimmt, schließlich auf eine einzige Grundform reduciren lassen, deren Belebung durch einen Akt schöpferischer Kraft stattfand. Nach der einen oder der andern Annahme kommt man factisch nicht weiter. Wenn angenommen wird, das erste tellurische Leben sei durch einen Akt schaffender Kraft erzeugt worden, so ist man damit, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, durchaus nicht mehr in der Erkenntniß der Dinge vorangeschritten, wie unter der Annahme einer Belebung durch physikalische und chemische Kräfte. Der Naturforscher kennt kein Leben, das nicht an physikalische und chemische Kräfte gebunden ist, ohne diese kann es nicht bestehen, daher ist es ohne ihre Zuhülfenahme nicht denkbar. Nehmen wir eine Lebenskraft an, so **kann** diese physikalisch-chemischen Kräften gegenüber nicht **indifferent** sein, weil sie, wie der Augenschein lehrt, im Vereine mit ihnen wirkt, weil sie ohne sie nicht bestehen kann. Leben und (natürliche) Kraft sind also nicht heterogen. Uebrigens bin ich weit entfernt, diese **letztere** Deduction als vor allen Einwürfen sicher anzusehen, und ich erwähne dies hier ausdrücklich aus dem Grunde, um nicht irgend einem christlichen Philosophen das Vergnügen zu machen, der Analogie nach auf das menschliche Leben und eine Kanonenkugel hinzuweisen und zu behaupten, letztere sei mit ersterem gleicher Natur, weil sie nicht ohne das erstere existiren könne. Ich bin im Texte der Ansicht einer ersten Belebung der Materie auf natürlichem Wege gefolgt, weil die Annahme einer Belebung von Seiten eines Schöpfers schließlich doch auf das Nämliche hinausläuft. Doch will ich ausdrücklich erwähnen, daß die spontane Ent-

äußerst einfacher Organismen, die sich gleich den untersten Thierklassen der Gegenwart durch Theilung vermehrten. Nach und nach, im Laufe der Zeiten, vielleicht an dem einen Orte früher, am andern später, entwickelte sich durch allmäligen Uebergang die geschlechtliche Fortpflanzung und hiermit war die Möglichkeit einer unbegränzten Abänderung des organischen Lebens in die mannigfachsten Typen gegeben.

Der fortwährende Einfluß chemischer und physikalischer Gesetze, selbst gewisse Zufälligkeiten*) begünstigen die Verschie-

---

stehung lebender Wesen aus anorganischer Materie bis heute durch Experimente noch nicht nachgewiesen ist. Alle Versuche dieser Art sind nicht durchaus einwurfsfrei. Der Theologe behauptet, der Schöpfer habe sich selbst belebt, der materialistische Naturforscher hingegen, die Materie sei durch sich selbst lebendig geworden. Der Theologe hat aber unmittelbar nach seiner Annahme noch ein Wunder nöthig, nämlich eben die Erschaffung und Belebung der Natur; dies fällt bei der oben adoptirten naturwissenschaftlichen Annahme hinweg; fügt man hinzu, daß außerdem Nichts in der Natur direct zur Annahme eines persönlichen Schöpfers nöthigt, so verleihen beide Umstände der im Texte entwickelten Annahme eine größere Wahrscheinlichkeit wie der von den Theologen adoptirten.

*) Beispiele hiervon, soweit sie das Menschengeschlecht sowohl wie die Thierwelt betreffen, sind den Physiologen und Naturforschern in großer Zahl bekannt. Ich will hier nur ein einziges, sehr merkwürdiges mittheilen, das Huxley anführt. „Ein Malteser, Gratio Kalleia, wurde mit 6 Fingern an jeder Hand und ebenso vielen Zehen an jedem Fuße geboren. Er heirathete, und zwar, da anzunehmen ist, daß es in Malta keine sechsfingerige Dame gab, eine gewöhnliche fünffingerige Person. Von seinen vier Kindern hatte Salvator 6 Finger und 6 Zehen; Georg 5 Finger und 5 Zehen, aber ein Finger und eine Zehe waren mißgestaltet und zeigten Neigung zur Variation. Andreas hatte 5 Finger und 5 Zehen, alle wohlgebildet, Marie 5 Finger und 5 Zehen, aber die Daumen waren ungestalt und zeigten eine Neigung zur Bildung des sechsten Fingers. Die Kinder heiratheten alle, natürlich lauter fünffingerige und fünfzehige Personen. Zwei Söhne und die Tochter des Salvator hatten 6 Finger und 6 Zehen, der letzte Sohn 5 Finger und 5 Zehen. Georg hatte zwei Mädchen mit 6 Fingern und 6 Zehen, ein Mädchen mit 6 Fingern und 5 Zehen auf der rechten Seite und 5 Fingern und 5 Zehen auf der linken, und einen Knaben

denartigkeit der einzelnen Lebensformen. Jede Generation weicht von der vorhergehenden ab, aber nicht alle Individuen nach derselben Richtung hin. Diejenigen, welche für ihre normalen Lebensbedingungen die vortheilhafteste Abänderung erlitten haben, bleiben erhalten; die anderen unterliegen im Kampfe um's Dasein, der Legionen lebender Wesen schlachtet. Das geringe Uebergewicht, welches das erhalten gebliebene Individuum über die zu Grunde gegangenen besitzt, pflanzt sich im

mit 5 Fingern und 5 Zehen. Andreas hatte viele Kinder, die alle wohl gebildet waren, Marie einen Knaben mit 6 Zehen und drei normal gebildete Kinder. Der Fall wird nur bis zur dritten Generation erzählt. Hätten sich Vettern und Basen untereinander geheirathet, so wäre vielleicht eine sechsfingerige Menschenvarietät entstanden." Freilich, die Art und Weise, wie solche Abnormitäten zu Stande kommen, ist noch nicht ergründet. „Warum", sagt Ludwig Feuerbach, „macht die Natur Mißbildungen? weil ihr das Resultat einer Bildung nicht im Voraus als Zweck Gegenstand ist. Warum z. B. sogenannte Katzenköpfe? weil sie bei der Bildung des Hirns nicht an den Schädel denkt, nicht weiß, daß ihr zur Bedeckung desselben Knochensubstanz fehlt. Warum überzählige Glieder? weil sie nicht zählt. Warum links, was in der Regel rechts, und rechts, was in der Regel links liegt? weil sie nicht weiß, was rechts oder links ist. Die Mißbildungen sind daher populäre, eben deßwegen schon von den alten Atheisten und selbst solchen Theisten, welche die Natur von der Vormundschaft der Theologie emancipirten, hervorgehobene Beweise, daß die Naturbildungen unvorhergesehene, unabsichtliche, unwillkürliche Producte sind; denn alle Gründe, die man zur Erklärung der Mißbildungen anführt, selbst die der neuesten Naturforscher, daß sie nur Folgen von Krankheiten des Fötus sind, würden ja wegfallen, wenn mit der schöpferischen oder bildenden Macht der Natur zugleich Wille, Verstand, Voraussicht, Bewußtsein verbunden wäre. Aber obgleich die Natur nicht sieht, so ist sie deswegen doch nicht blind, obgleich sie nicht lebt (im Sinne des menschlichen, überhaupt subjectiven, empfindenden Lebens), ist sie doch nicht todt und obgleich sie nicht nach Absichten bildet, so sind ihre Bildungen doch keine zufälligen; denn wo der Mensch die Natur als todt und blind, ihre Bildungen als zufällige bestimmt, da macht er sein (und zwar subjectives) Wesen zum Maß der Natur, da bestimmt er sie nur nach dem Gegensatze gegen sich, da bezeichnet er sie als ein mangelhaftes Wesen, weil sie nicht hat, was er hat."

Allgemeinen auch auf seine Nachkommenschaft fort und indem von diesen in gleicher Weise nur die aus irgend einem Grunde vorzüglichsten Varietäten erhalten bleiben, ist der Weg zu unbegränzter Vervollkommnung und Zertheilung in die verschiedensten Abarten geöffnet. Die Natur trifft unter der Masse sämmtlicher auftretenden Wesen eine Auswahl der besten zur Nachzucht geeigneten Individuen; sie verfährt mit blinder Nothwendigkeit, wie der Thierzüchter mit Ueberlegung, freilich nicht weniger der blinden Nothwendigkeit gehorchend, zu Werke geht. Um den ganzen Vorgang in der Natur mit wenigen Worten zu charakterisiren, kann man mit Schleiden sagen: „Es entsteht, was den gegebenen Verhältnissen nach entstehen kann, aber es besteht nur, was bestehen kann."

Das ist in wenigen Worten die berühmte Züchtungstheorie, deren vorzüglichste Ideen zuerst Lamarck*) entwickelte, der Geoffroy St. Hilaire und sonderbar genug auch Ampère mehr oder minder anhingen, die Cuvier mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und Witz bekämpfte, welche von Darwin indeß mit ungeheurem Fleiße und unvergleichlicher Beobachtungsgabe nach allen Richtungen verfolgt und heute von der ganzen wissenschaftlichen Welt mit Begeisterung angenommen worden ist.

Nach dieser Lehre ist das Menschengeschlecht keineswegs fix und fertig auf dem Erdboden erschienen, nachdem dieser seit der letzten großen Umwälzung in einen Zustand der Ruhe und der friedlichen Fortentwickelung getreten ist. Diese Annahme, der seit den ältesten Zeiten die Mehrzahl der Menschen zugethan gewesen, der die heiligen Geschichten und Legenden fast aller Völker das Wort reden, ist vielmehr falsch. Der

---

*) Lamarck, Philosophie zoologique. Paris 1809.

Mensch ist keineswegs der jüngste Erdenbewohner, sondern im Gegentheil unter den heute noch lebenden animalischen Typen absolut betrachtet eins der ältesten Geschöpfe. Man hat mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit das Dasein des Menschen bis in eine Zeitepoche nachgewiesen, in der weder die jetzige organische Welt, noch die heutige Vertheilung von Land und Wasser existirte. Ich kann hier nicht auf die Entdeckungen bezüglich der Urzeit des Menschengeschlechtes genauer eingehen. Um jedoch den langen Zeitraum, der zwischen dem frühesten Auftreten des Menschen und der Gegenwart liegt, zu verdeutlichen, führe ich die Ergebnisse der Untersuchung der sogenannten Victoriahöhle in England an, die 1838 zufällig entdeckt wurde. Auf dem Boden dieser Höhle fand man zunächst neben samischen Thongeräthen und römischen Töpfen, Münzen von Trajan und Constantin, woraus sich ergibt, daß diese Höhle noch im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bewohnt war. Die wissenschaftliche Untersuchung des Inhalts dieser Höhle ergab, daß die Knochen des Shorthon-Rindes (Bos longifrons) sehr zahlreich vorkommen, das also wohl die Hauptnahrung der Bewohner bildete; daneben fanden sich häufig Knochen von Ziegen, jungen Schweinen und Pferden, sehr selten solche von Hirsch und Reh, der Wildente und Gans, sowie zwei Sporen vom Haushuhn. Es scheint, daß die ehemaligen Bewohner der Höhle, welche diese Knochenreste hinterließen, nicht sowohl Jäger als vielmehr Hirten waren und vom Ertrage ihrer Heerden lebten. Neben einzelnen Schmuckgegenständen aus Knochen und Hirschhorn fanden sich auch sieben Glasperlen, worunter zwei bläuliche, ferner eine aus Kohle auf der Drehbank gedreht, sowie ein Stück von einem Kohlenarmband. Neben den Münzen fanden sich außerdem Schmuckgegenstände von Bronze, besonders Fibeln, zum Theil mit Emaille verziert,

deren Stil auf das fünfte Jahrhundert hinweist. „Die Anwesenheit dieser Kunstwerke“, bemerkt Prof. Dawkins, „zusammen mit den Ueberresten von Hausthieren, die als Nahrung gedient haben, läßt sich nur in der von Dixon vorgeschlagenen Weise befriedigend erklären. An Wohlleben und Ueppigkeit gewöhnte Menschen wurden durch irgend ein großes Unglück gezwungen zu fliehen und Schutz zu suchen und ein halbwildes Leben in diesen ungastlichen Höhlen zu führen, wobei sie von ihrem Hab und Gut mit sich nahmen, soviel sie tragen konnten. Auch ihre Familien hatten sie bei sich, denn die Zahl der Schmucksachen und die Spinnwirtel weisen darauf hin, daß auch Frauen dort gewesen sind. Wir müssen auch annehmen, daß sie von der Civilisation, an die sie gewöhnt waren, ausgeschlossen worden waren, da sie sich gezwungen sahen, Spinnwirtel aus den Scherben der Gefäße, die sie mitgebracht hatten, zu extemporiren, statt zu dem Zwecke angefertigte zu gebrauchen.“

Man könnte zunächst glauben, daß die Funde von Münzen, bronzenen Kunstgegenständen ꝛc. einfach darauf hindeuteten, die Viktoriahöhle sei im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Räubern bewohnt gewesen, welche ihren Raub dort in Sicherheit brachten. Es ist dies so nahe liegend, daß man sich wundern müßte, wie Boyd Dawkins der Erklärung von Dixon zustimmen kann, wenn die Geschichte nicht berichtete, daß die Britten im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Abzug der römischen Legionen vor den Pikten und Skoten in den Bergen, Wäldern und Höhlen Schutz suchten und erst später diese Barbaren zurücktrieben. Aber lange vor der Bewohnung der Viktoriahöhle durch Britisch-Waliser hatte dieselbe bereits zum Aufenthaltsorte von Menschen gedient. Denn 5½ Fuß unter der Schicht, welche die bisher besprochenen Kulturreste barg, auf einem festen grauen Thone aufliegend, fanden

sich eine knöcherne Harpune, eine Knochenperle, Kohlen, drei Feuersteinsplitter, sowie zerbrochene Knochen vom braunen Bären, dem Edelhirsche, dem Pferde und dem Rinde. Ueber den obersten Kulturresten, deren Alter auf 1200 Jahre berechnet ist, hatte sich eine Schutthalde von 2 Fuß Höhe gebildet; wollte man das gleiche Maß der Zunahme auch nach unten hin gelten lassen, so würde sich für das Alter der untersten Kulturschicht eine Zeit von nahe 5000 Jahren ergeben. Unter dieser Schicht fand sich eine Lage von zähem, grauem Thon, unter dem am Eingange der Höhle in 5 Fuß Tiefe eine röthlich graue, lehmige Höhlenerde von 3 Fuß Mächtigkeit angetroffen wurde, die auf einer Lage von großen Kalksteinblöcken ruhte, deren Zwischenräume mit Thon und grobem Sande ausgefüllt waren. In der Höhlenerde fanden sich zahlreiche Reste der Höhlenhyäne, des wollhaarigen Nashorns, des Mammuth, des Renthiers, des Höhlenbären &c., daneben auch ein Menschenknochen, in dem gleichen Versteinerungszustande wie die Ueberreste der pleistocänen Thiere. Und nun versuche man, sich den ungeheuren Zeitraum zu versinnlichen, der seit der ersten Bewohnbarkeit dieser Höhle bis heute verfloß! Zuerst war sie von Menschen besucht, die gleichzeitig mit dem Mammuth und Höhlenbären lebten, aber außer ihren Knochen keine Spur eines Daseins hinterließen. Dann verging eine so lange Zeit, daß sich 5 Fuß eines grauen Thones nach und nach aufhäuften, eine feste Decke wuchs über den Resten der Urzeit. Jetzt betraten wiederum Menschen die Höhle; auch sie waren Wilde (und wie andere Untersuchungen wahrscheinlich machen, die Urväter der Eskimo), aber sie hatten bereits knöcherne Harpunen. Wiederum vergingen Jahrtausende, während sich eine neue Schicht über den Ueberbleibseln aus dieser Zeit bildete; da wird die Höhle der Zufluchtsort civilisirter

Menschen, die vor den wilden Bergbewohnern flüchten und jetzt sind wir erst bei der römischen Zeit angelangt!

Die aufgefundenen Ueberreste unserer Vorfahren in jenen verschollenen Zeiten weisen alle darauf hin, daß das Menschengeschlecht damals auf einer niedrigern Stufe physischer Entwickelung stand wie heute, daß es dem Affentypus ganz ungemein genähert war. An die Ausbildung des menschlichen Gehirns knüpft sich unmittelbar der Grad der Intelligenz an, welchen ein bestimmtes Individuum erreichen kann; die Größe des Hirnraumes steht in engster Beziehung zu der geistigen Capacität. Die Schädel der ältesten Menschen stehen ihrem Inhalte wie ihrem ganzen Baue nach den Schädeln der höchst entwickelten Affen: Gorilla, Orang und Tschimpansi, am nächsten; das Gleiche gilt von gewissen Blödsinnigen, welche man hin und wieder anzutreffen Gelegenheit hat. Nach Owens Messungen beträgt der kubische Inhalt des Hirnraumes beim Engländer im Durchschnitt 96 Cubikzoll, bei dem auf der niedrigsten Stufe der Menschlichkeit stehenden Australneger 75 Cubikzoll. Man darf annehmen, daß im Durchschnitt die Intelligenz im 12. Jahrhundert durchaus nicht so hoch war wie heutzutage, und in der That erhielt Broca aus seinen Messungen an 115 Schädeln von Parisern des 12. Jahrhunderts den Schädelinhalt zu nur 87 Cubikzoll. Der Inhalt des Schädels von Neanderthal faßt genau wie bei den Australnegern 75 Cubikzoll. Der Cubikinhalt des Gorillaschädels beträgt nur 30 Zoll.*) Dieser Affe steht unter allen dem Menschen am nächsten; Ohr, Nasenbein und Zwischenkiefer ähneln den entsprechenden Theilen unserer Rasse. Die vorderen

*) Genaueres und ausführlichere Angaben über alle diese Verhältnisse gehören nicht hierhin. Man lese zu diesem Ende das Werk des Verfass rs. Geschichte und System der Natur. 1878. 3. Auflage.

Gliedmaßen (Arme), welche einen charakterischen Unterschied zwischen Mensch und Affe bilden, indem die des letzteren unverhältnißmäßig lang sind, treten beim Gorilla durch ihre Kürze den menschlichen näher. Aus dem Baue des Beckens und der stärkern Entwickelung der Hüftmuskeln läßt sich schließen, daß der Gorilla bei weitem fähiger ist, sich aufzurichten wie jeder andere Affe. Der Vorzug der menschlichen Hand beruht auf dem feinern Gefühle, der größern Beweglichkeit und der Gegenstellung des Daumens; hiernach steht die Hand des Gorilla der menschlichen am nächsten. Auch sein Fuß ähnelt dem des Menschen weit mehr wie derjenige aller anderen Vierhänder (Affen).

Trotz aller dieser Aehnlichkeiten trennt den Gorilla doch noch eine sehr weite Kluft von den ältesten und geistig am niedrigst stehenden Menschentypen, welche wir heute kennen. Diesen Abstand zwischen Mensch und Thier darf die Wissenschaft nicht verkennen, auch behauptet sie keineswegs, daß diese Kluft ausgefüllt sei, daß sie die Zwischenglieder entdeckt habe, welche von dem Affen zum Menschen überführen. Es ist dies eine mit Absicht ausgestreute, unwahre Behauptung der Gegner naturwissenschaftlicher Forschung. Was die Wissenschaft heute mit Bestimmtheit über die Beziehung des Menschengeschlechts zum Affentypus weiß, besteht darin, daß der Mensch der Vergangenheit sich dem Affen bis zu einer gewissen Gränze um so mehr nähert, in je früherer Zeit er gelebt hat. Aber zwischen dem Menschen der ältesten Vergangenheit und dem höchst organisirten Affen ist noch immer eine gewaltige Kluft.

Ob diese Kluft einmal geringer oder gar nicht vorhanden war? ist eine Frage, welche sich bis heute noch nicht mit aller Bestimmtheit, ohne zu Analogien seine Zuflucht nehmen zu müssen, beantworten läßt. Manche Forscher halten den Ab-

stand für unübersteiglich, die Mehrzahl glaubt, daß die Kluft zwischen Mensch und Affe einst gar nicht vorhanden war. „Unterschiede in den Bildungen der heutigen organischen Welt“, sagt Professor Schaafhausen, „sind Lücken, welche die Zeit in die Kette zusammenhängender Glieder gerissen hat. Solche Bildungen, welche den Uebergang hier vermitteln, wird man noch auffinden, wie sie für andere Lücken in der Reihe der lebenden Organismen schon aufgefunden worden sind. Sie liegen im Schooße der Erde, der die Schöpfungen der Vorwelt birgt. Die Kluft zwischen Mensch und Thier wird immer weiter; denn nicht nur die niedersten Rassen, welche so manche Annäherung an die thierische Bildung zeigen, sterben aus, sondern auch die höchsten Affen, die dem Menschen am nächsten kommen, werden immer seltener, noch ein oder zwei Jahrhunderte und sie sind vielleicht erloschen! Ist es nun nicht folgerichtig, zu denken, daß, wenn wir in die verschwundenen Jahrtausende zurückblicken könnten, wir den Abstand zwischen den niedrigsten Menschen und den höchsten Thieren geringer finden würden, als es jetzt der Fall ist, und um so geringer, je weiter wir zurücksehen könnten? Auch das ist nicht Zufall, sondern ein natürliches Gesetz, daß die Affen sich nur unter den wildesten Menschen noch haben erhalten können; in der Berührung mit gebildeten Völkern würden sie längst verschwunden sein. Je weiter der Mensch in seiner Entwickelung fortschreitet, desto mehr bricht er die Brücke hinter sich ab, durch die er mit der rohen Natur verbunden war. Wie auffallend ist endlich die Thatsache, daß sich die großen Affen Asiens und Afrika's in denselben Merkmalen von einander unterscheiden, in denen die Menschenrassen beider Länder unterschieden sind, nämlich in Farbe und Schädelform! Der Orang-Utang ist braun und hat einen runden Kopf wie der brachycephale Malaye;

der Gorilla ist schwarz und hat einen langen Schädel wie der dolichocephale afrikanische Neger. Diese Annäherung zweier verschiedener Menschenrassen an die ebenso unterschiedenen Affen derselben Länder erscheint als der wichtigste Einwurf, den man bei dem gegenwärtigen Zustande unsers Wissens gegen die Einheit des Menschengeschlechtes machen kann."

Gleichwie das gesammte Menschengeschlecht in Rücksicht auf seine vervollkommte Entwickelung im Laufe der auf einander folgenden Zeitepochen dem Einflusse allgemein tellurischer Kräfte unterliegt, so hängt auch beim Einzelnen die geistige und physische Entwickelung, die Intelligenz und mittlere Lebensdauer von allgemeinen Naturgesetzen und Bedingungen ab. Schon Schlözer sagt sehr treffend und richtig: „Zwischen den Wendekreisen ist noch kein großer Mann entstanden!" Hier ist es das Klima, die üppige Entwickelung der pflanzlichen und thierischen Natur und die dadurch hervorgerufene allgemeine Bedürfnißlosigkeit des Menschen, die ihn jener körperlichen und geistigen Trägheit in die Arme wirft, welche in dem unmittelbar Dargebotenen lockend erscheinen mag, die aber in ihrem Gefolge auf die Dauer nur Elend und hervorstechende Entwickelung der niedern thierischen Eigenschaften mit sich bringt. Der harte Zwang der Noth ist es, welcher das Menschengeschlecht auf die Höhe erhoben hat, auf welcher wir dasselbe heute erblicken. Die angebliche Glückseligkeit eines ewigen Nichtsthums, einer seligen, trägen Ruhe, ist ein dem Wesen und der wahren Würde des Menschen widerstrebender Zustand. Nur die Arbeit im Schweiße seines Angesichts adelt ihn. Darum ist auch die Strafe, welche Jehova dem biblischen Menschenpaare bei seiner Austreibung aus dem „Paradiese" auferlegte, ebenso wenig eine wirkliche Bestrafung wie die Austreibung Kain's, der flüchtig, jenseits Eden im Lande Nod wohnend, seinen Acker bauen mußte,

während Seth's Nachkommen als Schäfer lebten. Denn der Ackerbau ist die erste Stufe zur Gesittung, zur Geselligkeit, zur Humanität und die Ackerbau treibenden Völker haben die Welt erobert und beherrschen intellectuell und physisch den Erdball, indeß die nomadisirenden Hirtenvölker unstät und flüchtig umherziehen.

Gleichwie das Thier, so ist auch der Mensch, aber in geringerm Grade, abhängig von den klimatischen Verhältnissen der einzelnen Erdzonen und Länder. Genauere Untersuchungen lehren, daß die Zahl der Geburten und Sterbefälle, daß das durchschnittliche Alter und die Kraft zum Leben, daß die einzelnen Krankheiten und Seuchen in der physischen und die Verbrechen in der sittlichen Welt von unwandelbaren Naturgesetzen abhängen.*)

Quetelet gibt über die von 1826—29 in Frankreich vorgekommenen Verbrechen die folgende statistische Tabelle:

Jahr.	Zahl der Angeklagten	Verurtheilt	Zahl der Einwohner auf jeden Angeklagten	Von 100 Angeklagten verurtheilt	Verbrechen gegen Personen.	Verbrechen gegen Eigenthum	Verhältniß zwischen diesen Klassen.
1826	6988	4348	4475	62	1907	5081	2,7
1827	6929	4236	4593	61	1911	5018	2,6
1828	7396	4551	4307	61	1844	5552	3,0
1829	7373	4475	4321	61	1791	5582	3,1

„Hiernach", sagte bereits Quetelet, „ist es äußerst wahrscheinlich, daß, obgleich die statistischen Listen des Jahres 1830 noch nicht vorliegen, doch auch in diesem Jahre unter etwa 4463 Einwohnern Ein Angeklagter sich finden wird und

*) Nous pouvons énumerer d'avance combien d'individues souilleront leurs mains du sang de leurs semblables, combien seront faussaires, voleurs, empoisonneurs, à peu près comme on peut énumerer d'avance les naissances et les décès, qui doivent avoir lieu l'année prochaine. (Quetelet Essai de physique sociale. Paris. 1835.)

ferner, daß von je 100 Angeklagten 61 verurtheilt werden. Für 1831 läßt sich Besseres und für die folgenden Jahre noch mehr erwarten; wir befinden uns in der Lage, aus den Resultaten der Vergangenheit die Facta der Zukunft im Voraus abschätzen zu können."

Nach den französischen Tontinen (1689—96) von Deparcieux sterben im Durchschnitt von 1000 Lebenden vom 3. bis zum 10. Jahre: 118 Menschen; vom 10. bis 20. Jahre: 66; vom 20. bis 30. Jahre: 80; vom 30. bis 40. Jahre: 76; vom 40. bis 50. Jahre: 79; vom 50. bis 60. Jahre: 126; vom 60. bis 70. Jahre: 129; vom 70. bis 80. Jahre: 190; vom 80. bis 90. Jahre: 96; vom 90. bis 95. Jahre die noch übrigen 10 Menschen und unter 1000 erreicht keiner das 100. Lebensjahr.

Nach den Tabellen der preußischen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt sterben unter 1000 Personen vom 20. bis 30. Jahre: 78; vom 30. bis 40. Jahre: 85; vom 40. bis 50. Jahre: 100; vom 50. bis 60. Jahre: 138; vom 60. bis 70. Jahre: 208; vom 70. bis 80. Jahre: 210; vom 80. bis 90. Jahre: 85; das 100. Jahr erreicht Niemand.*)

Der Sterblichkeitstafel der Stuttgarter Rentenanstalt zu Folge, erreichen von 100,000 Geborenen 77,876 das 10., 73,877 das 20., 67,998 das 30., 61,051 das 40., 52,899 das 50., 42,280 das 60., 29,627 das 70., 16,279 das 80., 2603 das 90., 262 das 95., 12 das 98. und kein Einziger das 99. Lebensjahr.

Alle diese aus den verschiedensten Gegenden zusammengestellten Tafeln zeigen durchschnittlich eine sehr große Uebereinstimmung, sie weisen das Vorwalten unerbittlicher Gesetze nach.

---

*) Vergl. Gerstner, Die Bevölkerungslehre. Würzburg. 1865.

Die verschiedenen Abweichungen aber mahnen ebenso bestimmt an den Einfluß klimatischer Verhältnisse. So sind z. B. die Mortalitätsverhältnisse in den Städten Coblenz und Bromberg der Art, daß in dem erstern Orte im Mittel alljährlich von 40 Menschen Einer stirbt, während in der letztgenannten Stadt schon auf 20 Bewohner alljährlich ein Todter kommt. Auf Jamaika sterben im Durchschnitt jährlich 12 Procent der dort stationirten englischen Truppen, auf Ceylon 7 Procent, auf den Bermudas-Inseln 5, auf St. Helena 3, auf Gibraltar 2, auf Malta etwas weniger als 2 Procent. Seit man die Truppen alle drei Jahre ihre Stationspunkte wechseln läßt und hierdurch zum Theil den Einflüssen des fremdländischen Klima's entzieht, hat sich die Sterblichkeit auf Jamaika und Ceylon bis zu 4, auf den Bermudas, Helena und Gibraltar bis zu 1 Procent vermindert.*)

Die statistischen Tabellen beweisen in Verbindung mit der Geschichte unwiderleglich, daß überall da, wo Intelligenz und allgemein menschliche Bildung voranschreiten und die geregelten Gewohnheiten einer Gemeinde ernstliche Verbesserung erfahren, auch die Lebensdauer der Individuen zugenommen hat. Georg Combe sagt: Im Jahre 1786 verhielten sich die Sterbefälle in ganz England und Wales wie 1 zu 42, oder mit andern Worten: unter je 42 Einwohnern fand jährlich ein Todesfall statt. In dem siebenten Jahresberichte der allgemeinen Generalregistratur wird gesagt, daß die durchschnittliche Sterblichkeit in ganz England während 7 Jahren, die 1844 abliefen, von 46 Individuen ein Fall in sich schloß. Nach Abzug einiger Irrungen in den früheren Berichten und Tabellen bleibt es eine unbestreitbare Thatsache, daß die durchschnittliche Lebens-

*) Vergl. Volger, Buch der Erde, II. Bd. Leipzig.

dauer in England und Wales zunimmt, und zwar aus den dargelegten Ursachen. Professor Simpson liefert in einer Abhandlung über den Werth und die Nothwendigkeit der statistischen Forschungsmethode, als Hülfsmittel bei verschiedenen Fragen über praktische Chirurgie, directe Zeugnisse zur Unterstützung des hier behaupteten Satzes. „Folgende Tabelle“, sagt er, „welche aus den Gesammtsterberegistern Londons zusammengestellt ist, erweist statistisch, daß sich in Folge der Verbesserungen in der Hebammenkunst (und ich würde hinzusetzen, auch in Folge der verbesserten Gewohnheiten und Zustände des Volkes) die Zahl der im siebzehnten Jahrhundert aus dem Wochenbett erwachsenden Todesfälle im neunzehnten Jahrhundert um die Hälfte vermindert hat.“ Die Tabelle lautet:

Durchschnittliche Zahl der Todesfälle in Folge des Wochenbettes in London von 1660—1820.

Vom	Jahre	1660	bis	1680:	1	von	44	Entbindungen
„	„	1680	„	1700:	1	„	56	„
„	„	1700	„	1720:	1	„	69	„
„	„	1720	„	1740:	1	„	71	„
„	„	1740	„	1760:	1	„	77	„
„	„	1760	„	1780:	1	„	82	„
„	„	1780	„	1800:	1	„	110	„
„	„	1800	„	1820:	1	„	107	„

Es ist wahrscheinlich, daß die Sterberegister der hier erwähnten Periode in den ersten Jahren mangelhafter waren als in den letzten, und daß folglich die Verschiedenheit, welche sich in der Sterblichkeit herausstellt, übertrieben ist; nichtsdestoweniger aber bleibt nach Abzug mancher Irrthümer und Versehen das große Resultat dasselbe, — nämlich: Verminderung der Sterblichkeit. Weiter erweisen die Sterberegister, wenn sie den verschiedenen Gesellschaftsklassen und Localitäten des-

selben Landes gemäß geordnet werden, die Richtigkeit desselben Princips. Die folgenden Resultate stellten sich nach einer Sterbeliste für Edinburgh und Leith im Jahre 1856 heraus:

Die durchschnittliche Lebensdauer der ersten Klasse aus der Gentry und den Beamten bestehend war	43,5 Jahre
Die durchschnittliche Lebensdauer der zweiten Klasse, Kaufleute, Schreiber, Werkmeister ꝛc. in sich begreifend, war	36,5 „
Die durchschnittliche Lebensdauer der dritten Klasse, aus Handwerkern, Arbeitern und Dienstboten bestehend, war	27,5 „

Ebenso feste Gesetze als bezüglich der Todesfälle herrschen hinsichtlich der Geburten; es läßt sich die Zahl der im nächsten Jahre Geborenen im Allgemeinen ebenso vorherbestimmen, wie das Verhältniß zwischen männlichen und weiblichen Geburten, zwischen legitimen und natürlichen Kindern. So kommt durchschnittlich in Preußen auf je 26 Bewohner alljährlich ein Zuwachs von Einem Neugeborenen; nach Poisson ist für ganz Frankreich das Verhältniß der weiblichen Geburten zu den männlichen, wie 15 zu 16; neuere Untersuchungen, welche einen Zeitraum von 35 Jahren umfassen, geben fast das nämliche Verhältniß, nämlich 16 zu 17. Das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten beträgt unabänderlich 1 zu 14.

Aus solchen Zahlenangaben ergibt sich, daß allenthalben und immer das Menschengeschlecht in jeder Beziehung unbeugsamen Naturgesetzen unterworfen ist, deren Herrschaft kein religiöser Cultus, kein Fasten und Beten auch nur momentan aufheben kann. Das Bild von der Entwickelung (ich sage nicht Schöpfung) der Welt, des All's, das in dem Vorher-

gehenden mit kurzen Zügen entworfen wurde, contrastirt wundersam mit dem Gemisch von Mythen, Sagen, Legenden und verschrobenen Anschauungen, woraus die Schöpfungs- und Erhaltungsgeschichte des jüdischen Volkes, wie der christlichen Theologen aller Zeiten zusammengesetzt ist; beide verhalten sich in der That zu einander wie Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Wahrheit und Dichtung.

Elftes Kapitel.

Ist es wahr, was gewisse Theologen behaupten, daß die Lehren der heutigen Naturwissenschaften von einer spätern Zeit zum Theil wieder umgestoßen und irrig befunden würden?

Den Forschungen und Einsprüchen der Wissenschaft gegenüber sind die hauptsächlichsten Lehren und Behauptungen der Theologen alter und neuer Zeit immer unhaltbarer geworden; es hat sich, wie wir zum Theil schon gesehen haben, herausgestellt, daß die religiösen Anschauungen in verschiedenen Punkten sogar eines eigentlich sittlichen Motivs entbehren, daß sie heutzutage wenigstens, dem Fortschritte des Menschengeschlechts einen durch keine annehmbaren Gründe zu beschönigenden Widerstand entgegensetzen. Dem gegenüber versuchen die Führer auf religiösem Gebiete die Beweisgründe der Wissenschaft dadurch zu verdächtigen, daß sie ungerechtfertigter Weise behaupten, die heutzutage als wahr und richtig angenommenen wissenschaftlichen Lehren würden in späterer Zeit sicherlich als unrichtig anerkannt, umgestoßen und die Sache der theologischen Lehre glänzend bewahrheitet werden.

Ich habe diese Art und Weise, sich zu vertheidigen, eine ungerechtfertigte genannt; es verbleibt mir daher, meine Behauptung zu beweisen, was nicht schwierig sein dürfte.

Man sagt, die Sätze und Lehren der modernen Wissenschaften würden mit der Zeit irrig befunden werden; allein diese Behauptung ist nur eine allgemeine, ganz unbestimmte Redensart, denn sie sagt in der That kein einziges Wort darüber, welche Sätze und welche Lehren, überhaupt was eigentlich von der Wissenschaft mit der Zeit als unhaltbar würde befunden werden. So lange dies nicht geschieht, hat die ganze Phrase überhaupt keinen Werth, wenn man nämlich noch geneigt sein wollte, einer Widerlegung Werth beizumessen, die durch sich selbst eingesteht, daß sie ihre Beweisgründe erst von der Zukunft zu erlangen hofft. Was würden die Theologen sagen, wenn die Wissenschaft ihre Lehren dadurch widerlegen wollte, daß sie auf die Zukunft verwiese, in der sie die Mittel zu eben jener Widerlegung in Händen haben werde, anstatt, wie bereits zum Theil im Vorhergehenden geschehen, Schritt vor Schritt die Behauptungen der Gottesgelehrten ad absurdum zu führen? Würden die Theologen nicht mit Recht sagen: „Seht, die Wissenschaft, welche so sehr gegen den absoluten Glauben, den wir nun einmal beanspruchen müssen, eingenommen ist, seht, auch sie kann nicht mit baarer Münze zahlen, sondern bedient sich derselben Vertröstungen auf die Zukünftigkeit, welche sie an uns selbst so bitter rügt!" Indeß, die Wissenschaft bleibt sich immer consequent und es sind bloß die Theologen, welche mit Gegenbeweisen antworten, die vermehrten, einsichtslosen Glauben verlangen, indem sie verkünden, die heutige Wissenschaft werde schon mit der Zeit wieder umkehren und das Irrthümliche ihrer Lehren einsehen.

Ich werde zeigen, daß diese Hoffnungen der Orthodoxie

durchaus grundlos sind, daß sie eben so viel Thörichtes in sich schließen, wie die Erwartung des Messias seitens der Juden, der Wiederkunft und des Begräbnisses Christi von Seiten der Mohamedaner oder des Weltgerichtes seitens der Christen.

Die heutige Wissenschaft, obgleich erst in unserm Jahrhundert zu solch' hoher Blüthe emporgeschossen, wie wir jetzt erblicken, wurzelt in der ganzen Vergangenheit des Menschengeschlechtes. Jahrtausende voll mühsamer Anstrengungen hat es gekostet, ehe die festen Fundamente gelegt waren, auf welchen der gewaltige Bau fortgeführt werden konnte. Noch sind kaum vier Jahrhunderte verflossen, seit jene Grundlagen errichtet wurden. Bis zu jener Zeit hatte man allerdings gearbeitet, aber man baute und mußte wieder niederreißen und fuhr in dieser Weise, ohne bedeutende Resultate zu erlangen, fort, selbst in der Blüthezeit der menschlichen Bildung, gerade weil die Grundlage noch nicht gegeben war. Die Astronomie der Alten und des Mittelalters war ein vollständiges Aggregat von ungenauen Beobachtungen und abenteuerlichen Hypothesen; sie wurde erst zur wahren Wissenschaft erhoben durch die Grundlagen, welche ihr Copernikus gab, als er die Sonne in die Mitte als Weltleuchte, wie auf einen königlichen Thron setzte. Auf diesen Fundamenten hat die Nachwelt fortgebaut, Keppler entdeckte die Gesetze, nach welchen sich die Erde und alle Planeten um die Sonne bewegen, und Newton zeigte das allgemeine Weltgesetz, von welchem Keppler's Gesetze Ausflüsse sind. Wer wollte heute behaupten, daß einst die Wissenschaften diese Grundlagen umstürzen und auf andere Principien basirt einen andern Weg einschlagen werden? Solches kann offenbar nur Der, welcher nicht weiß, daß jeder neue Tag eine neue Bestätigung der ewigen Grundwahrheiten der Astronomie bringt.

Glaubt man, daß die Physik, welche beweist, daß das elektrische Feuer aus den Wolken sich blindlings auf jeden Gegenstand stürzt, der in seinem Wege liegt, mag derselbe nun ein Tempel Jehova's oder eine Hütte des ärmsten Sklaven sein, glaubt man, daß diese einst umkehren und behaupten wird, der Donner verschone die Tempel der Götter? Wähnt man, es könne einst ein Tag anbrechen, an welchem die Geologie von ihrer Lehre, daß die Erde sich innerhalb eines Zeitraumes von Myriaden Jahren zu ihrer heutigen Gestalt entwickelt habe, zurückkäme und die Ansicht der Theologen adoptiren werde? Hofft man ernstlich, die Chemie werde mit der Zeit den Satz aufstellen: „Die Kraft ist dem Stoff eingeblasen"; und die Physiologie werde zu der Einsicht gelangen, hohe geistige Fähigkeiten seien denkbar ohne vorzügliche Entwickelung des Gehirns?*) Oder ist man etwa der Ansicht, die Zoo-

*) Die Zeitschrift „Natur und Offenbarung, Organ zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben" behauptet in einem ihrer durchgängig sehr philosophischen aber wenig naturwissenschaftlichen Artikel (Bd. XI. S. 477) freilich, die Wissenschaft sei durch ihre eigenen Forschungen überwiesen, daß die hohen, geistigen Fähigkeiten durchaus nicht an eine gewisse Gehirnentwickelung gebunden seien. „In Hinsicht der körperlichen Gestaltung", heißt es dort, „ist zwischen dem Gorilla und dem Menschen die größte (sic!) Uebereinstimmung vorhanden, und doch finden wir, was das geistige Leben betrifft, zwischen beiden die größte Verschiedenheit, die kein vernünftiger Mensch läugnen kann: folglich hat das geistige Leben des Menschen mit der körperlichen Gestaltung, namentlich mit der Form seines Gehirns in seinem letzten Grunde Nichts zu thun, weil sonst nicht einzusehen wäre, weshalb bei dem Affen nicht ebenfalls solch' geistiges Leben sich finden sollte. Folglich müssen wir im Menschen etwas annehmen, was im Gorilla nicht vorhanden ist, und da das Körperliche die größte Uebereinstimmung zeigt, so muß das, was den Menschen zu dem macht, was er ist, geistiger Art sein. Uns treibt so gerade das, was die neueste Naturwissenschaft hinsichtlich der gleichen Gehirnbildung bei den Affen und Menschen entdeckt hat, zu der Ueberzeugung, daß der Mensch eine lebende Seele sei, die nicht aus dem bloß Physischen stamme." Sapienti sat!

logen würden schließlich auf die Pärchen „aller" Thiere zurückgreifen, die Noah in seine Arche genommen? Wer solche Hoffnungen in der That hegt, der versteht freilich Nichts von der Art und Weise wissenschaftlicher Forschung, der hat in der That keinen, auch nur einigermaßen klaren Begriff von dem innigen Zusammenhange aller Theile der Wissenschaft, der weiß naturgemäß nicht, was man unter einem wissenschaftlichen Beweise versteht.

Freilich die Wissenschaft bleibt nicht stationär auf einem Punkte stehen, sie ist nicht zum ewigen Stillstande verdammt, wie die geoffenbarte Religion; manche Ansichten und Behauptungen, welche heute ein gewisses Ansehen genießen, manche Theorien, die Jahre lang eine unbestrittene Herrschaft ausüben, werden mit der Zeit gestürzt; aber das ganze Gebäude der Wissenschaft erleidet hierdurch keine Erschütterung, und was bleiben demnach den Theologen für Hoffnungen von der zukünftigen Entfaltung der menschlichen Forschungen, wenn die ganze Wissenschaft wider sie ist? Mit den Lehren der Theologie sind keineswegs vereinzelte Beobachtungen oder naturwissenschaftliche Entdeckungen in unvereinbarem Widerspruche: nein, die Grundanschauungen der einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen widerstreiten den Dogmen der Theologie. Die ganze Astronomie spricht gegen die Jehova- und Christuslehre wie gegen den Budhaismus und Islam, die ganze Geologie nicht minder, und zu ihnen haben sich in neuerer Zeit die wissenschaftliche Zoologie und Anthropologie gesellt, Kinder des neunzehnten Jahrhunderts. Welche Hülfe die Orthodoxie von der Physiologie zu erwarten habe, hat längst der, deshalb als Ketzer verschrieene Moleschott nachgewiesen; selbst Geschichte und Linguistik stellen ihr Contingent gegen den gemeinsamen Feind. Die Philosophie ihrerseits hat längst ihr Ur-

theil gesprochen und selbst der berühmte **Pascal** sagt in seinen Pensées offen und ehrlich, daß, falls es einen Gott gibt, derselbe in keinem Verhältnisse zu uns steht und wir nicht wissen, was er ist und ob er ist. Hiermit ist freilich der sogenannte kosmologische und physikotheologische Beweis der Theologie für das Dasein Gottes auf Nichts reducirt und es bleibt dem Deismus nichts anderes übrig als die ontologische Beweisführung, die aber nicht für ein reales, sondern nur für ein imaginäres Gebiet gültig ist, wie schon **Kant** bewiesen hat.

Zwölftes Kapitel.

Wird dereinst, wie die Bibel lehrt, ein jüngster Tag anbrechen und die Welt untergehen?

Diese Frage hat in den Augen sehr Vieler eine schreckhafte Wichtigkeit. Die Drohung eines dereinstigen allgemeinen Weltunterganges ist seit jeher das Gespenst gewesen, mit dem man der „sündigen" Menschheit einen heilsamen Schrecken einzujagen wußte. Furcht und Angst sind allenthalben die Triebfedern gewesen, durch welche die Menge für theologische Anschauungen gewonnen wurde. Nicht in Indien allein sind die populärsten Götter diejenigen, mit denen am innigsten die Vorstellungen des Schreckens verknüpft sind.*)

*) So ist, bemerkt Buckle (l. c. S. 120) der Schiwadienst verbreiteter als irgend ein anderer und so alt scheint er zu sein, daß wir Ursache haben, anzunehmen, daß ihn die Brahminen von den Urbewohnern Indiens entlehnt haben. Jedenfalls ist er sehr alt und bildet mit Brahma und Wischnu die berühmte indische Dreieinigkeit. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, daß sich mit diesem Gotte Schreckbilder verbinden, wie sie nur eine tropische Phantasie ausbrüten konnte. Schiwa oder Siwa wird von dem indischen Gemüthe vorgestellt als ein scheußliches Wesen, von Schlangen umgürtet, mit einem Menschenschädel in

Die zuversichtlichen Behauptungen, mit welchen die ersten Lehrer des Christenthums schon damals den baldigen „Untergang“ des ganzen Weltalls und ein allgemeines Gericht verkündeten, hat sehr viel zur Ausbreitung der katholischen Kirche beigetragen, denn das Menschengeschlecht ist allzeit zum Aberglauben geneigt gewesen. Man muß aber nicht glauben, daß der gebildete Theil der römischen und griechischen Welt solchen Anschauungen Beifall geschenkt habe, nur die ungebildeten Klassen begeisterten sich dafür. „Sie machens“, sagte der Philosoph Celsus 178 Jahre n. Chr., „mit ihren Einschüchterungen der Menschen wie Diejenigen, welche in den Bacchos-Mysterien Gespenster und Schreckbilder voreinführen. Indem sie von Sintfluth oder von Weltbrand reden, sagen sie nichts Auffallendes oder Neues, sondern es ist ihnen auch dieses unter Mißverständnissen der Erzählungen darüber bei Hellenen oder Barbaren eingefallen, weil ja in langen Zeit-

---

der Hand und mit einem Halsbande von Menschenknochen. Er hat drei Augen, sein wildes Gemüth drückt sich darin aus, daß er sich in ein Tigerfell hüllt; so irrt er wie ein Rasender umher und über seine linke Schulter erhebt die tödtliche Cobra di Capella ihr Haupt. Diese Mißgeburt einer mit Schrecken erfüllten Phantasie hat eine Gattin Doorga, die bisweilen Kali heißt und manchmal noch andere Namen führt. Ihr Körper ist dunkelblau und ihre flache Hand roth, um ihren unersättlichen Blutdurst anzuzeigen. Sie hat vier Arme und führt in einem den Schädel eines Riesen. Die Zunge hängt ihr aus dem Munde, ihren Gürtel umschlingen die Hände ihrer Opfer und ihr Hals ist mit Menschenköpfen geziert, die an einem entsetzlichen Halsbande aufgereiht sind. Aus dem Cultus der Kali entsprang in Indien auch der furchtbare Mörderverband der Thags; diese galten als specielle Abgesandte jenes schauderhaften Phantoms. Als Kali einst im Kampfe ihrem Feinde das Haupt abschlug, entsprangen aus den herabströmenden Blutstropfen neue Gegner der Götter; daher gebot sie ihren Gesandten, die Ungläubigen auszurotten ohne dabei Blut zu vergießen. Die Mörder würgten und erhenkten deshalb ihre unglücklichen Opfer und verfuhren dabei mit der raffinirtesten Schlauheit.

cyklen, unter Wiederkünften und Zusammenkünften von Gestirnen Brände und Ueberschwemmungen sich ereignen und weil nach der letzten Ueberschwemmung unter Deukalion der Kreislauf gemäß dem Wechsel aller Dinge eine Verbrennung begehrt; dieses hat gemacht, daß sie in irrender Meinung sagen, Gott werde herabkommen, als Strafe des Peinigers Feuer bringend; während in Wahrheit die Welt unzerstörlich ist und nur die Dinge auf der Erde Ueberschwemmungen und Brände leiden und nicht Alles mit diesen dem Untergang verfällt." In Phönicien und Palästina kursirten in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zahlreiche Prophezeiungen und Weissagungen des in Aussicht stehenden Weltunterganges. Celsus schildert das gewöhnliche Gebahren derselben, nach Origenes in folgender Weise*): „Viele und zwar Namenlose nehmen auf's leichteste aus ganz zufälliger Ursache in Heiligthümern und außerhalb derselben, zum Theil auch als Bettler herumziehend und Städte oder Kriegslager besuchend, Bewegungen an, scheinbar wie Weissager. Jedem aber ist's zur Hand und üblich zu sagen: Ich bin Gott oder Gottessohn oder göttlicher Geist. Ich bin aber gekommen, denn schon geht die Welt zu Grund und ihr, o Menschen, fahret wegen der Ungerechtigkeiten dahin. Ich aber will retten, und ihr werdet mich sehen von Neuem, mit himmlischer Macht wiederkommend. Selig, wer mich jetzt verehrt, den Anderen aber allen werde ich ewiges Feuer auferlegen, sowohl Städten als Ländern. Und Menschen, welche ihre Strafen nicht kennen, werden dereinst vergeblich andern Sinns werden und seufzen; die aber, welche mir gefolgt, werde ich ewig bewahren. Nachdem sie diese weitläufigen Drohungen ausgestoßen, fügen sie

*) a. a. O. S. 105.

der Reihe nach unverständliche, halbverrückte und ganz unklare Worte bei, deren Verständniß kein Verständiger finden möchte, denn es ist undeutlich und nichts; jedem Unsinnigen aber oder Betrüger gibt es in jeder Hinsicht Anlaß, wohin er das Gesagte zu seinem Vortheil wenden will. Diese angeblichen Propheten, welche ich selbst gehört, haben, wenn ich sie überführte, mir bekannt, wessen sie bedurften und daß sie ihre Worte erdichtet haben von einem zum andern."

Später wandte man verschiedene, fieberhaft-grausige Bilder der Offenbarung Johannis auf die letzten Tage der Welt an; als man nicht mehr das unmittelbare Bevorstehen des Erdunterganges zu predigen wagte, gefiel man sich desto mehr darin, wenigstens Schilderungen der Art und Weise, wie sich jener Untergang ankündigen würde, zu entwerfen. Selbst Jesus hat ein Bild davon gegeben, obgleich er freilich noch der zu seiner Zeit vielfach verbreiteten Ansicht war, der Untergang der Welt stehe nahe bevor. Bei Matthäus 24, 29 bis 31 heißt es: „Bald aber nach der Trübsal derselben Zeit (nämlich nach der Zerstörung Jerusalems) werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes im Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zu dem andern." Seitdem sind mehr als achtzehn Jahrhunderte über den Erdball hinweggezogen, ununterbrochen sind Saat und Ernte auf einander gefolgt, ununterbrochen haben Sonne und Mond geleuchtet und die

Sterne sind einhergewandelt in ihren alten Bahnen; die Prophezeiung harrt heute noch ihrer Erfüllung. Aber trotz der inneren Widersprüche, welche sie enthält, predigt noch heute der Theologe mit unverhüllter Stirne von dem Auferstehen alles Fleisches und von dem allgemeinen Gerichte, noch heute bringt er im Angesichte des neunzehnten Jahrhunderts eine Lehre vor, die schon das Gespötte der Bewohner Griechenlands auf sich gezogen.*)

---

*) Im Octavius des Minutius Felix, wird spottend der Anschauungen der damaligen Christen gedacht. Dort heißt es: „Vollends drohen sie der ganzen Erde und der Welt selbst mit ihren Gestirnen Brand und Ruin, als könnte die ewige Ordnung der auf göttliches Gesetz gegründeten Natur je in Verwirrung kommen, oder im Bruch des Bundes aller Elemente und in der Zertrennung der göttlichen Fügung jene Weltmasse, in der sie enthalten und eingeschlossen ist, im Fundamente zusammenstürzen. Und mit dieser wüthenden Meinung sind sie nicht zufrieden, sie bauen und binden Weiberfabeln noch dazu. Sie stehen wieder auf, sagen sie, nach Tod und Staub und Asche und in unbegreiflicher Zuversicht glauben sie sich untereinander ihre Lügen. Man sollte meinen, sie seien bereits wieder aufgelebt. Doppeltes Uebel, zweifacher Unsinn, Himmel und Sternen, die wir so verlassen, wie wir sie angetreten, Untergang zu verkünden, sich aber, den Todten und Gestorbenen, die wir sterben, wie wir geboren werden, Ewigkeit zu versprechen. Daher offenbar verwünschen sie die Scheiterhaufen, sie verdammen das Begräbniß der Verbrennung. Als müßte nicht jeder Leib, auch wenn er den Flammen entzogen wird, doch durch Jahre und Alter sich wieder zur Erde auflösen, als wäre es nicht gleichgültig, ob man von den Thieren zerrissen, von den Meeren verschlungen, vom Erdboden zugedeckt oder von der Flamme vernichtet wird; in allen Fällen den Leichnamen zur Pein, wenn sie Gefühl haben, eine gute Medizin aber durch die Schnelligkeit der Vernichtung, wenn sie kein Gefühl haben. In diesem Irrthum versprechen sie sich, als den Guten, ein seliges, ewiges Leben nach dem Tod, den Andern aber als den Gottlosen ewige Strafe.

Da ist nicht der Mühe werth zu zeigen und es ist schon gezeigt, daß sie selbst vielmehr die Gottlosen sind. Und wären sie selbst gerecht, so ist Schuld und Unschuld selbst nach christlicher Ansicht Sache des Fatums. Denn wie Andere sagen, sie handeln nach dem Willen des

Freilich, dem heitern Sohne des klassischen Hellas konnte nur sein Gemüth Zweifel erregen an der Doctrin der jüdischen Religionsstifter; heute läßt sich die ganze Weltgerichtstheorie mit wissenschaftlichen Gründen bekämpfen. Es wurde bereits erwähnt, daß der Ausspruch Jesu über das „Ende" der Welt, der für die Orthodoxie die Hauptbeweisstelle bildet, Widersprüche und innere Unwahrscheinlichkeiten enthält. Zuerst wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Gericht und der Weltuntergang bald nach der Zerstörung Jerusalems eintreten werde. Hätte Jesus genau vorausgewußt, wann und wie bald die Stadt David's mit stürmender Hand von den Römern genommen werde, so würde er sich gewiß gehütet haben, einen Ausspruch zu thun, der vor dem Forum der wissenschaftlichen Kritik seiner behaupteten Unfehlbarkeit einen

---

Schicksals, so saget Ihr: nach dem Willen Gottes, und zu eurer Secte kommt man nicht freiwillig, sondern als Erwählter; somit wäre euer Gott ein ungerechter Richter, wenn er an den Menschen das Loos strafte, nicht den Willen. Uebrigens möchte ich doch genauer fragen: steht man mit Körper auf oder ohne Körper? und mit welchem Körper? mit altem, mit neuem? Ohne Körper? Aber, soviel ich weiß, ist dies weder Verstand, noch Seele, noch Leben. Mit diesem Körper? Aber der ist schon vorher zergangen. Mit anderem Körper? Also wird ein neuer Mensch geboren, nicht jener alte wird reparirt. Und doch ist so eine lange Zeit hingegangen, zahllose Jahrhunderte sind verflossen, ohne daß auch nur Einer und irgend einer von der Unterwelt zurückkam, es sei mit dem Protesilausloose der Erlaubniß eines Verkehrs etlicher Stunden, es sei, damit wir dem Exempel glauben lernten. Alles das sind Fictionen kranker Meinung, einfältige Tröstungen, von trügerischen Dichtern in süßem Lied den Leuten vorgespielt und nun von Euch als den allzusehr Leichtgläubigen schmählich auf euren Gott reformirt. Nicht einmal aus der Gegenwart nehmet ihr eine Probe an, wie sehr euch die leeren Wünsche ungiltiger Versprechung betrügen; was nach dem Tod bevorsteht, Elende, erwäget es, so lange ihr noch lebet. Siehe, der größte Theil von euch und der beste, wie ihr saget, ist arm und friert, leidet an Gut, Geld, Hunger, und Gott leidet's, er thut, als wüßte er's nicht; er will nicht oder er kann nicht seinen eignen

bedeutenden Stoß versetzt. Hätte Jesus ferner nur die geringste Ahnung von der zukünftigen Entwickelung der physikalischen Wissenschaften besessen, so würde er nicht auf die Idee gerathen sein, beim Weltuntergange die Sterne auf die Erde herabstürzen zu lassen, etwa wie beim Einsturze eines Hauses Decken und Mauern auf den Fußboden herabfallen. Jesus war wie das ganze Alterthum der irrthümlichen Meinung, unsere enge kleine Erde sei der Mittelpunkt, das Centrum und der递Haupttheil der ganzen Welt; er glaubte wie Moses und die Propheten, daß die Sterne, welche nächtlich über unserm Haupte einherziehen, nur der Erde wegen vorhanden seien, daß sie nicht sehr hoch über deren Oberfläche an einer Sphäre befestigt wären und das Loslösen ihrer Banden, oder das Zusammenbrechen jener Sphäre den Herabsturz der nächtlichen

Leuten helfen, so unkräftig ist er, oder so unbillig. Du Mensch, der du von nachgeborner Unsterblichkeit träumst, wenn die Gefahr dich schüttelt oder Fieber dich brennen, wenn ein Schmerz dich zerreißt, fühlst du denn noch nicht deine Lage, erkennst noch nicht deine Gebrechlichkeit? Wider Willen wirst du Elender der Schwäche überführt und gestehst sie nicht. Aber ich schweige vom Gewöhnlichen: siehe, da sind für euch Drohungen, die Todesstrafen, die Foltern und die Kreuze jetzt nicht mehr zum Anbeten, sondern zum Besteigen; auch Feuerbrände, welche ihr voraussaget und fürchtet: wo ist jener Gott, der den Wiederauflebenden beistehen kann, den Lebenden nicht. Regieren die Römer nicht ohne euren Gott, genießen den ganzen Erdkreis und sind Herren über euch? Ihr aber seid einstweilen in ängstlicher Erwartung und Bekümmerniß und enthaltet euch ehrbarer Freuden, sehet keine Schauspiele, wohnet nicht Aufzügen bei, fehlet bei öffentlichen Gastmahlen; gegen heilige Wettkämpfe, gegen Speisen und Getränke, deren Anbruch den Altären gespendet und gegossen, habet ihr Abscheu. So fürchtet ihr die Götter, die ihr leugnet. Nicht mit Blumen bekränzet ihr das Haupt, ihr ehret den Leib nicht mit Wohlgerüchen, Salben behaltet ihr den Leichen vor, die Kränze verweigert ihr auch den Gräbern, bleiche, zitternde Menschen, des Mitleids würdig, aber des Mitleids unserer Götter. So stehet ihr Elenden weder auf, noch lebet ihr einstweilen." Keim, Celsus Wahres Wort. S. 165.

Himmelslichter bewirken werde. Wie ganz anders würde seine Prophezeiung lauten, wenn der Stifter der christlichen Religion gewußt hätte, daß die Erde nicht der Weltmittelpunkt, sondern nur ein kleiner Planet ist, der mit seinem Monde, ähnlich wie eine große Anzahl anderer Planeten, sich um die Sonne schwingt; daß die Sonne 1,400,000 mal unsern Erdkörper an Cubikinhalt übertrifft, daß sie gleich den Millionen nächtlich am Himmel glänzender Fixsterne ein unermeßlicher Feuerocean ist, der sich um sich selbst wälzt und, alle Planeten mit sich fortreißend, in gewaltiger Bahn durch den unendlichen Weltraum seines Weges zieht!

Das Nichteintreffen des Weltunterganges kurze Zeit nach der Zerstörung Jerusalems scheint schon in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gerechtes Aufsehen gemacht zu haben. Indeß diente die Offenbarung Johannis als Beruhigungsmittel, denn es war in derselben allzu deutlich angegeben, daß der Weltuntergang und der Sieg der Gerechten vielmehr nach dem Falle Roms, des neuen Babylons, eintreten werde. Zwischen Jesu Prophezeiung und der — übrigens nicht in Erfüllung gegangenen und im Allgemeinen ganz unverständlichen — Apokalypse herrscht also jedenfalls Widerspruch; derselbe wurde indeß nicht beachtet, weil die Behauptung richtig ist, daß nur Derjenige Widersprüche findet, der darnach sucht. Wie dem aber auch sein möge, so viel steht jedenfalls fest, daß die Prophezeiungen über das baldige Ende der Welt und die Auferstehung und das Gericht aller Menschen bis heute nicht in Erfüllung gegangen sind. Wir wollen nun zusehen, welche Chancen dafür sind, daß dieselben in Zukunft in Erfüllung gehen werden.

Wir haben bereits gesehen, daß die Ansichten der alten Propheten und Religionsstifter über den Bau der Welt falsch

sind und falsch sein mußten, weil jene Leute in dieser Beziehung nicht über dem Standpunkte ihrer Zeit und ihrer Zeitgenossen stehen konnten. Wenn aber in der That die Welt „vergehen" soll, so muß die wirkliche Welt vergehen, wie sie natürlich besteht und nicht wie sie von den alten Unglücks-propheten als bestehend gedacht wurde. Die Sterne können dabei also keinesfalls auf die Erde niederstürzen, denn die Sterne sind Weltkörper, weit größer als unsere Erde, und sie stehen in Entfernungen, in welchen sich das Dasein unseres alten Planeten durch Nichts, durch gar Nichts verräth. Sie werden daher auch unter keiner Bedingung auf die Erde herabfallen, denn die Kraft der Erde, welche den Stein niederzieht und welche alle irdischen Körper zum Fallen zwingt, reicht nicht bis in jene Regionen, wo die Sonnen wandeln, welche das Band des Orion bilden, oder den Himmelswagen, der ewig den Pol umkreist.

Ein Untergang der Erde würde in Beziehung auf das Universum, auf die Welt, ein ganz unbedeutendes lokales Phänomen sein und die Existenz des Fixsternhimmels nicht im geringsten erschüttern oder bedrohen. Auch würde die Sonne, sobald die Erde urplötzlich verschwände, keineswegs ihren Schein verlieren, ebenso wenig wie der Erdkörper zu Grunde ginge, wenn sich die Sonne verfinsterte.

Die Bibel hat das Eigenthümliche, überall da, wo sich bei ihren Behauptungen mehrere Wege öffnen, gerade denjenigen einzuschlagen, der am weitesten von der Wahrheit wegführt. Hätte sie behauptet, das Menschengeschlecht würde als solches dereinst „vergehen", so hätte sie wenigstens eine Möglichkeit auf ihrer Seite; statt dessen wird die Sache auf den Kopf gestellt und das in Staub verwandelte Menschengeschlecht soll wieder erstehen und mit Leib und Seele ewig

bleiben, während der Stoff der ewigen Mutter Erde in Nichts verschwinden soll und alle übrigen Weltkörper mit ihm!

Wäre die Bibel heute verfaßt worden, so müßte man beim Durchlesen derselben unwillkürlich zu der Vermuthung geleitet werden, daß ihr Autor mit den Fortschritten der Wissenschaft gar wohl bekannt gewesen sei, aber aus eigenthümlicher Laune allenthalben das gerade Gegentheil von demjenigen behauptet habe, was die Forschungen der Wissenschaft als wahr und gewiß erwiesen haben. —

Wir haben bereits früher gesehen, wie unser ganzes Planetensystem Laplace's Theorie zu Folge, eigentlich aus der Sonne entstanden ist und gewissermaßen in dieser seine Mutter zu erblicken hat. Die neuesten Forschungen haben die Wahrscheinlichkeit gezeigt, daß, gleichwie alles Lebendige auf Erden nach vollbrachtem Laufe dereinst wieder in den Schooß der Mutter Erde zurückkehrt, so auch die einzelnen Planeten, wenngleich erst nach **unermeßlichen** Zeiträumen, mit der Sonne sich wieder vereinigen werden. Sobald also unsere Erde auf die Sonne stürzte, wäre ihr Ende, ihr Untergang als selbstständiger Weltkörper, faktisch da, wenngleich der Stoff, aus welchem sie besteht, niemals zu Grunde gehen kann, sondern nur andere Verbindungen eingeht, andere Formen und Gestalten annimmt. Aber dieser Untergang würde so wenig mit einer allgemeinen Auferstehung des Fleisches verbunden sein, daß selbst diejenigen organischen Wesen, welche dann existirten, sammt und sonders zu Grunde gingen! Eine wahrscheinliche Wiedervereinigung der Erde mit der Sonne, ein wahrscheinliches Herabstürzen unseres Planeten auf den glühenden Centralkörper steht daher nicht im geringsten Zusammenhange mit den jüdisch-christlichen Lehren von dem „Untergange" der Welt; ein solcher „jüngster Tag", eine solche Ver-

nichtungskatastrophe ist durchaus nicht und in keiner Weise identisch mit dem Weltende, von dem die Bibel spricht. Denn erstlich liegt jene, wenn sie denn für unsere Erde eintreten soll, so weit hinter der Gegenwart, daß man zuversichtlich behaupten darf, es könne das Menschengeschlecht bis zu jenem Tage tausend Mal sich zur höchsten Stufe intellectueller Entwickelung emporheben und wieder hinabsinken in die düstere Nacht allgemeiner Barbarei, in welcher alle Kunde der Vergangenheit verhallt, alle Denkmale der Kunst, Literatur und Industrie aus dem Andenken verschwinden. Andererseits wird auch eine solche Katastrophe (immer angenommen, daß sie überhaupt eintritt) niemals gleich dem Dieb in der Nacht über die Erde hereinbrechen. Vorher müßte der, der Sonne näher stehende Planet Merkur sich auf das leuchtende Centralgestirn stürzen und hierdurch zugleich dem beobachtenden Erdenbewohner zuerst mit unwiderlegbarer Gewißheit auch sein Schicksal verkündigen. Allein selbst eine Andeutung über eine spätere derartige Katastrophe fehlt in der Bewegung des Merkur noch gänzlich, der Planet steht noch in denselben mittlern Abstande von der Sonne wie in früheren Jahrhunderten. Doch selbst angenommen, daß nach Millionen von Jahren, also erst zu einer Zeit, worüber wir völlig beruhigt sein können, jener Planet endlich auf die Sonne stürzte, so würde doch noch ein unberechenbar längerer Zeitraum vergehen, ehe die Erde das gleiche Schicksal träfe. Unser Planet würde sich während dieser Periode allmählig und ununterbrochen der Sonne nähern und hiermit das organische Leben ohne allen Zweifel ebenfalls gewisse Modificationen und Abänderungen erleiden, und es ist sogar unzweifelhaft, daß in dem betrachteten Falle sämmtliche Organismen nach und nach aussterben würden und der Erdball nur als alles Lebens beraubter Ball

in die glühende Sonnenmasse herabstürzte. Hier erblicken wir nicht minder das Walten bestimmter und unwandelbarer Naturgesetze, wie in dem Keimen des Mooses am Felsabhange, wie in den Sturm- und Springfluthen an den Ufern des Meeres. Von biblischen Ueberschwenglichkeiten kann zur Zeit einer solchen Katastrophe keine Rede sein, das Meer giebt alsdann weder seine Todten zurück, noch werden diese gerichtet nach der Schrift und ihren Werken, auch erscheinen weder Engel mit Posaunen, noch ein neues Jerusalem, weil bei einem Herabsturze des ganzen Erdballs auf das glühende Sonnenmeer das neue Jerusalem ebenso gut mitgerissen würde wie die Stätte des alten. Gegenüber der Wirklichkeit der allmächtigen Natur erscheinen selbst die wildesten Phantasiegebilde überspannter Schwärmer als kleinliche, dürre, unfruchtbare Copieen.

Bereits mehrfach habe ich erwähnt, daß die allgemeine Auferstehung des Fleisches ein Unding ist, eine Hoffnung, welche sich nicht verwirklichen wird. Als solche mag sie ein trostbedürftiges Gemüth immerhin gelten lassen; sie wird sich aber thatsächlich ebenso wenig realisiren, wie die Hoffnungen der römischen Hierarchie die Lehren des Copernikus und Galilei zu ersticken, sich realisirt haben.*)

Einer der hauptsächlichsten Einwürfe, welche man gegen die Lehre von der Auferstehung beibringen kann, ist diejenige Thatsache im Processe des thierischen (und menschlichen) Lebens, welche man in der Physiologie als „Stoffwechsel" bezeichnet. Der animalische Körper verändert sich ununterbrochen, jeder Athemzug, jede Bewegung ist von einem Stoffverbrauche

*) Die römische Hierarchie hat sich von vorneherein nicht darüber getäuscht, daß die Anschauungen der modernen Astronomie von heliocentrischem Standpunkte aus die geocentrischen Ansichten der Bibel verdrängen würden, daher der Haß gegen Copernikus und Galilei.

begleitet, welcher durch Speise und Trank wieder ersetzt werden muß, wenn kein abnormes Hinsiechen und schließlich der Tod erfolgen soll.*) Nach einer gewissen Zeit ist jeder Mensch, der noch nicht ausgewachsene sowohl wie der völlig entwickelte, absolut in Hinsicht auf seinen Körper ein anderer. Und wenn schließlich das Leben entflohen ist, wenn die einzelnen Stoffe, aus denen der Körper besteht, den chemischen Verwandtschaften folgend, andere Verbindungen eingehen und neues Leben über frischen Gräbern wuchert, so ist auch dieses nur ein weiteres Glied in der endlosen Kette organischer Verbindungen; der Stoffwechsel ist ewig wie die Materie. Gerade das Gegentheil von der Lehre der Aegypter und des Buddhaismus, nämlich von der Seelenwanderung, findet in Wirklichkeit statt; in der Natur rings um uns her existirt eine ununterbrochene Stoff- und Körper-Wanderung. Den tiefbedeutsamen Ausspruch des Dichters:

> Der große Cäsar, Staub und Lehm geworden,
> Verklebt vielleicht ein Loch jetzt vor dem rauhen Norden,

kann, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus der Forscher nur unterschreiben. Ueber das Wesen der Seele aber sagt

---

*) Aus diesem Grunde ist auch die vielfach behauptete Erscheinung, daß Menschen längere Zeit, selbst Jahre lang, ohne Speise und Trank gelebt und dennoch ihre Kräfte behalten hätten, eine Fabel und von allen Aerzten als solche erklärt worden. Meist sind es Frauenzimmer, die sich in dieser Weise als Wunder anstaunen lassen und von den Gläubigen als heilige und unschuldvolle Wesen verehrt werden, in Wirklichkeit indeß die raffinirtesten Betrügerinnen sind. Die unrichtige Stellung, in welche Tausende bedauernswerther Wesen durch (meist gezwungenen oder unbedachten) Eintritt in Klöster gerathen, hat zu allen Zeiten viel dazu beigetragen, Geschichten von wunderthätigen Jungfrauen, die ohne irdische Speise lebten und die Wundmale Christi an ihrem Leibe eingedrückt zeigten, in Umlauf zu setzen. Wissenschaftlich hat sich noch keine einzige derselben bestätigt.

bis jetzt die Wissenschaft nichts; noch hat hier der Gottesgelehrte ein freies Plätzchen für sich, auf dem er seine Ideen in Bewegung setzen kann, wo er den menschlichen Geist, der einst seinen Körper finden soll und das Thier, dem eine Seele doch auch nicht abzusprechen ist, in der All-Seele seines Gottes aufgehen lassen darf. Das ewige Leben ist ein nebelhaftes Gebilde, von dem wir, unserer ganzen Vernunftanlage nach, nie etwas wissen können und über welches eine beglaubigte Offenbarung nicht existirt. Wer in dem Glauben an ein künftiges Dasein nach dem Tode sich glücklich fühlt, mag dabei verharren; aber er wird bei schärferm Nachdenken finden, daß eine zukünftige Ewigkeit eine vergangene bereits voraussetzt oder daß der Faden des Endlosen eben nach beiden Seiten hin endlos ist. Damit ist er dann bei der Seelenwanderung angelangt, der ältesten Hypothese, auf die der menschliche Verstand verfiel und bei der auch ein Lessing sich beruhigte. — Aber der Tod selbst! — Nur darum erscheint er so furchtbar, weil man nicht den Muth hat, ihm ruhig in's Angesicht zu sehen, wie oder was er ist, weil der Mensch ergriffen von den Phantasiebildern der Furcht, einen Popanz aus ihm gemacht hat. Ehe er uns erreichen kann, nähern wir uns ihm allmählig, indem unser Leben durch Alter oder Krankheit seinen lebenskräftigen Inhalt verliert, so daß im Augenblicke des Todes die Parze nur einen sehr dünnen Lebensfaden zu zerschneiden findet. Ohnedies kann der Uebergang zu demselben ebenso wenig wie der zum Schlaf, uns zum Bewußtsein gelangen, „denn wo Ich bin, ist der Tod nicht, und wo der Tod ist, bin Ich nicht.“ Was wir bei jenem Uebergange wirklich empfinden, kann nichts Anderes sein, als die Empfindung einer Lebenshem-

mung — etwas, was wir im wirklichen Leben sehr oft ertragen haben. *)

Es ist ein unläugbares Factum und durch die übereinstimmenden Beobachtungen vieler und berühmter Aerzte seit lange konstatirt, daß im Allgemeinen mit der Annäherung an den Tod die Lust zum Leben schwindet, und es gibt nur sehr wenig Menschen die, im eigentlichen Sinne des Wortes, ungern sterben, sobald sie nur mehr eine kurze Spanne Zeit von dem Tode trennt. Die Lust zu leben, in letzter Instanz abhängig von der Lebenskraft, steigt und sinkt mit dieser und letztere schließt sich identisch den Gesammtwirkungen des ganzen Organismus an. Sobald die Thätigkeit dieser einzelnen Kräfte nachläßt, schwindet die Lust, das Interesse an allem Umgebenden, es tritt Apathie, Lebensüberdruß ein. Das beweisen unter einer großen Anzahl von Fällen die Erfahrungen, welche Bergsteiger in den Schneeregionen und die Nordpolfahrer, besonders Franklin und Kane, in den hohen mitternächtlichen Breiten gemacht haben. Heimath und Mond, sagte einer der Genossen Franklin's, hatten genau das gleiche Interesse für uns; wir waren geistig und körperlich durch Kälte, Hunger und Anstrengungen so vollständig erschöpft, daß sich unser ganzes Interesse auf das Feuer concentrirte. Meine größte Traurigkeit bestand in der Mühe, sobald die Reihe an mich kam, aufzustehen und der Flamme frisches Holz zuzutragen, um das Feuer zu unterhalten. Wir wußten, daß unsere ganze Lebenshoffnung von der Unterhaltung des Feuers abhing; obgleich dies fast eine aufgegebene Hoffnung war, so umfaßte sie doch

*) Das Evangelium der Wahrheit und Freiheit. Vorwort pag. XI u. ff.

immer eine Möglichkeit, nichtsdestoweniger drängte der Schmerz des Aufstehens und des Holztragens alle anderen Erwägungen zurück.

Die schrecklichen Todeskämpfe, mit denen das Christenthum die Menschen geängstigt und die ihm zu Folge zum großen Theile von übernatürlichen, boshaften Geistern, den Verderbern des Menschengeschlechtes, den Teufeln, herrühren sollen, existiren durchaus nicht in dieser Weise. Nur die eigene Furcht gegenüber den Drohungen zukünftiger Qualen ist es, welche so oft die Umstehenden bei dem Lager eines Sterbenden zu den unsinnigsten und abscheulichsten Dingen treibt und sie, statt in möglichster Ruhe das langsame Verlöschen des Lebens abzuwarten, den Sterbenden durch Kerzen, geweihte Wasser, Kreuzesbilder und maschinenmäßiges Beten belästigen läßt. Das Versprechen des Himmels ist eine Lockspeise für die thierischen Fähigkeiten und die Drohungen der Hölle sind ein Schreckniß für die selbstsüchtigen Gefühle des Menschen; beiden ist der Sterbende zum größten Theile entfremdet. Jene gewaltigen Waffen zur Bildung und Aufrechterhaltung des Glaubens haben bei ihm keine Macht mehr. Wie einst die Juden Jesus, so kreuzigt der Aberglauben noch heute die Mehrzahl der Menschen auf dem Todesbette, während die Natur sanft und allmählig sie aus der Reihe der Lebenden hinwegführt.

Welch' ein Unterschied zwischen dem Tode eines Sokrates, eines Friedrich des Großen, eines Alexander v. Humboldt und dem Tode eines geängstigten Christen!

Dreizehntes Kapitel.

Die Sündfluth.

Das 6., 7., 8. und 9. Kapitel des Ersten Buches Mosis handeln von einer allgemeinen Ueberschwemmung der Erde, wodurch alles Leben auf unserm Planeten vernichtet worden sei, mit alleiniger Ausnahme Noah's, seiner Familie und einer Anzahl von Thieren (die Bibel sagt: „allerlei Thieren von allem Fleisch"), welche derselbe mit in seine Arche genommen hatte, um ihr Aussterben zu verhindern.

Die biblische Erzählung ist mit einem ganz erstaunlichen Aufwande von Geist und Gelehrsamkeit, von Scharfsinn und Witz, discutirt worden. Wie vorauszusehen, ergab sich schließlich natürlich, daß die Bibel mindestens arg übertrieben und die „Sündfluth" keineswegs die ganze Erde bedeckt und alles Leben vernichtet habe. Indeß läßt die Orthodoxie noch immer nicht nach von der „Sündfluth" als einer allgemeinen Strafe Gottes zu sprechen, die über die sündige Menschheit verhängt wurde, und indem sie Gott einen Akt der Rache begehen läßt, der moralisch durch nichts zu rechtfertigen ist, spricht sie gleichzeitig aus, daß der Schöpfer der Natur etwas sehr Ueberflüssiges that; denn die spätere Menschheit erscheint bald wieder ebenso verdorben vor den Augen Gottes wie die Bosheitskinder die durch die große Fluth vernichtet wurden.

Wie dem aber auch immerhin sein möge, so ist eine naturwissenschaftliche Betrachtung der Mythe von der Sündfluth keineswegs überflüssig, sei es auch nur um zu zeigen, wie die Gottesgelahrtheit auf diesem Punkte, von der Naturwissenschaft gedrängt, langsam die Segel zu streichen beginnt.

Schon die Ursache der Sündfluth, wie sie VI, 1—5 angegeben wird, ist eine solche, die deutlich zeigt, daß die mo-

saische Darstellung nur eine Legende ist, wie wir ähnliche bei allen Völkern finden und worin der eigene Volksstamm als der vorzüglichste betrachtet wird. Die ungerathenen „Kinder Gottes“ ließen sich trotz der Feindschaft ihrer Väter nicht abhalten, mit den „Töchtern der Menschenkinder“ Heirathen abzuschließen und ein Vorurtheil unbeachtet zu lassen, das gewiß unbegründet war. Uebrigens bin ich weit entfernt, bei dieser Erklärung an bestimmte historische Persönlichkeiten denken zu wollen, ich schließe mich dabei nur dem Ideengange Mosis an, ohne zu läugnen, daß dessen Darstellungen sich auf reine Gebilde der Phantasie beziehen.

Es war der Bibel zu Folge im sechshundertsten Jahre des Alters Noah's, am siebzehnten Tage des andern Monats, als aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe und die Fenster des Himmels sich öffneten und ein Regen über die Erde kam, welcher vierzig Tage und vierzig Nächte andauerte.

Um zu zeigen, woher die gewaltige Wassermenge gekommen ist, welche ohne Zweifel nothwendig war, um den ganzen Erdball so hoch mit Wasser zu bedecken, daß die Fluthen 15 Ellen die höchsten Berge überstiegen, hat man seine Zuflucht zu den sonderbarsten Erklärungen genommen.

Abgesehen von denjenigen Leuten, welche schlechtweg behaupten, Gott habe das nothwendige Wasser je nach Bedarf successive erschaffen und später in derselben Weise wieder vernichtet, behaupten Andere, die ganze feste Erdmasse ruhe auf einem gewaltigen Wasseroceane, der bei der Sündfluth hervorgebrochen sei, weshalb es auch heiße, daß alle Brunnen der großen Tiefe sich öffneten. Auf der gegenüber stehenden Seite macht man die Ansicht geltend, daß hingegen das Meiste bei der allgemeinen Ueberschwemmung durch den Regen vom Himmel herab geschehen sei, daß die Fenster des Himmels die größte

Wirkung veranlaßt hätten und daß hierunter nur ein Komet zu verstehen sein könne, der mit seinem Schweife das sündige Menschengeschlecht ersäuft habe.

Die zuerst genannten Erklärer haben den unschätzbaren Vortheil für sich, daß sie eigentlich gar nicht widerlegt werden können, indem ihnen fortwährend der Recurs an die Allmacht und unerforschliche Weisheit Gottes übrig bleibt. Nicht so ist es hingegen mit den beiden anderen Parteien, welche so unklug sind, sich auf naturwissenschaftlichen Boden zu begeben und hier eine Erklärung für die Herstammung des sündfluthlichen Wassers suchen zu wollen. Es ist nicht sehr schwierig, diese Leute, welche mit fremden Pferden pflügen wollen, zu widerlegen.

Wir kommen zuerst zu der Hypothese der „Brunnen der großen Tiefe", d. h. der unterirdischen Wasser, auf welchen die feste Erdmasse ruhen soll. Fragt man, worauf sich überhaupt die Theorie unterirdischer Wassermassen stütze, so antwortet man im Allgemeinen, daß sie durch die Tausende von Flüssen, Bächen und Quellen, welche allenthalben dem Erdboden entströmen, hinlänglich bewiesen sei. Indeß ein solcher Beweis ist nichts weniger als richtig, vielmehr ist das gerade Gegentheil davon bewahrheitet und allgemein angenommen. Die sämmtlichen Wasser der Quellen und Flüsse verdanken ihren Ursprung und ihre Unterhaltung einzig den meteorischen Wassern, welche als Niederschlag aus den Wolken herabkommen. Schon Mariotte wies nach, daß die Seine mit ihren Nebenflüssen alljährlich noch nicht den sechsten Theil der sämmtlichen Wassermassen in's Meer führt, welche als Regen und Schnee auf ihrem Flußgebiete niederfallen. Das Wassergebiet der Seine, von ihrer Quelle bis zur Stadt Paris, hat nach Arago 4,327,000 Hectaren Oberfläche; die mittlere

jährliche Regenmenge beträgt auf diesem Terrain 53 Centimeter, also die Gesammtmasse des in einem Jahre herabstürzenden Regens und Schnee's: 22,933 Millionen Cubikmeter Wasser. Die unter der Revolutionsbrücke in Paris durchfließende Wassermenge der Seine beträgt durchschnittlich 255 Cubikmeter in jeder Secunde, also 8042 Millionen Cubikmeter in einem Jahre. Diese letzte Zahl verhält sich zu der eben genannten ungefähr wie 1 zu 3, und mithin beträgt die unter den Brücken von Paris jährlich hindurchfließende Wassermenge nur den dritten Theil von derjenigen, welche als Regen und Schnee auf denjenigen Theil des Seinegebietes fällt, welcher zwischen der Quelle dieses Flusses und der Stadt Paris enthalten ist. Natürlich ist hiermit keineswegs ausgeschlossen, daß nicht auch stellenweise unterirdische Wasser oder See'n von nicht sehr großem Umfange existiren, dieses Letztere ist sogar durch unwiderlegliche Beweise dargethan. So existirt z. B. tief im Innern der Adelsberger Grotte in dem höhlenreichen Krain ein umfangreicher, düsterer See; aber von jenen gewaltigen Wassermassen, welche eine Unterlage der festen Erdoberfläche bilden, kann keine Rede sein. Dem obigen Beispiele, welches nachweist, daß die Wasser der Seine ihren Unterhalt nur den meteorischen Niederschlägen verdanken, ließ sich noch eine Menge anderer hinzufügen; so weiß man, daß die Ausrottung der, große Mengen von atmosphärischer Feuchtigkeit in sich bergenden Wälder, mit einer Abnahme des Wasserreichthums benachbarter Quellen verbunden ist; man weiß, daß in trockenen Jahren die meisten Quellen versiechen und selbst wasserreiche Flüsse der Art abnehmen, daß die Schiffahrt unterbrochen ist 2c. Alle diese Umstände beweisen unwiderleglich, daß die unterirdischen Meere in's Reich der Fabel gehören. Sonach kann also auch die Sündfluth nicht hauptsächlich durch

das Aufbrechen der Brunnen der großen Tiefe entstanden sein. Die Fenster oder die Schleusen des Himmels müssen also wohl die Ursache sein. Sehen wir daher zu, ob diese Erklärung stichhaltig ist.

Wir haben früher bereits zur Genüge nachgewiesen, daß der Ausdruck „Fenster des Himmels" höchstens nur ein sehr freier und bildlicher sein kann, indem das Firmament über uns keineswegs eine „Veste" in dem Sinne ist, welchen Moses damit verbunden und welchen man noch nach Moses lange Zeit hindurch festgehalten und vertheidigt hat. Ueber unserm Haupte befindet sich, ebenso wie rings um uns, die Atmosphäre welche unsern Erdball umgibt, und in der von Zeit zu Zeit eine mehr oder minder bedeutende Wolkenmenge schwebt, welche Regen, Schnee und Hagel, je nach der Jahreszeit und den örtlichen Zuständen, herabfallen läßt. Diese atmosphärischen Niederschläge sind aber niemals so bedeutend, daß dadurch eine größere, langandauernde Ueberschwemmung eines ausgedehnten Landes, geschweige denn der ganzen Erdoberfläche stattfinden könnte. Man hat zwar bisweilen auf die sogenannten Wolkenbrüche und die gewaltigen tropischen Regen hingewiesen, um zu beweisen, daß eine ununterbrochen herabstürzende Menge tropfbar-flüssigen Niederschlages enorme Massen von Wasser liefern könne, die wohl geeignet seien, ganze Länder zu überschwemmen; allein, um die Unrichtigkeit solcher Behauptungen nachzuweisen, braucht man nur die wirkliche Beobachtung zu befragen.

Die gewöhnlichen Regen in den heißen Gegenden um den Aequator herum, entstehen durch die täglich daselbst aufsteigenden Luftströme, welche Wasserdämpfe aus den unteren wärmeren Regionen in die höher gelegenen und kälteren Luftschichten führen, deren niedrigere Temperatur dann eben die

Condensation der Dämpfe zu tropfbar-flüssigem Wasser veranlaßt. Am reichlichsten stürzen diese Regenmassen zur Zeit der größten Tageswärme, meist von furchtbaren Gewittern begleitet, hernieder. Die trockene und die Regenzeit stehen sich in der heißen Zone gegenüber, wie bei uns Winter und Sommer. Mit Ungeduld erwartet der indische Pflanzer das Eintreffen der düstern Wolken und ihres erquickenden und befruchtenden Niederschlages; aber seine Hoffnungen werden nicht selten ebenso getäuscht, wie diejenigen des europäischen Landmannes in Bezug auf die Früh- und Spätregen, indem der unten wehende Passat den Himmel unbewölkt erhält und der aufsteigende Luftstrom in seinem Heranrücken aufgehalten bleibt. Naht aber endlich die Regenzeit so kündet sie sich an durch das Auftreten mächtiger, von Donnerwettern begleiteter Wolken um die Mittagszeit und in den heißesten Stunden des Nachmittags. An unumwölktem Himmel geht die Sonne auf und unter. Aber immer mehr und mehr dehnen sich die Regenstunden aus, immer seltener dringt der Strahl der Sonne durch das Gewölk und endlich gießen ununterbrochen Regenmassen hernieder, durch vermehrte Heftigkeit die Stunden der täglichen größten Wärme anzeigend. Nach dieser kurzen Skizzirung der tropischen Regenzeit gehe ich dazu über, die Menge des jährlichen Niederschlages für eine Anzahl von Orten der heißen Gegenden mitzutheilen.

Ort.	Mittlere jährl. Regenmenge i. Millim.	Ort.	Mittlere jährl. Regenmenge i. Millim.
Mahabuleschwar (Indien)	7650	Trinidad	1600
Matouba (Guadeloupe)	7425	Kingstown	2080
Maranhao (Brasilien)	7000	Jamaica	1250
Paranaribo	5800	Marmato	1628
Sierra Leone	4800	Vera Cruz	1680
Basse-Terre (Guadeloupe)	3131	Rio Janeiro	1460

Ort.	Mittlere jährl. Regenmenge i. Millim.	Ort.	Mittlere jährl. Regenmenge i. Millim.
Haiti	3000	Macao	1750
Cayenne	3513	Madras	1220
St. Benoit (Bourbon)	4124	Calcutta	1500
St. Joseph (Bourbon)	2400	Pulopinang	1650
Cumana	190	Benares	1080
Barbados	1460	Gondar (Habesch)	950
Bombay	2370	Port Louis (Mauritius)	900

Diese Tabelle enthält eine Anzahl derjenigen Orte, an welchen die größte jährliche Regenmenge fällt; man sieht, daß sie für gewisse Orte auf mehr als 7 Meter oder über 21 Fuß steigt. So hoch also würde die ganze Erde mit Wasser bedeckt sein, wenn dasselbe, wie es durch den Regen herniederfällt, stehen bliebe, ohne in den Boden einzudringen oder zu verdunsten, und ferner, wenn allenthalben die gleiche jährliche Regenmenge fiele wie an jenen Orten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die gesammte mittlere Regenmenge welche jährlich in Frankreich niederfällt, beträgt nur 769 Millimeter; für die britischen Inseln nur 721, für die Niederlande 704, für Skandinavien 1069, für Deutschland 557, für Italien und die Schweiz 983, für Gibraltar in Spanien endlich 724 Millimeter. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß bisweilen, besonders in den Tropen, innerhalb mehrerer Tage, oft sogar Stunden, ganz enorme Regenmengen niederstürzen. So berichtet Capitän Roussin, daß vom 1. bis 24. Februar 1820 in Cayenne 4070 Millimeter, d. h. 12 Fuß Regen fiel, genau so viel, als in Paris während 8 ganzer Jahre fällt. Diese Regenmasse verursachte eine furchtbare Ueberschwemmung, wodurch den Pflanzungen bedeutender Schaden zugefügt ward. In Genua fielen am 25. October 1822 nicht weniger als 810 Millimeter Wasser, eine Regenmenge, wie sie für solch' kurze

Zeit fast unglaublich war. In der Stadt Joyeuse (Ardèche-Departement) fielen am 9. October 1827 innerhalb eines Zeitraumes von nur 22 Stunden 792 Millimeter Regen. Man sieht, daß auch in mittleren Breiten bisweilen in kurzer Zeit ganz enorme Wassermengen herniederstürzen können. Doch sind solche Erscheinungen immer lokal und auf keinen bedeutenden Landstrich ausgedehnt. Man darf daher kühn behaupten, daß auf der Erde nirgend Regenmengen niederfallen, welche durch ihre Wassermasse einem ausgedehnten Landstriche verderblich werden können. Indeß würde alles dies, streng genommen, kein Hinderniß sein für die Annahme, daß, wenn auch jetzt keine diluvianischen Regen mehr aus den Wolken herabstürzen, doch in der Vorzeit, als die Sündfluth einbrach, die Natur eben derart eingerichtet war, daß Wassermassen in Form von Regen auf die Erde herabfielen, welche unsern Planeten bis zu jener Höhe überschwemmten, von der in der Bibel die Rede ist.

Indeß, wenige Worte genügen, um diese ganze Hypothese umzustürzen. Erstlich existirt durchaus auf unserm ganzen Planeten nicht Wasser genug, um eine derartige Ueberschwemmung herzustellen; anderseits würde, selbst wenn eine solche Wassermenge disponibel wäre und aus den Wolken herabzustürzen begönne, dieselbe doch erst nach und nach als Regen herabkommen können, indem kein Gewölk so sehr mit Feuchtigkeit beladen sein könnte, daß diese letztere, als Regen condensirt, unmittelbar solche oceanische Fluthen lieferte. Zwischen dem herabfallenden Regen und den Wassern an der Erdoberfläche besteht ein inniger Zusammenhang; was aus den Wolken als Niederschlag kommt, verdunstet wieder und steigt in ewigem Kreislaufe neuerdings in die Höhe, um dann abermals als Regen, Hagel oder Schnee auf den Erdboden zurückzufallen,

Man hatte übrigens schon früher eingesehen, daß unter Zuhülfenahme der tellurischen Wassermassen eine Erklärung der Sündfluth nicht gegeben werden könne; um daher die Behauptungen der Bibel zu rechtfertigen, nahm man seine Zuflucht zu außerirdischen Einflüssen. Deshalb sollte ein Komet die große Wasserfluth verursacht haben, indem sein Schweif in die Erdatmosphäre eingedrungen sei; unter dieser Annahme erschien auch der Ausdruck „die Fenster des Himmels öffneten sich" nicht ganz ohne alle Bedeutung.

Indeß, auch eine solche Ausflucht vermag nicht zu helfen. Denn selbst angenommen, es sei wirklich ein Theil des Kometenschweifes in die irdische Atmosphäre eingedrungen; worauf gestützt glaubt man dann weiter folgern zu dürfen, daß hierdurch diluvianische Niederschläge entstehen müßten? Es ist dies eine ganz willkürliche, durch keine astronomische Beobachtung bestätigte, in neuerer Zeit vielmehr geradezu als irrig nachgewiesene Annahme. Die Kometenschweife sind keineswegs wässeriger Natur, ebenso wenig, wie man zu Zeiten glaubte, daß sie feurige Zuchtruthen einer erzürnten Gottheit seien. Ja, im Jahre 1861 ist unsere Erde mit dem Schweife des großen Junikometen jenes Jahres zusammengetroffen und mehrere Stunden in denselben eingehüllt gewesen, ohne daß sich besondere Ereignisse hierdurch kundgegeben hätten. Jener große Komet, der in Folge der eigenthümlichen Lage seiner Bahn am 30. Juni 1861 plötzlich in größtem Glanze für die nördliche Halbkugel unserer Erde sichtbar ward, von Tebutt in Neu-Holland indeß schon am 13. Mai gesehen wurde, zeigte am 4. Juli deutlich außer dem großen, einen zweiten, gekrümmten Schweif. Liais in Rio de Janeiro berechnete aus der Lage der Kometenbahn und den beobachteten Richtungen des zweiten Schweifes, daß dieser am 30. Juni um 6 Uhr 12 Minuten

31 Secunden mittlerer Zeit von Rio de Janeiro die Erdbahn getroffen hat. Am 19. Juni war die Länge des Schweifes 3,200,000 geographische Meilen; die Entfernung des Kometenkopfes von dem Punkte der Erdbahn, nach welchem hin der Kometenschweif gerichtet war, betrug 2,600,000 geographische Meilen. Demnach ging der Schweif noch 600,000 Meilen über die Erdbahn hinaus, und da die Erde sich in demselben Theile ihrer Bahn befand, nach welchem der Kometenschweif gerichtet war, so ging sie daher am 30. Juni durch diesen hindurch und blieb etwa 4 Stunden lang davon gänzlich umhüllt. Weder Trübung der Atmosphäre, noch Seuchen oder dergl. sind bemerkt worden. Das Einzige, was höchstens auf den Kometenschweif hindeuten könnte, war eine eigenthümliche Erleuchtung des Abendhimmels, welche Hind in London am 29. Juni 1861 bemerkte. Und ist nicht in der Nacht vom 27. zum 28. November 1872 die Erde in die unmittelbare Nähe des sogenannten Biela'schen Kometen gekommen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen? Nur ein großartiger Sternschnuppenfall, ein himmlisches Raketenfeuer von seltenster Lebhaftigkeit, begleitete die Erscheinung. In schweigsamem Glanze entzündeten sich in den obersten Regionen unserer Lufthülle Tausende von Meteoren, gewissermaßen wie zur Feier des Ereignisses, das nach wenigen Stunden vorüber war. Ja, als der Astronom Klinkerfues dem Astronomen Pogson in Madras telegraphirte: „Biela's Komet hat die Erde berührt, suchen Sie ihn im Sternbilde des Centauren", fand Pogson dort bereits nur ein kleines nebeliges Wölkchen, das in einigen Tagen verschwand. So ungefährlich für das Menschengeschlecht zeigte sich dieses Zusammentreffen unsers Planeten mit einem Kometen!

Es wurde im Vorhergehenden gezeigt, daß an keine all-

gemeine Erdüberschwemmung gedacht werden kann, sobald man nicht seine Zuflucht zur „Schöpfung" ungeheurer Wassermassen nehmen will. Gewisse Theologen haben nun einen andern Ausweg gesucht, und angenommen, die Sündfluth habe keineswegs die ganze Erde bedeckt. „Die Schrift", sagt Delitzsch, „fordert Allgemeinheit der Fluth nur für die Erde als bewohnte, nicht für die Erde als solche, und sie hat kein Interesse an der Allgemeinheit der Fluth an sich, sondern nur an der Allgemeinheit des durch sie an der alten Welt vollzogenen Gerichtes. Daß bis auf Eine Familie das ganze damalige Menschengeschlecht sammt der Thierwelt in seiner Umgebung in einem großen Umkreise der Erde vertilgt ward, das und nur das ist die Schriftaussage."

Wäre die Annahme von Delitzsch richtig, so müßte dennoch die Höhe der Fluth mindestens 16,000 Fuß betragen haben, denn bis zu dieser Höhe erhebt sich die höchste Spitze des Gebirges Ararat, auf dem sich die Arche niedergelassen haben soll. Indeß sagt der Jesuit Pianiciani, man brauche nicht gerade anzunehmen, daß die Arche auf dem höchsten Gipfel des Ararat gelandet habe. Unter der Voraussetzung, daß dies vielmehr in einem Thale zwischen den höheren Gipfeln der Fall gewesen, sei dem Texte der Bibel Genüge geleistet, ohne daß man zu jener enormen Wasserhöhe von 16,000 Fuß seine Zuflucht zu nehmen nöthig habe.

Man sieht aus diesen Aussprüchen, daß die Theologen gegenüber den wuchtigen Einwänden der Wissenschaft langsam von ihrer angenommenen Höhe herabsteigen; sie geben theilweise bereits zu, daß die biblische Fluth nicht die ganze Erde bedeckt habe; auch, daß die eigentliche Wasserhöhe nicht allzu gewaltig gewesen sei, daß nicht die höchsten Gipfel der Berge, sondern bloß Nebengipfel, einzelne niedrige Bergrücken über-

fluthet worden wären. Nur das Eine halten sie noch immer fest, nämlich, daß sämmtliche Menschen ihren Untergang gefunden.

Abgesehen aber auch von dieser letzteren Annahme, nämlich von dem Untergange der gesammten Menschen- und Thierwelt, ist selbst unter den angeführten Beschränkungen der Umfang der Noachischen Fluth theologischerseits noch immer zu bedeutend veranschlagt. Selbst wenn das Menschengeschlecht in der That mit Adam begonnen hätte, so wird zur Zeit des Eintritts jener Ueberschwemmung, d. h. nach einem Zeitraume von mehr als anderthalb Jahrtausend, das sich vermehrende Menschengeschlecht gewiß nicht bloß auf die nächste Umgebung des Ararat eingeschränkt geblieben sein; gewiß würde es mindestens über ganz Klein-Asien, nördlich bis zum Schwarzen und westlich bis zum Mittelländischen Meere ausgebreitet gewesen sein. Die Fluth mußte sich also nothwendig über jene Gegenden erstrecken. Eine solche Fluth ist aber nach physikalisch-mechanischen Gesetzen ein Unding. Die kleinasiatische Hochebene kann gar keine Ueberschwemmung erleiden, wobei das Wasser einige Tausend Fuß hoch steigt und die Fluth dennoch auf jene Gegenden eingeschränkt bleibt. Wohl könnte dies in einem Kesselthale ohne Abfluß stattfinden, das rings von hohen Bergen umgränzt ist; ein Hochplateau von mehreren Tausend Quadratmeilen bergehoch unter Wasser gesetzt, während doch die Fluth bloß auf jenen Erdstrich eingeschränkt bleiben soll, ist Wahnsinn. Geben wir aber dem Wasser die nothwendige Ausdehnung, so führt dies wieder zu einer allgemeinen Ueberschwemmung, die aber selbst nicht einmal von jenen Theologen zugegeben wird.

„Gegen eine partielle, die in den frühesten Zeiten bewohnten Gegenden betreffende Fluth", sagt Pfaff, „kann von

Seiten der Naturforschung auch nicht ein Einwurf gemacht werden; sie kennt viele Möglichkeiten für das Entstehen, und die Geschichte berichtet von der Wirklichkeit solcher Fluthen aus den verschiedensten Zeiten." Diese Behauptung Pfaff's enthält Wahres und Falsches, je nach der Ausdehnung, welche man der „partiellen" Fluth beilegen will. Kein Mensch wird bestreiten wollen, daß einst, vor Zeiten, in der Umgebung des Ararat eine kurzdauernde Ueberschwemmung stattgefunden und einzelne der umwohnenden Troglodyten ersäuft haben kann; dies ist sogar aus verschiedenen Gründen ziemlich wahrscheinlich, denn man hat mehrfache Beispiele, daß furchtbare Wasserströme von den Abhängen vulkanischer Hochgebirge herabstürzten und manches Leben in der Umgebung vernichteten. Vielleicht ist dies auch voreinst in den armenischen Hochgebirgen eingetreten; die scheue, ungebildete Menschenhorde, welche sich in den Thälern und Schluchten am Fuße der Berge aufhielt, wurde vernichtet und nur Wenige retteten sich. Durch diese ward die Kunde von dem furchtbaren Ereignisse den übrigen Völkerstämmen mitgetheilt, im Laufe der Zeit überspann die Sage das Ganze und Moses benutzte diese dunkle Erinnerung zur Grundlage seines sündfluthlichen Berichtes. Wenn aber Pfaff die Ueberschwemmung eines Landtheiles von der Größe des nordöstlichen und westlichen Kleinasiens unter der Bezeichnung einer „partiellen" Fluth zusammenfassen will, so läßt sich gegen die Existenz einer solchen, die dazu sogar länger als ein Jahr angedauert, von Seiten der Naturforschung mehr als Ein Einwurf machen. Eine solche Ausdehnung aber muß Pfaff mindestens seiner Fluth geben und dann wird man allerdings gegenüber der angeführten Aeußerung dieses Gelehrten fragen: Ist es nicht bisweilen von Vortheil, wenn ein polemisirender Theologe auch Etwas von Hydrostatik versteht?

Nicht zufrieden mit den natürlichen Erklärungen einer partiellen Sündfluth, hat ein Anglikaner, Hugh Miller,*) sich veranlaßt gesehen, eine neue Theorie der Sündfluth zu geben, welche sich auf das Phänomen der plötzlichen Hebung und Senkung ganzer Länder stützt. Diese geologische Lehre, mit der einst so viel Wesens gemacht worden, ist indeß neuer-

*) Dieser Hugh Miller, von gewissen Theologen häufig als geologische Autorität citirt, war hauptsächlich religiöser Schwärmer. Ursprünglich Steinmetz seines Zeichens, erwarb er sich als Autodidact theologische und geologische Kenntnisse, sowie eine ziemlich bedeutende Eleganz in der Behandlung der englischen Sprache. Später war er Herausgeber der „Wittneß Newspaper", des Organs der Freikirche in Edinburgh. Seine Hauptthätigkeit concentrirte er später auf die Abfassung eines Buches, „Das Zeugniß der Felsen" betitelt, in welchem er die Uebereinstimmung der Wissenschaften, besonders der Geologie, mit den Lehren der Bibel — nach der calvinistischen Auslegung — nachzuweisen suchte. Von Natur aus nicht mit allzu bedeutenden Verstandeskräften begabt, überspannt und mehr an seichtere theologische Deductionen gewöhnt, erlag sein Geist den Anstrengungen, welche ein wissenschaftliches Werk nothwendig bedingt. Uebrigens hat „das Zeugniß der Felsen", geologisch betrachtet, keinen wissenschaftlichen Werth, trotzdem es mit einem gewissen Fleiße geschrieben ist. Als Miller das Buch vollendet hatte, erschoß er sich, den nachfolgenden Brief an seine Gattin zurücklassend: „Theuerste Lydia, mein Gehirn brennt. Ich muß aus gewesen sein; ein fürchterlicher Traum durchschauert mich. Ich kann den entsetzlichen Gedanken nicht ertragen. Gott und Vater unsers Herrn Jesus Christus, sei mir gnädig! Theure Lydia, theure Kinder, lebt wohl! Mein Gehirn brennt heißer bei der Erinnerung. Mein theures, theures Weib, leb' wohl! Hugh Miller."

Nach der ärztlichen Untersuchung war der von der eigenen Hand herrührende Pistolenschuß durch die linke Seite der Brust gedrungen, und der Selbstmord unter dem Einflusse des Wahnsinns unzweifelhaft. Sein Biograph setzte diesem Wahnsinn später noch die Krone auf, indem er über den Selbstmord Miller's schrieb: „Ein in der That unerforschliches Ereigniß, daß solch' ein Verstand über der zu emsigen Arbeit an einem solchen Werke zu Grunde gehen mußte!" Die Wissenschaft und die gesunde Vernunft finden in Hugh Miller nur einen Schwärmer von ziemlich beschränktem Verstande und geringem Wissen.

dings sehr in Miscredit gekommen. Jene plötzlichen Hebungen, bei denen die Berge wie Pilze aus der Erde emporschießen und welche einst Elie de Beaumont sogar mathematisch zu verarbeiten suchte, sind aus der Wissenschaft größtentheils schon verschwunden.

Nach diesen Vorbemerkungen bedarf die Sündfluth-Theorie Miller's keines weitern Commentars und ich theile sie ohne jede Bemerkung mit. „Stellen wir uns vor", sagt Miller in seinem „Zeugniß der Felsen" betitelten Buche, „daß die Menschheit in dem Landstriche ansässig ist, welcher sich östlich vom Ararat bis weit über den Aralsee hinaus ausdehnt und jedenfalls den Stammsitz der kaukasischen Menschenrasse umschließt. Die Stunde des Gerichtes ist gekommen, das Land fängt allmählig an zu sinken, und zwar vierzig Tage hindurch, jeden Tag um vierhundert Fuß. Hierdurch scheint offenbar das Meer allmählig vorzudringen und zu steigen. Ein starker Regen strömt gleichzeitig aus den Wolken herab, der freilich die Höhe der Fluth selbst nur unwesentlich (etwa 5—6 Zoll pro Tag) vermehrt, der indeß dem Auge des damaligen Menschen eine der Hauptursachen der furchtbar wachsenden Fluthen zu sein scheint, indem er die Flüsse anschwellen macht und brausende Wasserströme die Hügel hinab treibt. Die Bodensenkung dehnt sich bis zum persischen, schwarzen und finnischen Meere aus und öffnete in dieser Weise durch drei Kanäle die Brunnen der Tiefe. Nach Verlauf von vierzig Tagen ist der Mittelpunkt des ganzen, gewaltigen Landstriches 16,000 Fuß tief gesunken und Alles mit Wasser überdeckt. Nach hundertundfünfzig Tagen hebt sich der Boden wieder und als fünf Monate später die Arche auf dem Ararat landet, erblickt man von dort aus ein unermeßliches Meer, dessen Wogen nach denjenigen drei Richtungen abfließen, von wo sie gekommen sind."

Wir haben bis jetzt die physikalischen und geologischen Inconsequenzen betrachtet, welche die Annahme einer allgemeinen (und selbst bloß partiellen) Fluth mit sich bringt. Betrachten wir die lebendigen Wesen auf der Erdoberfläche, von denen allen Noah Paare in seine Arche aufnehmen soll, um sie vor dem Verderben zu schützen, so scheint diese Behauptung der Bibel unkritisch, kindlich und höchstens dem Jugendalter der menschlichen Bildung angemessen, dann auch gegenüber der großen, weiten, lebendigen Natur so unwahrscheinlich, ja albern, daß wir hierin abermals einen neuen Beweis dafür erblicken dürfen, die Genesis der Juden sei wissenschaftlich nicht mehr werth wie die Schöpfungssagen aller anderen Völker. Diejenigen unter den Theologen, welche bei ihren exegetischen Untersuchungen nicht allen gesunden Menschenverstand vor der Thüre lassen, haben mit der Noachischen Thiersammlung sehr viele Mühe gehabt und ihre Meinungen gehen darüber nach allen Richtungen hin auseinander.

„Wie hat“, sagt Reusch, „Noah alle diese Thiere zusammengebracht? Wenn man sagt, das über die Thierwelt gekommene Vorgefühl der nahen Katastrophe habe sie ihm zugetrieben, und wenn man auf den noch jetzt vorhandenen Instinkt der Thiere hinweist, die sich im Vorgefühl herannahender Naturkatastrophen aus freien Stücken um den Menschen schaaren, so wird damit die Schwierigkeit nur zu einem kleinen Theil erledigt. Das Bedenken, daß Noah große Reisen habe machen müssen, um die in verschiedenen Klimaten einheimischen Thiere zu sammeln, läßt sich auch nicht durch Hinweisung darauf beseitigen, daß die Zonenunterschiede damals wahrscheinlich noch nicht so scharf und die Verbreitungsbezirke der Thiere noch nicht so verschieden gewesen seien wie jetzt. Wie hätte ferner Noah ausnahmslos alle Thiere zusammenfinden können ohne

wunderbar über den Bildungszustand des Alterthums gesteigerte zoologische Kenntnisse? Ich glaube, es lassen sich zwei Annahmen einerseits diesen Bedenken gegenüber nicht vermeiden und anderseits mit dem Bericht der Bibel ganz gut in Einklang bringen. Die erste deutet schon der hl. Augustinus an, daß nämlich für das Zusammenkommen der Thiere weniger die Thätigkeit des Menschen als die wunderbare Einwirkung Gottes in Anschlag zu bringen sei, daß Gott dem Noah nicht so sehr einen Befehl, die Thierpaare zu sammeln und in die Arche zu bringen, als seinen Willen, mit ihm Thierpaare zu retten, mitgetheilt habe, für ihre Unterbringung und Erhaltung in der Arche Sorge zu tragen. — Die zweite Annahme ist die, daß die paarweise Aufnahme „alles Fleisches" in die Arche auf eine gewisse Relativität zurückgebracht werden dürfe. Wenn Sie sich erinnern, daß vieles für die Ansicht spricht, der mosaische Bericht über die Sündfluth sei ein vom Standpunkte des Noah und der Seinigen geschriebener (?!) Bericht, so werden Sie es nicht anstößig finden, wenn ich sage, der Satz: von allen Thieren seien Paare in die Arche gekommen, sei ebenso wenig buchstäblich zu nehmen wie der Satz: alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel seien von Wasser bedeckt gewesen. In diesem letzten Satze, haben wir gesehen, handelt es sich zunächst um die Berge im Gesichtskreise des Noah; werden wir zu weit gehen, wenn wir annehmen, daß es sich in dem ersten Satze zunächst um die Thiere handelt, „welche in irgend welche factische Beziehung zum Menschen getreten waren und irgend wie seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich gezogen hatten?" Das waren ja für Noah „alle Thiere"; die er nicht kannte, existirten für ihn nicht, und daß ihn Gott über die Existenz der ihm fremden Thiere belehrt und ihm die Einfangung derselben aufgetragen,

oder daß Gott auch von den dem Noah sonst ganz fremden Thieren Paare herbeigeführt habe, das werden wir nicht als unglaublich bezeichnen, vielmehr unbedenklich annehmen, wenn die hl. Schrift es berichtet, aber wir werden nicht geneigt sein, die Wunder in dieser Weise zu häufen, wenn uns die Worte der hl. Schrift nicht dazu nöthigen. Wenn es nicht nöthig ist, anzunehmen, daß alle Landthiere in der Arche vertreten waren, so können wir uns auch eine nähere Prüfung der sehr in's Einzelne gehenden Berechnungen über den Raum der Arche ersparen, welche von Gegnern und Vertheidigern des biblischen Berichtes angestellt worden sind. Ein neuerer Erklärer der Genesis (Thiele) berechnet den Raum auf $3\frac{1}{2}$ Millionen Cubikfuß, setzt $\frac{9}{10}$ des Raumes für die Nahrungsmittel an und beweist, daß in dem übrigen Raume, wenn man durchschnittlich 54 Cubikfuß für jedes Thierpaar ansetzt, beinahe 7000 Paare untergebracht werden konnten. An Raum hat es also in der Arche nicht gefehlt, um Repräsentanten eines großen Theiles der gesammten Thierwelt sammt der nöthigen Nahrung unterzubringen. Ein französischer Marine-Offizier, der Vice-Admiral Thevenard, berechnet sogar, daß die Arche noch um ein Drittel zu groß gewesen sei. Was sonstige Schwierigkeiten betrifft, so hat der Berliner Oberbaurath Esaias Silberschlag im Jahre 1780 im zweiten Theil seiner Geogonie schon sehr fleißig vorgebaut. Er hat einen vollständigen Plan der Arche entworfen, der bis in's Einzelnste hineingeht und in dem alle nöthigen Einrichtungen vorgesehen sind. Er findet Platz für alle nicht im Wasser lebenden Thierarten des Linnéschen Systems. In der untersten Etage werden die größeren Thiere untergebracht, theils damit es nicht nöthig sei, ihr Futter erst anders woher herbeizuschaffen, theils damit der unterste Raum genügend schwer

sei, um die Arche gegen das Schwanken sowohl, als besonders gegen den Umsturz auf's sicherste zu verwahren.*) Die kleineren Sorten Thiere nebst den Menschen bewohnen die mittlere Etage, die Vögel können in der dritten ihre Gewahrsame und Verschläge antreffen. Uebrigens hat Silberschlag die Vertheilung so eingerichtet, daß, wie er sagt, nicht Thiere zu einander gelagert werden, die sich nicht leiden können, damit nicht Thierkämpfe und die greulichsten Unordnungen mitten in der Arche entstehen. Anfangs wollte ich, sagt er weiter, alle philantropischen Thiere dem Noah zur nächsten Gesellschaft zuordnen aber das unausstehliche Geschrei der Esel, das Grunzen der Schweine, das Brüllen der Kühe und Ochsen, das nächtliche Stampfen der Pferde schien mir für einen so nahen Aufenthalt bei der Residenz des Monarchen der ganzen Erdkugel unschicklich zu sein. Ich habe daher ihnen Quartiere in der untersten Wohnung angewiesen und nur solche heraufgeführt, die den Menschen theils zur Belustigung dienen, theils nicht zur Last fallen und zum Verdrusse gereichen. Auf beigegebenen Grundrissen der Arche und Verzeichnissen der Thierarten ist durch Nummern diese Disposition bis in's Einzelnste anschaulich gemacht. Auch für das Füttern und die Pflege der Thiere hat Silberschlag einen detaillirten Plan entworfen und das Tagewerk unter die acht Menschen passend vertheilt. — Zum Schlusse noch der Vollständigkeit halber eine kurze Bemerkung über die Arche. Genau läßt sich ihre Größe nicht angeben, weil wir die Länge der Elle, welche die Genesis erwähnt, nicht genau kennen: setzen wir die Elle zu ungefähr zwei Fuß an, — das ist aber die höchste zulässige

*) Letzteres wird wohl nicht eben zu besorgen gewesen sein, da die Arche ja unter Jehova's speciellem Schutz fuhr und ein Umschlagen derselben das ganze Rettungswerk vereitelt haben würde.

Annahme — so war die Arche noch etwas länger als der Kölner Dom, aber nicht halb so breit und nur etwa ein Drittel so hoch. Schon Celsus hat über diese ungeheuren Maßverhältnisse gespottet; aber gerade die riesigsten Bauten gehören dem unvordenklichen Alterthum an. Man hat auch an den Proportionen und der Construction der Arche Anstoß genommen und ihre nautische Unbrauchbarkeit behauptet. Aber ein holländischer Mennonit, Peter Jansen, hat 1604 ein Schiff nach denselben Verhältnissen gebaut, nämlich hundertundzwanzig Fuß lang, zwanzig breit und zwölf hoch. Es war zum Schiffen wenig geschickt, konnte aber um ein Drittel größere Lasten tragen. Die Arche sollte ja auch ein Schiff im eigentlichen Sinne gar nicht sein; es werden weder Masten, noch Segel, noch Steuerruder erwähnt. Sie war ein schwimm- und tragfähiges, vierseitiges Haus, ihr Boden wahrscheinlich ein wohlverbundenes Floß. Sie sollte nicht steuern und segeln, sondern nur schwimmen, ohne umgeworfen zu werden. Sie sollte nicht in der Zeit eines Jahres eine Reise um die Erde machen, sondern nahe bei den ursprünglichen Wohnsitzen der Menschheit verbleiben."

Wie aus dieser langen, aus Reusch's Buch „Bibel und Natur" citirten Stelle ersichtlich ist, geht das Bestreben der heutigen Theologen, ganz im Gegensatze zu ihren früheren Collegen, darauf hinaus, den ganzen Vorgang der Sündfluth mehr und mehr in den Kreis der gewöhnlichen Erscheinungen herabzudrücken. Am klarsten treten diese Bestrebungen vor Augen, wenn man sich eine kleine Tafel entwirft und darin die Ansichten der früheren und jetzigen Theologen, sowie der Naturwissenschaft bezüglich der Sündfluth einander gegenüberstellt, wie nachfolgend geschehen.

Aeltere Theologie.	Neuere Theologie.	Naturforschung.
Die Sündfluth ist ein gewaltiges allgemeines Naturereigniß.	Die Sündfluth ist ein locales Naturereigniß.	Die sogenannte Sündfluth ist höchstens ein locales Naturereigniß.
Auf übernatürliche Weise überfluthete das Wasser den ganzen Erdball.	Die Wassermassen, welche die Ueberschwemmung verursachten, entstammten irdischen Quellen.	Die Wassermassen, welche die Ueberschwemmung verursachten, entstammten irdischen Quellen.
Die Fluthen stiegen 15 Ellen über die höchsten Berge.	Die Wasser überstiegen wahrscheinlich nicht die höchsten Berge, sondern nur mäßig hohe Gipfel.	Die Wasser überstiegen gewiß nicht die höchsten Berge, sondern vielleicht nur **sehr** mäßige Gipfel.
Alle Thiere, welche auf der Erde lebten, gingen zu Grunde, mit Ausnahme derjenigen, welche Noah in der Arche hatte.	Nicht alle Thiere, welche auf Erden lebten, sind zu Grunde gegangen, außer denjenigen, welche bei Noah in der Arche waren.	Nicht alle Thiere, welche auf Erden lebten, sind zu Grunde gegangen.
Noah hatte Paare sämmtlicher Thiere in der Arche.	Noah brauchte keineswegs *sämmtliche* Thiere der Erde in der Arche zu haben.	Die Geschichte mit der Arche ist eine Fabel.
Sämmtliche Menschen außer Noah und seiner Famalie sind untergegangen.	Sämmtliche Menschen außer Noah und seiner Familie sind untergegangen.	Nur wenige Menschen sind verunglückt.

Uebrigens erscheint die ganze Erzählung von der Aufnahme sämmtlicher Thiere in die Arche, so überaus naiv und kindlich, daß man sich füglich wundern muß, wie ein Mann wie *Moses*, der hoch über dem Geisteszustande seiner Mitmenschen stand, sie in seine Schöpfungslegende aufnahm. Dabei passirte ihm auch noch das Unglück, daß er die Pflanzen vergaß, denn nicht nur die Thiere, sondern auch die meisten Pflanzen, welche heute leben, würden bei einer Ueberfluthung von Höhe und Dauer der angeblichen Sündfluth, zu Grunde gehen. Weshalb ist aber von den Pflanzen keine Rede? Die Theologen werden wahrscheinlich wieder ein Wunder anrufen, das die Verpflanzung der Bäume, Sträucher und Kräuter in die Arche unnöthig machte. Die Sache erklärt sich aber ganz anders:

Moses vergißt bei der Noachischen Arche die Pflanzen einfach deshalb, weil — sie in der altbabylonischen Sage, die er nachgeschrieben, ebenfalls vergessen waren!

Wir werden darauf weiter unten zurückkommen, für jetzt dagegen zunächst die vorstehende Tabelle in's Auge fassen.

Aus ihr ergibt sich zur Genüge, daß die Theologie zum Theil umgekehrt ist; eine principielle Verschiedenheit zwischen ihr und der exacten Naturforschung hinsichtlich der Noachischen Fluth ist nur noch bezüglich der Frage nach den geretteten Menschen vorhanden. Vielleicht verschwindet auch diese Schranke dereinst; wenigstens ist der erste Schritt dazu schon geschehen, indem man theologischerseits die wörtliche Unfehlbarkeit der Bibel zu vertheidigen aufzugeben beginnt, indem man die Unfehlbarkeit ihrer Auslegung auf die res fidei et morum beschränkt, die Erklärung dessen aber, was mit dem doctrinellen Elemente nur entfernt zusammenhängt, der gemeinen wissenschaftlichen Deutung preisgibt. Heute behauptet die Theologie, die Bibel passe sich nur dem Verstande des gemeinen Mannes an; da sie kein naturwissenschaftliches Werk sei und keinerlei naturwissenschaftliche Belehrung bezwecke, so sei Moses in dieser Hinsicht durchaus nicht inspirirt gewesen. „Den biblischen Schriftstellern“, sagt Reusch, „wurde eine übernatürliche Erleuchtung durch Gott zu Theil; aber diese Erleuchtung hatte, wie die göttliche Offenbarung überhaupt, nur die Mittheilung religiöser Wahrheiten zum Zwecke, nicht die Mittheilung profanen Wissens, und wir dürfen darum, ohne die den heiligen Schriftstellern schuldige Achtung zu verletzen oder den Lehrsatz von der Inspiration irgendwie abzuschwächen, kühn zugeben, daß die biblischen Schriftsteller in profanen Wissenschaften, also auch in ihren naturwissenschaftlichen Kenntnissen nicht über ihren Zeitgenossen gestanden, ja die Irrthümer

ihrer Zeit und ihres Volkes getheilt haben. Die Elogen auf das Genie oder die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des Gesetzgebers der Juden, wie sie mit Rücksicht auf die vermeintliche Anticipation der wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit durch die Genesis von einzelnen französischen Gelehrten ausgesprochen worden, sind also nicht gut angebracht. Durch göttliche Offenbarung ist Moses hinsichtlich des profanen Wissens nicht über den Bildungs- und Erkenntnißstand seiner Zeit erhoben worden, und daß er in der Lage gewesen sein sollte, sich durch eigenes Denken und Forschen darüber zu erheben, dafür liegen gar keine Beweise vor. Es kann uns aber auch ziemlich gleichgültig sein, inwiefern die physikalischen Ansichten Mosis richtig oder irrig gewesen sein mögen; es kommt nur darauf an, welche Ansichten in der Genesis einen Ausdruck gefunden haben, die nicht rein sein Werk, sondern ein göttlich-menschliches Product ist. — Wenn die Bibel von den Dingen der Natur so spricht, wie sie dem menschlichen Auge erscheinen, so ist damit keineswegs diese nach dem Gesagten relativ berechtigte Auffassung als eine absolut richtige bezeichnet, und man muß sich hüten, diese Auffassung nunmehr als die biblische zu bezeichnen: es ist die Auffassung des natürlichen Menschen im Unterschiede von dem Manne der Wissenschaft, und dadurch, daß die Bibel sich in dieser Hinsicht auf den Standpunkt des natürlichen gewöhnlichen Menschen stellt, will sie dieser Auffassung keine andere Berechtigung geben, als sie schon hat. Man muß sich aber ebenso sehr hüten, auf Grund solcher populären, äußerlichen Auffassungen gleich an einen Widerspruch zwischen Bibel und Naturwissenschaft zu denken: die Bibel macht gar keinen Anspruch darauf, in solchen Dingen wissenschaftlich correct, sie macht nur Anspruch darauf, für den unbefangenen Leser verständlich zu sprechen."

Dies ist also mit kurzen Worten nach Reusch der Standpunkt der Bibel, von welchem aus sie gelesen und beurtheilt sein will, auf dem sie ein für alle Mal steht. Leider ist er, wie man bekennen muß, ein sehr schlecht gewählter. Denn nicht allein, daß dieser Standpunkt Jahrtausende lang von den berufensten Bibelforschern nicht erkannt worden ist, hat sie von diesem Standpunkt aus ihren vorgeblichen Zweck auch gar nicht einmal erreicht. Wenn die Bibel einfach für die Juden einer gewissen Zeitepoche berechnet war, so hat sie unzweifelhaft ein gewisses Recht, sich den Bildungszuständen der bezeichneten Periode anzubequemen; dann aber hat sie allen Werth verloren, sobald jene Epoche durchgemacht war und eine neue angebrochen ist, genau so wie ein Lehrbuch seinen Werth für einen gewissen Lehrcursus besitzt und nach Beendigung desselben einem andern Platz machen muß. Weshalb aber will man denn noch im neunzehnten Jahrhunderte das alte Gesetzbuch und die Legendensammlung der Juden als Norm hinstellen?

Ist die Bibel aber nicht für eine bereits verlaufene, unkritische Epoche der Menschheit berechnet und hierauf eingeschränkt, so muß sie vor allen Dingen auch der profanen Anschauung Rechnung tragen. Wenn die Bibel für die neuere Zeit berechnet wäre, so müßte sie auch auf den Zustand der profanen Wissenschaften Rücksicht nehmen. Es ist dies genau ebenso wie ein Gesetzbuch eines modernen Staates; dasselbe hat im Allgemeinen nichts mit der Verschiedenheit der Religionen zu thun, nur gelegentlich nimmt es darauf an gewissen Stellen Bezug, aber nur in der Weise, daß es die gegenwärtig herrschenden Confessionen berücksichtigt und nicht etwa auf das chaldäische Heidenthum zurückgreift. Gerade dadurch, daß scheinbar nebensächliche Dinge nach ihrem wahren Werth er-

kannt, benutzt und gewürdigt werden, rechtfertigt sich ein tief durchdachtes (weisheitsvolles) Werk.

Die Anschauungsweise der Bibel ist aber eine derartige, daß sie nicht für unsere Zeiten paßt; und sie selbst sagt in ihrem historischen Theile deutlich genug, daß sie auch für das jüdische Volk nicht verständlich gewesen ist. Wäre die Bibel als Richtschnur aller Zeiten bestimmt, so dürfte sie keine Ansichten enthalten, welche veralten oder den Anschauungen einer kindlichen Bildungsstufe der Menschheit entsprechen. Beides ist nicht der Fall. Es ist durchaus nicht nöthig, wie man mit Absicht fälschlich behaupten hört, die Bibel müßte sich den Anschauungen eines bestimmten Jahrhunderts anschließen; ein wirklich inspirirter Schriftsteller, der für alle Jahrhunderte schreiben soll, hat sich nicht nothwendig an ein bestimmtes Säculum zu binden.

Auf welchem Standpunkte steht überhaupt die Bibel, wenn sie ihren Lesern erzählt, Jehova habe zum Zeichen des Bundes, den er mit Noah geschlossen, den Regenbogen in die Wolken gesetzt? „Meinen Bogen", heißt es in der Schöpfungsgeschichte, „habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an den Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Thiere in allerlei Fleisch, daß nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme, die alles Fleisch verderbe. Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, daß ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Thier in allem Fleisch, das auf Erden ist."

Soll man annehmen, wie Reusch will, es seien erst jetzt diejenigen physikalischen Gesetze und diejenigen Wechselbedin-

gungen von Licht, Luft und Wasser eingetreten, welche die Erscheinung des weithin sichtbaren farbigen Bogens ermöglichen? Delitzsch meint ebenfalls, erst seit der Fluth seien die natürlichen Bedingungen aufgetreten, wodurch die Erscheinung des Regenbogens als eines hoch und weithin über die Erde sich wölbenden Wolkenbogens (?) zu Stande kam. „Die Entstehung des Regenbogens nach physikalischen Gesetzen", fährt dieser Erklärer der Genesis fort, „ist kein Beweis gegen seinen hier berichteten Ursprung und Zweck. Die Naturgesetze sind ja selber eine göttliche Satzung, und eben in seiner Naturgesetzlichkeit ist der Regenbogen die Bürgschaft des naturgesetzlichen Fortbestandes der Erdwelt; denn so lange der Regenbogen erscheint, bestehen auch die unveränderten Wechselverhältnisse zwischen Luft und Wasser und Licht und Farbe und Dunst und Schwere, und wer wollte zweifeln, daß mit diesen Gesetzen die übrigen alle in der Physik der Erde enge zusammenhingen?" Dahin also kommt man, wenn man gezwungen ist, die Bibel so auszulegen, daß ihre Unfehlbarkeit gewahrt bleibt, solche Schlüsse also sind die Consequenzen der Voraussetzung des göttlichen Ursprungs der hl. Schrift! Ist es nicht die Unvernunft auf die Spitze getrieben, wenn man ernsthaft und mit wichtig thuender Miene behauptet: „Denn so lange der Regenbogen erscheint, bestehen auch die unveränderten (physikalischen) Wechselverhältnisse!" Gewiß, so lange Mondhöfe sichtbar sind, so lange Sonnenflecken erscheinen, so lange ein leuchtendes Meteor am Himmel erscheint, so lange ein Haus umstürzt, so lange ein Dachdecker vom Dache herabstürzt, bestehen sie nicht minder; aber welcher vernünftige Mensch wird eine derartige seltene, gewissermaßen zufällige Erscheinung als „Bürgschaft des naturgesetzlichen Fortbestandes der Erdwelt" ansehen? Offenbar nur derjenige, der aus irgend welchem

Grunde hierzu gezwungen ist. Um sich zu überzeugen, daß die Naturgesetzlichkeit des Erdballs, so weit sie sich auf Luft, Licht, Farbe, Dunst und Schwere bezieht, fortbesteht, dazu braucht kein vernünftiger Mensch nach dem Regenbogen auszugucken, das sieht er weit früher und besser an sich selbst und der ganzen Umgebung, wo er sich eben befindet. Oder würde nicht der eifrigste theologische Bibelforscher denjenigen für verrückt halten, der nach einem Regenschauer nach dem Regenbogen suchte, um sich zu überzeugen, daß die alte Welt noch unverändert besteht? Delitzsch gibt selbst zu, daß vor der Sündfluth Regenbogen erschienen sein mögen, wie man sie bisweilen an Wasserfällen und im Nebel erblickt, aber erst später sei der Regenbogen am Himmel als weithin sichtbarer Bogen aufgetreten. Wäre indeß der Erlanger Professor der Theologie ebensowohl in der Physik, wie in der Theologie zu Hause, so würde er eine Behauptung wie die angeführte nicht aufgestellt haben; er würde dann wissen, daß die Regenbogen, welche bisweilen an Wasserfällen und (sehr selten) im Nebel entstehen, ganz ebenso den nämlichen Wechselverhältnissen zwischen Luft und Wasser, Licht, Farbe, Dunst und Schwere ihre Existenz verdanken, wie der eigentliche Regenbogen, der auf den Himmel projicirt erscheint und von dem Delitzsch meint, daß er als Wolkenbogen weit hin über die Erde sich wölbe. Nöthigenfalls ließe sich auch leicht der Beweis führen, daß dieser über die Erde weithin sich wölbende Regenbogen nur s c h e i n b a r eine solche Ausdehnung besitzt, daß seine linearen Dimensionen sehr mäßig und von derselben Ordnung wie diejenigen mancher im Nebel erscheinenden (weißlichen) Bogen sind. Man bemerkt hiernach leicht, daß, sobald von der Theologie zugegeben wird, es seien auch vor der Sündfluth bisweilen Regenbogen an Wasserfällen und im Nebel erschienen,

hierdurch auch indirekt zugestanden ist, daß die damals bestehenden physikalischen Gesetze und Verhältnisse in dieser Hinsicht keine anderen waren als die heute noch bestehenden. Reusch sagt: „Daß solche atmosphärische Verhältnisse, unter denen der Regenbogen nicht entsteht, möglich sind, zeigt die Thatsache, daß noch jetzt unter den Tropen der Regen niemals fein genug ist, um die Bildung eines vollständigen Regenbogens zu ermöglichen.“ Es ist in der That auffällig, wie ein sonst in seinen Schlüssen so vorsichtiger Theologe wie Reusch eine so nichtssagende Behauptung aufstellen kann. Gewiß, es gibt atmosphärische Verhältnisse, unter denen der Regenbogen nicht entsteht, sie sind nicht bloß möglich, sondern auch thatsächlich vorhanden, wir brauchen, um dies zu constatiren, nicht nach den Tropen zu gehen, vielmehr sind bei uns die gewöhnlichen atmosphärischen Verhältnisse der Art, daß kein Regenbogen entstehen kann, letzterer ist gewissermaßen nur eine ausnahmsweise Erscheinung; nach dem normalen Verlaufe der Dinge tritt der Regenbogen nur selten ein. Uebrigens ist die Behauptung, in den Tropen sei kein vollständiger Regenbogen sichtbar, für welche sich Reusch allerdings auf eine sehr zweifelhafte Autorität, nämlich den philosophirenden Theologen Nicolas beruft, rein aus der Luft gegriffen. In den Tropen ist die Erscheinung des Regenbogens nicht selten vollständiger wie hier; gerade Bouguer's Beobachtungen beweisen, daß in den Aequinoctialgegenden Tropfen von jener Kleinheit erzeugt werden, die nach Young's Interferenztheorie nothwendig sind, um die vollständige Erscheinung des Regenbogen-Phänomens zu ermöglichen. Wenn aber auch der Regenbogen eine verhältnißmäßig seltene Erscheinung ist, so würde doch die Annahme, er sei bis zur „Sündfluth“ niemals erschienen, zweifellos die Voraussetzung

bedingen, daß diejenige Wechselwirkung von Luft, Wasser und Licht in der Atmosphäre, wodurch der Regenbogen entsteht, damals noch nicht stattfinden konnte. Jeder, der etwas von Physik versteht, wird es erklärlich finden, wenn man derartige Voraussetzungen und Annahmen nicht weiter widerlegt; sie sind an und für sich nicht lebensfähig. Wenn aber wieder andere Theologen die Meinung aufstellen, der Regenbogen sei stets als Naturerscheinung vorhanden gewesen und erst als Bundeszeichen etwas Neues, so läßt sich dagegen freilich vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus Nichts einwenden, aber man gewinnt auf jeden Fall eine sonderbare Vorstellung von dem persönlichen Schöpfer, der in solcher Weise einen Bund aufrichtet und seine bloße Versicherung nicht für genügend hält.

Bis jetzt haben wir nur die innere Glaubwürdigkeit des Berichtes über die Noachische Fluth untersucht und daraus die Folgerung hergeleitet, daß derselbe keineswegs auf übernatürlicher Offenbarung beruhen kann, sondern nicht mehr als eine Sage ist, wie man solche bei anderen Völkern ebenfalls findet. Die neuesten Forschungen haben die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung in einer für die theologische Lehre geradezu vernichtenden Weise erwiesen. Denn man hat das Original der Sündfluthsage oder auch wenn man will eine zweite Version derselben, die weit über Moses Zeit hinaufreicht, aufgefunden! Schon der chaldäische Priester Berosus, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte, hat in den drei Büchern, welche er auf Grundlage der alten Chroniken, die im Tempel des Bel zu Babylon aufbewahrt wurden, über die Sagen und Geschichten des babylonischen Reiches schrieb, eine Sündfluthsage mitgetheilt, die der Mosai'schen sehr ähnlich ist. Leider sind die Schriften des Berosus nicht auf uns gekommen und es haben sich nur einige Fragmente derselben in den Werken des Eusebius

von Cäsarea erhalten. Dort findet sich nach Alexander Polyhistor folgender Auszug der altchaldäischen Fluthsage:

„Nachdem Otiartes gestorben, regierte sein Sohn Xisuthrus, achtzehn Saros hindurch. Unter ihm fand die große Fluth statt, deren Geschichte folgendermaßen in den heiligen Urkunden erzählt wird. Kronos erschien ihm im Traume und verkündete ihm, daß am 15. des Monats Daesius, alle Menschen durch eine Ueberschwemmung umkommen würden. Er befahl ihm daher, Anfang, Mitte und Ende alles schriftlich Aufgezeichneten zu sammeln und in der Sonnenstadt zu Sippara zu vergraben, dann ein Schiff zu erbauen und es mit seiner Familie und seinen besten Freunden zu besteigen. Er befahl ihm, Speise und Trank im Schiffsraum anzusammeln und die Thiere, Geflügel und Vierfüßer, darin aufzunehmen. Endlich sollte er alles zur Fahrt vorbereiten. Als Xisuthrus fragte, nach welcher Gegend hin er den Lauf seines Fahrzeugs wenden solle, ward ihm die Antwort: „Zu den Göttern“; auch solle er beten, damit daraus Gutes den Menschen erwachse. Xisuthrus gehorchte, erbaute ein Schiff, 5 Stadien lang und 2 Stadien breit, sammelte alles ihm vorgeschriebene und schiffte sein Weib, seine Kinder und besten Freunde ein. Nachdem die Fluth eingetreten und alsbald wieder im Abnehmen war, entsandte Xisuthrus einige von den Vögeln. Da sie weder Futter, noch einen Ort gefunden, auf dem sie sich niederlassen konnten, kehrten sie zum Schiffe zurück. Einige Tage darauf gab ihnen Xisuthrus von Neuem die Freiheit; aber sie kamen nochmals zum Schiffe zurück, die Füße mit Schlamm bedeckt. Endlich zum dritten Male in Freiheit gesetzt, kehrten sie nicht mehr zurück. Da bemerkte Xisuthrus, daß die Erde wieder frei war; er machte am Dache des Schiffes eine Oeffnung, und gewahrte, daß dieses auf einem Berge stille stand. Er stieg daher mit

seinem Weibe, seiner Tochter und seinem Steuermann aus, betete die Erde an, errichtete einen Altar und opferte auf demselben den Göttern; in diesem Augenblicke verschwand er mit denen, die ihn begleiteten. Unterdessen stiegen auch diejenigen an's Land, die in dem Schiffe zurückgeblieben waren, da sie Xisuthrus nicht zurückkehren sahen, und begannen ihn zu suchen, indem sie ihn beim Namen riefen. Sie erblickten ihn nicht mehr, doch ließ sich eine Stimme vom Himmel vernehmen, die ihnen befahl, fromm gegen die Götter zu sein; Xisuthrus habe die Belohnung für seine Frömmigkeit empfangen, indem er in die Höhe gehoben worden sei, um fortan im Kreise der Götter zu weilen; seine Frau, seine Tochter und sein Steuermann theilten eine gleiche Ehre. Die Stimme verkündete noch den Zurückgebliebenen, sie sollten nach Babylon gehen und die zu Sippara vergrabenen Schriften wieder ausgraben, um sie den Menschen zu übergeben. Sie fügte noch hinzu, das Land, in dem sie sich befänden, sei Armenien. Diese, nachdem sie die Stimme vernommen, opferten den Göttern und kehrten zu Fuß nach Babylon zurück. Von dem Schiffe des Xisuthrus, das endlich in Armenien stehen geblieben war, ist jetzt noch ein Theil in den Gordyäischen Bergen in Armenien vorhanden und die Wallfahrer bringen davon den Asphalt heim, den sie von den Trümmern abschaben. Man bedient sich desselben zur Abwehr der Wirkungen schädlicher Besprechungen. Die Gefährten des Xisuthrus kamen nach Babylon, gruben die zu Sippara verborgenen Schriftstücke aus, gründeten zahlreiche Städte, erbauten Tempel und stellten Babylon wieder her." *) Man erkennt aus dieser alten babylonischen Sage sofort den Kern, um welchen Moses seine Erzählung gruppirte; man sieht

*) Lenormant, die Anfänge der Cultur, deutsche Ausgabe 1875. 2. Band. S. 8.

wie er die Legende der Babylonier in seinen Schöpfungsbericht verwebte und begreift, daß letzterer nicht das Product übernatürlicher Inspiration war, sondern eine sehr natürliche Compilation. In der jüngsten Zeit hat man in den Schutthaufen, welche den Ort von Ninive, der ehemaligen Hauptstadt Assyriens bezeichnen, Ausgrabungen veranstaltet und Layard hat bei dieser Gelegenheit den Archiv- und Bibliotheksaal des königlichen Palastes wieder aufgefunden. Die Babylonier und Assyrier besaßen keine Pergamentschriften, sondern ihre Bücher bestanden aus dünnen, viereckigen Thontäfelchen, auf welche im weichen Zustande die Schriftzüge eingegraben wurden, dann brannte man die Tafeln und schichtete diese allerdings eigenthümlichen Blätter, soweit sie zusammengehörten übereinander. Auf diese Weise haben sich interessante und uralte assyrische und babylonische Schriften unter tausendjährigem Schutt bis zur Gegenwart erhalten können. Layard hat mehr als 10000 Fragmente solcher Tafeln gefunden und nach London geschafft, wo sie im brittischen Museum aufbewahrt werden. Im Jahre 1871 entdeckte G. Smyth auf einer Anzahl dieser Tafeln einen Bericht über die babylonische Sündfluthsage, der im Großen und Ganzen die Nachrichten von Berosus bestätigt. Nach der uralten, weit über Moses hinaufreichenden Götterlehre der Assyrier und Babylonier, gab es eine höchste Dreieinigkeit, bestehend aus Anu (dem ursprünglichen Chaos), Bel (dem Herrscher der Erde und der Unterwelt) und Nuah (dem Herrn des Wassers). Letzterer ist es, der dem Xisuthrus (Sisithrus) den Befehl zum Baue der Arche gibt. Leider sind mehrere Tafeln beschädigt oder fehlen ganz, so daß in dem babylonischen Original einige Lücken vorkommen, doch sind dieselben im Ganzen nicht sehr bedeutend, wie man aus folgen-

dem Auszuge erkennen wird, den ich nach Lenormant's Uebersetzung*) mittheile:

„Nuah sprach zu mir: Mann aus Surippak, Sohn des Ubaratutu, verfertige ein großes Schiff für dich .... Ich werde vernichten die Sünder und das Leben .... Laß eintreten die Saat des Lebens der Gesammtheit der Wesen um sie zu erhalten .... Das Schiff, welches du erbauen wirst .... Ellen sollen sein das Maaß seiner Länge ... Ellen das Maaß seiner Breite und Höhe. Laß es vom Stapel über die Tiefe. Ich verstand und ich sagte zu Nuah, meinem Herrn: Nuah mein Herr, das, was du mir befohlen hast, das wird gethan werden."

Es folgen nun mehrere sehr unvollständige Zeilen, die sich, wie man erkennen kann, auf den Bau der Arche beziehen; dann heißt es weiter:

„Alles was ich besaß, ich trug es zusammen, Alles was ich besaß an Silber, trug ich zusammen, Alles was ich besaß an Gold, trug ich zusammen, Alles was ich besaß an Saat des Lebens, trug ich zusammen, Alles zusammen ließ ich eintreten in das Schiff. Alle meine männlichen und weiblichen Diener, die Hausthiere der Felder, die wilden Thiere der Felder und die jungen Männer des Heeres, sie alle, ich ließ sie eintreten. Samas bewirkte eine Ueberschwemmung und er sprach, indem er des Nachts sagte: „Ich werde regnen lassen vom Himmel reichlich; trete ein in die Mitte des Schiffes und schließe deine Thüre ... An dem Tage, wo ich sein Fest feierte, dem Tag, den er bestimmt hatte, hatte ich Furcht, ich trat in das Innere des Schiffes und ich schloß meine Thüre. Zu lenken das Schiff zu den uner-

*) a. a. O. S. 24 und ff.

steiglichen Orten der großen Gebirge, dem Steuermann anvertraute ich die Behausung seiner Hand. Die Wuth eines Sturmes am Morgen sich erhob am Horizonte des Himmels sich ausdehnend und weit. Bin in Mitten des Himmels donnerte und Nebo und Saru rückten uns gegenüber. Die Verwüster schritten über die Gebirge und Ebenen; der Zerstörer Nergal schmetterte nieder; Adar schritt vorwärts und schlug zu Boden; die Geister brachten Zerstörung; in ihrem Glanze fegten sie die Erde. Die Ueberschwemmung des Bin reichte bis zum Himmel; die glanzvolle Erde ward verwandelt in eine Wüste ..... fegte die Oberfläche der Erde wie ..... sie räumte alles Leben hinweg vom Angesichte der Erde .... der heftige Sturm über das Volk erstreckte sich bis zum Himmel. Der Bruder sah nicht mehr den Bruder. Er erschaute das Volk nicht. Im Himmel fürchteten die Götter den Sturm und suchten eine Zuflucht; sie stiegen bis zum Himmel des Anu. Die Götter gleich den Hunden, wenn sie ihre Schwänze verbergen, krochen zusammen. Istar hielt eine Rede, die gewaltigste der Göttinnen sprach ihr Wort: „Die Welt hat sich gewandt zur Sünde, und da, in Gegenwart der Götter, habe ich das Unglück verkündet. Als ich in Gegenwart der Götter verkündete das Unglück, ward dem Unglück mein ganzes Volk geweiht und ich verkündete folgendermaßen: Ich habe entstehen lassen den Menschen; er sei nicht mehr als die Brut der Fische, die das Meer anfüllen. Die Götter ebenso wie die Geister weinten mit ihr; die Götter auf ihren Sitzen saßen in Klage; ihre Lippen waren geschlossen, wegen des Uebels das herantrat. Sechs Tage und Nächte verstrichen; der Donner, der Sturm und der Orkan hatten die Oberhand. Im Laufe des siebenten Tages legte sich der Orkan und all der Sturm, welcher zer-

stört hatte wie ein Erdbeben, legte sich. Das Meer trocknete aus; der Wind und der Sturm erreichten das Ende. Ich ward getragen mitten über das Meer. Jener der das Unheil angerichtet und das ganze Menschengeschlecht das sich zur Sünde gewandt, gleich Rohrhalmen ihre Körper umhertrieben. Ich öffnete das Fenster und das Licht drang ein, über meine Zufluchtsstätte ging es hin; ich setzte mich ruhig und über meine Zufluchtsstätte kam der Friede. Ich wurde getragen über das Ufer an die Grenze des Meeres; bis auf zwölf Ellen in Allem erhob es sich über der Erde. Zum Lande Nizir ging das Schiff; das Gebirge von Nizir hielt das Schiff auf, und es konnte nicht darüber hinweg kommen. Den ersten und den zweiten Tag das Gebirge von Nizir, das nämliche; den dritten und den vierten Tag das Gebirge von Nizir, das nämliche; den fünften und den sechsten Tag das Gebirge von Nizir, das nämliche. Im Laufe des siebenten Tages ließ ich heraus eine Taube, und sie flog fort. Die Taube flog fort, und suchte, und keinen Ruheplatz sie fand, und sie kehrte zurück. Ich ließ heraus eine Schwalbe, und sie flog fort. Die Schwalbe flog fort und suchte, und keinen Ruheplatz sie fand, und sie kehrte zurück. Ich ließ heraus einen Raben, und er flog fort. Der Rabe flog fort, und er erblickte die Leichen auf den Gewässern, und er fraß sie; er schwamm und verirrte in die Ferne, und er kam nicht zurück. Ich ließ heraus die Thiere nach den vier Winden. Ich spendete ein Trankopfer; ich errichtete einen Altar auf dem Gipfel des Gebirges; sieben zu sieben schnitt ich Kräuter ab; unten legte ich Schilfrohr, Pinien und Simgar-Bäume. Die Götter versammelten sich zu ihrer Verbrennung; die Götter versammelten sich zu ihrer guten Verbrennung. Die Götter gleich Zügen von Fischen versammelten sich über dem Opfer. Aus der Ferne

gleichzeitig der höchste Gott bei seiner Annäherung erzeugte das große Licht des Anu; da den Glanz dieser Götter, gleich einem strahlenden Edelstein, ich konnte ihn nicht ertragen. In diesen Tagen betete ich, daß für immer ich nicht zu ertragen hätte: Daß die Götter kämen zu meinem Altar! Daß Bel nicht käme zu meinem Altar! Denn er hat unbesonnen gehandelt und er hat einen Sturm hervorgerufen, und er hat geweiht mein Volk der Tiefe. Aus der Ferne gleichzeitig Bel in seinem Laufe erblickte das Schiff, und Bel ging voll Zorn zu den Göttern und den Geistern: Daß nicht einer lebendig herauskomme, daß kein Mensch errettet werde aus der Tiefe! Adar öffnete seinen Mund und sprach, und sagte zum Krieger Bel: Wer wird dann errettet werden? Nuah sprach aus seinen Willen, und Nuah wußte alle Dinge; Nuah öffnete seinen Mund und sprach, und sagte zum Krieger Bel: Du, Fürst der Götter, Krieger, da du gereizt worden bist, hast du einen Sturm hervorgerufen. Der Sünder hat seine Sünde begangen, der Frevler hat den Frevel begangen; daß derjenige, welcher erhoben ist, nicht zerschellt werde, daß der Gefangene nicht befreit werde. (?) Anstatt daß du erregest einen Sturm, mögen die Löwen zunehmen und die Menschen verringert werden; anstatt daß du einen Sturm erregest, mögen die Panther zunehmen und die Menschen verringert werden; anstatt daß du einen Sturm erregest, möge die Hungersnoth einbrechen und das Land zerstört werden; anstatt daß du einen Sturm erregest, möge die Pest zunehmen und die Menschen vernichtet werden. Ich prüfte nicht die Weisheit der Götter in meiner Demuth und meiner Aufmerksamkeit; sie sandten einen Traum, und er vernahm die Weisheit der Götter. Als sein Urtheil entschieden worden war, trat Bel in die Mitte des Schiffes. Er ergriff meine Hand und führte mich heraus,

mich, er führte mich heraus und ließ herbeiführen meine Frau an meine Seite. Er reinigte das Land, er schloß einen Bund und nahm das Volk . . . . ."

Das ist der Hauptinhalt des babylonischen Sündfluthberichts; er ist von Smyth aus achtzig Fragmenten dreier verschiedener Exemplare zusammengestellt worden. Diese wurden auf Befehl Assurbanipals im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach einem sehr alten Exemplar angefertigt, das in Uruk (dem Erech der Genesis) vorhanden war, einer chaldäischen Stadt, in der eine große, noch zu Strabo's Zeiten blühende Priesterschule bestand. „Es ist schwer," sagt Lenormant,*) „das Alter des in dieser Weise von den assyrischen Schreibern auf Befehl ihres Herrschers copirten Originals zu bestimmen; doch ist es gewiß auf die Zeit des ersten chaldäischen Reiches, also wenigstens siebenzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zurückzuführen, wenn es nicht gar, wie wahrscheinlich, älteren Datums ist; es bestand also schon lange vor Moses. Aus den Beobachtungen Smyth's und aus einigen grammatischen Thatsachen, auf die er sich scharfsinnig berief, da er nachzuweisen suchte, daß die Sprache unbestreitbare Spuren von Archaismus trägt, geht es hervor, daß das Original ursprünglich in der zu Ninive und Babylon gebräuchlichen semitischen Sprache verfaßt oder auch in jener weit zurückliegenden Zeit aus einer älteren, in akkadischer Sprache, d. h. im turanischen Idiom der ältesten Bewohner Chaldäas geschriebenen Urkunde übersetzt worden war, wiewohl mir letzteres, nach wohlzubeachtenden Anzeichen zu urtheilen, weniger wahrscheinlich zu sein scheint. Vergleicht man die Sprache der den Sündfluthsbericht enthaltenen Urkunde mit jener der Texte aus der Regierungszeit Sargon's I. und

---

*) a. a. O. S. 13.

seines Nachfolgers Naram-Sin, so findet man, daß sie unbestreitbar das Gepräge älterer Zeiten trägt. Aus den Abweichungen der drei existirenden Exemplare ist auch ersichtlich, daß das Musterexemplar, nach welchem sie angefertigt, in der ältesten, hieratischen, Schrift, ausgeführt war, — eine Schrift, die bereits im siebenten Jahrhundert nur noch mit Mühe gelesen werden konnte, da die Schreiber in der Erklärung gewisser Schriftzeichen nicht übereinstimmten; in anderen Fällen setzten sie in ihren Abschriften einfach und ohne weiteres die hieratischen Zeichen ein, für die sie kein rechtes Verständniß mehr hatten. Aus der Vergleichung dieser Varianten ergibt sich's auch, daß das Exemplar, welches Assurbanipal abschreiben ließ, selbst die Abschrift eines älteren Manuscriptes war, in welchem man dem Originaltext bereits Interlinearglossen beigefügt hatte. Einige Abschreiber behielten dieselben bei, andere ließen sie fort."

Die außerordentliche Aehnlichkeit, welche der jüngere Mosaische Bericht von der angeblichen Sündfluth mit dem ältern babylonischen hat, findet sich wieder in den biblischen und babylonischen Sagen von dem Thurmbau zu Babel und ist historisch sofort erklärlich. Die Vorfahren Abrahams bewohnten Chaldäa und waren demnach mit den babylonischen Sagen aus religiösen Anschauungen sehr genau bekannt. Diese letzte erhielt sich in der mündlichen Ueberlieferung und Moses benutzte sie später um seine eignen Ideen daran anzuknüpfen. Daß dies wirklich der Fall ist, und von einer göttlichen Inspiration absolut keine Rede sein kann, zeigen die Abweichungen in der Mosaischen Darstellung von der ursprünglichen Sage, Abweichungen, die dadurch naturgemäß entstehen mußten, daß Moses und sein Volk der Schiffahrt und allem was damit zusammenhängt, vollkommen unkundig waren. Das Schiff ist

bei Moses zum Kasten (tebah) geworden, auch kennt er keinen Steuermann, er beweist die gleiche Unkenntniß wie der Binnenländer der aus Erzählungen ein Seeschiff beschreiben soll.*) Man erkennt auf das Deutlichste aus dem ganzen Sündfluthberichte, daß er aus verschiedenen (natürlich im Volke cursirenden) Erzählungen zusammengesetzt ist. „Es ist“, sagt Lenormant, „unmöglich, die Erzählung der Bibel im hebräischen Texte zu lesen, ohne darin zwei verschiedene Berichte zu unterscheiden, in denen charakteristische Verschiedenheiten des Styls mit Leichtigkeit ihre Scheidung bewerkstelligen lassen; es sind Berichte, welche beide in sich selbst vollendet sind und beide dieselben Thatsachen wiedergeben; doch scheint mir einer von ihnen un-

*) Merkwürdig ist die gänzliche Abweichung der babylonischen und biblischen Sage in Bezug auf die Dauer der Sündfluth und der Jahreszeit, in welcher diese stattfand. „Sowohl der biblische Bericht als jener der alten, aus Erech stammenden Dichtung, tragen hier offenkundig die Spur der Anwendung verschiedenartiger kalendarischer Ideen auf die alte Tradition. Und diese Abweichung ist um so auffälliger, da die verschiedenen Phasen der Sündfluth in der Genesis unstreitig mit der gewöhnlichen Aufeinanderfolge der Jahreszeiten und den atmosphärischen Erscheinungen in Babylonien und Chaldäa in Zusammenhang stehen; und hieraus darf man schließen, daß sich das Wesen der Tradition der Abrahamiden während des Aufenthaltes ihrer Vorfahren zu Ur der Chaldäer ausgebildet hatte.

In der biblischen Erzählung sind die Perioden der Sündfluth durch die Ordnungszahlen der Monate angegeben; doch beziehen sich diese Ordnungszahlen auf ein Jahr, das mit dem 1. Tischri, zur Zeit des Herbstäquinoctium, beginnt; dies war bereits von Josephus erkannt und ist, unter den modernen Schriftstellern, von Michaelis endgültig nachgewiesen worden. Der Regen beginnt zu fallen und Noah tritt am siebzehnten Tage des zweiten Monats, also des Marchesvan, in die Arche; vierzehn Tage darauf, zum Wintersolstitium, zu der Zeit, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, ist die Ueberschwemmung im vollsten Gange und die Arche beginnt zu schwimmen. Es stimmt dies mit einer astrologischen Theorie chaldäischen Ursprungs überein, welche Seneca dem Berosus zuschreibt und die keinen Einfluß auf den Verfasser zu Erech hatte; es ist eine Theorie, nach welcher die Ueber-

streitig vormosaischen Ursprungs zu sein. Der letzte Verfasser verflocht sie mit bemerkenswerthem Geschick, konnte aber immerhin nicht verhindern, daß sich alle Zwischenfälle am Anfang und Ende der Erzählung je zweimal mit denselben Nebenumständen, ja fast mit den nämlichen Worten wiederholen." Schließlich glaube ich, daß Niemand, der vorurtheilsfrei das gegenwärtige Kapitel über die Sündfluth liest und sich das Gewicht der naturwissenschaftlichen und historischen Bedenken gegen dieses behauptete Ereigniß, deutlich und hinreichend vergegenwärtigt, ansteht, zu erklären, daß er in der Mosaischen Darstellung durchaus Nichts vor sich hat, was den geringsten Anspruch auf göttliche Inspiration machen kann.

---

fluthungen periodisch und zwar jedes Mal dann sich wiederholen würden, wenn die fünf Planeten, die Sonne und der Mond im Zeichen des Steinbocks zusammentreffen. Der gewaltige Andrang der Gewässer währt noch hundert und fünfzig Tage und am siebzehnten Tage des siebenten Monats, d. h. des Nisan, setzt sich die Arche auf dem Berge Ararat fest. Den ersten Tag des zehnten Monats (Tammuz), ungefähr zur Zeit des Sommersolstitium, treten die Gebirge wieder hervor. Dies geschieht genau zu derselben Zeit, wo die Gewässer des Euphrat und Tigris die von ihnen überschwemmten Landstrecken wieder verlassen; ebenso ist es auch der letzte Tag des Sivan, auf welchen die Vorschriften der chaldäisch-assyrischen Religion die Ceremonie des Formens der Ziegel für die kirchlichen und königlichen Bauten festsetzen, eine Feierlichkeit, für welche die klimatischen Verhältnisse den Zeitpunkt bestimmt hatten. Vierzig Tage darauf, im Laufe des Monats Ab, den die Babylonier den „Monat des Feuers" nannten, während der größten Hitze der Hundstage, schickt Noah, da er merkt, daß die Erde zu trocknen beginnen muß, die Vögel auf Entdeckung aus. Endlich ist es der erste Tag des ersten Monats des folgenden Jahres, also des Tischri, während des Herbstäquinoctium, an welchem Noah aus der Arche tritt. Die Befreiung des Vaters der neuen Menschheit und der Bund, den Gott mit ihm und seinem Geschlecht abgeschlossen, fällt daher genau auf den Tag, an welchem nach einer sehr alten, bei den Juden erhaltenen Ansicht, die Erschaffung der Welt geschah.

Die Dauer der Ueberschwemmung ist weit kürzer in dem von Smith entdeckten Berichte. Die Gewalt der Fluth, von ihrem Beginn bis zum

Vierzehntes Kapitel.

Die Natur kümmert sich in der Anordnung und dem Verlauf ihrer Erscheinungen nicht um diejenigen Einrichtungen, welche zum Fortbestehen religiöser Anschauungen und zur Aufrechthaltung des Cultus getroffen werden.

Ich habe bereits in den vorhergehenden Kapiteln gezeigt, daß der normale Verlauf der Naturerscheinungen keine Aen-

---

Höhepunkt, währt blos sieben Tage, und wiederum verlaufen sieben Tage vom Aufhören des Sturmes und der Niederlassung des Schiffes des Sisithrus auf dem Gebirge von Nizir bis zur Entsendung der Vögel. Diese Version wird offenbar von der Vorstellung des Siebengestirnes beherrscht, welche auch bei der Einführung der Wochenrechnung zum Ausgangspunkt diente.

Wo es sich endlich darum handelt, was nach der Sündfluth aus dem erretteten Gerechten wird, weichen der epische babylonische Bericht und derjenige der Bibel in schrofffter Weise von einander ab. Noah lebt noch dreihundert und fünfzig Jahre im Schoße seiner Nachkommen und stirbt neunhundert und fünfzig Jahre alt. Sisithrus empfängt das Vorrecht der Unsterblichkeit; er wird entführt „um ähnlich den Göttern zu sein" und „in einen abgelegenen Ort befördert", wo ihn Izdubar besucht, um die Geheimnisse des Lebens und des Todes zu erfahren. Doch erzählt die Bibel etwas Analoges vom Henoch, dem Urgroßvater des Noah: „daß sein ganzes Alter ward dreihundert fünfundsechszig Jahre. Und dieweil er ein göttlich Leben führete, nahm ihn Gott hinweg und ward nicht mehr gesehen." Nun scheint es mir, daß sich bei strenger Kritik die von Sayce bemerkte Thatsache nicht als eine rein zufällige Uebereinstimmung betrachten läßt; er weist nämlich nach, daß der in der Keilschrifturkunde angeführte Namen des Vaters des Sisithrus, nämlich Ubaratutu, aus der akkadischen Sprache entlehnt ist und in diesem Idiom „röthlicher Glanz der untergehenden Sonne", ubara-tutu und der Namen des Vaters des Henoch in der Bibel, Yirad (Jared in der Vulgata), im Hebräischen „Hinabsteigen, Untergang" bedeutet. Die babylonische Tradition vereinigte also in der Person des Sisithrus die Thatsachen, welche die Bibel auf Henoch und Noah vertheilt, und der Namen des Vaters des Henoch entspricht, seiner Bedeutung nach, im Hebräischen demjenigen des Sisithrus im Akkadischen." Lenormant a. a. S. 39—42.

derung durch übernatürliche Einwirkungen erleidet, und Wunder, von denen angegeben wird, daß sie ihren Ausgangspunkt auf religiösem Gebiete besitzen, nicht existiren. Die Natur bestätigt daher die Lehren der Bibel und des Christenthums ebenso wenig wie die Glaubenspunkte irgend einer andern religiösen Genossenschaft. Der Naturforscher trifft niemals auf eine Ausnahme vom allgemein natürlichen Verlaufe der Dinge, welche ihre Begründung nicht in anderweitigen Naturgesetzen und dem Ineinandergreifen kosmischer oder tellurischer Kräfte fände.

In diesem Kapitel gedenke ich weiter zu gehen und zu zeigen, daß nicht allein keine Wunder im offen ausgesprochenen Interesse der Religion, gewissermaßen auf Wunsch derselben stattfinden, sondern daß auch die religiösen Einrichtungen bei verderblichen Katastrophen nicht mehr und nicht minder verschont werden wie alle profanen; ich werde nachweisen, wie die Natur selbst mit Fingern darauf hinzeigt, daß sie keinen Unterschied kennt zwischen Religion und Nichtreligion, zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen den Hütten der Wilden und den kunstvollen Tempeln des Allerhöchsten, zwischen Gott und den Menschen.

Ich erinnere zunächst an die Thatsache, daß das elektrische Feuer der Wolken die „Wohnungen Gottes" ebenso gut zerstört wie jene der Menschen, ja mit ganz besonderer Vorliebe sich auf Kirchen und Kapellen herabstürzt, weil diese in Folge der Naturgesetze eine vorzugsweise Anziehung auf den Blitz ausüben.

Am 11. Juli 1819 sollte in dem Dorfe Chateauneuf im Departement der Niederalpen die Installirung des neuen Pfarrers vor sich gehen. Nach einem heitern Morgen zog gegen 11 Uhr ein Gewitter herauf und ein blendender Blitz senkte sich auf die Kirche herab, dem drei furchtbare Donner-

schläge folgten. Der Blitz traf zuerst die Thurmspitze, schleuderte das Kreuz derselben weit weg, und brach dann durch das Gewölbe in die Kirche. Hier warf er den Ministranten nieder, schleuderte das Missale aus seinen Händen und riß den Priester am Altare zu Boden. Man fand ihn dem Anscheine nach todt und mit brennenden Kleidern an der Erde liegen, doch gelang es nach langen Bemühungen, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Außerdem wurden noch zweiundachtzig Personen verwundet, neun sofort getödtet. Dichter Rauch erfüllte die ganze Kirche, welche an verschiedenen Stellen brannte. Seinen Weg bezeichnete der Blitz durch eine breite Spalte, welche die Mauer durchbrach und erst im Freien endete. Wahrscheinlich hatte sich der Blitzstrahl im Innern der Kirche gespalten, denn man fand Spuren eines zweiten Weges, welche sich gegen die Wohnung des Pfarrers hin erstreckten, in der noch ein Pferd und fünf Schafe getödtet wurden.

Am 11. Juni 1857 traf ein Blitzstrahl die Kirche zu Sittard; sie wurde vollständig ein Raub der Flammen und man hatte Mühe, dem noch weiteren Umsichgreifen des Feuers vorzubeugen.

Im Mai 1862 ward die Kirche zu Dambach im Elsaß vom Blitze getroffen und eingeäschert.

Am 20. December desselben Jahres entlud sich über dem Städtchen Süchteln bei Crefeld ein heftiges Gewitter, wobei ein Blitzstrahl die Kirche traf und entzündete.

Am 9. Juni 1863 schlug der Blitz in die Kirche zu Semtschitz, in welcher eben das Hochamt celebrirt wurde. Eine gewaltige Flamme ergoß sich über die Köpfe der Kirchenbesucher, worauf ein so schrecklicher und anhaltender Donner erfolgte, daß die Anwesenden an einen Einsturz des ganzen Ge-

bäudes glaubten. In der Kirche herrschte ein starker Schwefelgeruch. Brand wurde nicht bemerkt. Bei dem Fenster hinter der auf dem Chor befindlichen Orgel lag der Ortsschullehrer todt am Boden.

In der Nacht vom 25. zum 26. April 1760 schlug der Blitz in dem kurzen Zeitraume von 20 Minuten drei Mal in die Kirche und die Gebäude der Liebfrauen-Abtei zu Hamm.

Im December 1806 zerstörte der Blitz während eines einzigen Gewitters, entweder gänzlich oder zum Theil, die Kirchthürme von St. Martin, zu Vitré, von Erbré, Croisilles und Etrelles.

Am 11. Juli 1807 wurde die St. Martinskirche zu Vitré abermals getroffen. Fünf Tage zuvor hatte der Blitz zu La Guerche und im Umkreise von einer halben Meile um diese Stadt in zehn Kirchen oder andere Gebäude eingeschlagen.

In dem Raum zwischen Landerneau und St. Pol-de-Léon in der Bretagne traf der Blitz während der Nacht vom 14. zum 15. April 1718 vierundzwanzig Kirchen, und gerade solche, sagt Fontenelle, wo man läutete, um ihn abzuwehren. Deslandes, der diesen Bericht der Akademie übergab, fügte hinzu: „Benachbarte Kirchen, wo man nicht läutete, blieben verschont.“

Eine Zusammenstellung hierhin gehöriger Erscheinungen ergab, daß der Blitz innerhalb eines Zeitraumes von 33 Jahren nicht weniger als 386 Kirchthürme traf, 121 Glöckner tödtete und eine noch weit größere Anzahl verwundete.

Gegenüber dieser langen Reihe von Beispielen muß man wohl beachten die Feierlichkeiten, mit welchen die Glocken eingeweiht und die Gebete, die über dieselben gesprochen werden, in denen es u. A. heißt: „Barmherziger Gott, laß die Glocke, so oft sie erschallt, vertreiben die argen Werke der bösen Geister

und die Finsterniß ihrer Erscheinung; laß sie abwehren die Wirbelwinde, das Einschlagen der Blitze, die Verheerungen des Donners, die Plagen der Stürme und alle Geister der Ungewitter ꝛc. — Herr, laß abgewehrt werden die Fallstricke des bösen Feindes, die Verwüstung des Hagels, das Toben der Wirbelwinde und die Wuth der Orkane; laß die bösen Gewitter ihre Kraft verlieren. — O allmächtiger, ewiger Gott, laß den Klang dieser Glocke verjagen die feurigen Pfeile des Feindes der Menschen, die Blitzschläge, den Steinregen, die Verheerungen der Ungewitter . . . ."*)

Der Erfahrung nach ergibt sich also, daß weder die Weihe, welche den Glocken ertheilt wird, praktisch den geringsten Nutzen bringt, noch die Kirchen selbst von den Naturphänomenen verschont werden. In neuester Zeit hat man daher auch vielerorts angefangen, Kirchen und Klöster durch Blitzableiter zu schützen. Aber gerade hierdurch stellt sich die theologische Anschauung selbst ein Armuthszeugniß aus. Denn wenn der Blitz nicht einmal die Wohnungen des „Herrn der Natur" verschont, wenn er die Tempel Gottes verheert und seinen Verheerungen nur dadurch Einhalt gethan werden kann, daß man die Naturwissenschaften zu Hülfe ruft, so folgt doch hieraus offenbar und unwiderleglich, daß die Natur unbekümmert ihren Gang geht; denn derjenige welchen die Gläubigen als Herrn der Schöpfung verehren, wird doch nicht gegen sich selbst und seine Wohnungen agitiren. Christus sagt selbst (Matthäus XII, Lucas XI): „Ein jegliches Reich, das mit sich selbst uneinig ist, das wird wüste; und eine jegliche Stadt oder Haus, so es mit sich selbst uneins wird, mag nicht bestehen. Oder wie kann Jemand in eines Starken Haus gehen und ihm seinen Hausrath rauben;

*) Vergl. Arago's sämmtliche Werke, Band IV. S. 267.

es sei denn, daß er zuvor den Starken binde und alsdann ihm sein Haus beraube?" Diese Worte des Stifters der christlichen Religion lassen sich schlagend auf die Wirklichkeit anwenden. In der That, der Starke ist jener Gott, den der Gläubige mitten in einem Tempel aus Menschenhänden gemacht, vorhanden glaubt; aber der Stärkere ist die Natur, die den Tempel zerschmettert und die Ohnmacht jeder andern Gewalt ihr gegenüber, vor aller Welt Augen darlegt. Schon Minucius Felix, der um die Zeit der Antonine lebte, läßt in seiner berühmten Schrift, Cäcilius sagen:*) „Nicht einmal eine Vorsehung, die Autorität eines göttlichen Wesens läßt sich je erweisen; es ist möglich, daß das bloße Element des Feuers die Gestirne angezündet, daß bloße Materie den Himmel befestigt hat: und so Erde, Meer, Mensch, Natur bloß Bildung des Zufalls und der Materie. Und der Blitz, der ohne Auswahl heilige und profane Orte trifft, der Schiffbruch, der den Guten und Bösen widerfährt, die Pest, die in allen Kreisen blindlings wüthet, selbst das gewöhnliche Leben, in welchem die Bosheit triumphirt — das Alles ist eine große Bestätigung dieser Lehre. Entweder wir wissen nichts von dieser ungewissen Natur, oder es regiert, an kein Gesetz gebunden, als oberste Macht das Schicksal. Was will also diese Religion, diese Angstreligion, die nur Aberglauben ist." Nur der Aberglaube vermag mit Verläugnung aller gesunden Vernunft seine Hoffnung auf Etwas zu setzen, das sich selbst nicht helfen kann. Solcher Aberglaube zeigt sich am bedeutendsten, sobald eine unwissende Menge ihr Leben oder Eigenthum bedroht sieht, wie sich bei allgemeinen Seuchen, Erdbeben oder vulkanischen Aus-

*) Nach der Uebersetzung von Keim in Celsus' Wahres Wort. Zürich 1873. S. 160.

brüchen so häufig kundgibt und gerade hierdurch wird der beste Beweis geliefert, daß das Abhängigkeitsgefühl des Menschen der Grund der Religion ist.

Als am Abende des 17. Juli 1826 die Stadt Santa-Fé de Bogota in Neu-Granada von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht wurde, stieg der religiöse Fanatismus der aufgeschreckten Menge zu einer furchtbaren Höhe. „Der zweite Stoß", sagt Boussingault in einem Briefe an Alexander v. Humboldt, „hatte alle Einwohner aus ihren Häusern getrieben. Die Meisten brachten den übrigen Theil der Nacht auf den öffentlichen Plätzen zu. Die Bestürzung war allgemein; die Einen beteten, die Andern beichteten mit lauter Stimme; natürliche Kinder fanden Eltern wieder, die sie bis dahin verläugnet hatten; seit lange gestohlenes Gut wurde zurückgegeben. Es war ein imposanter Anblick, diese zahlreiche Versammlung, welche mit Inbrunst betete, um den Himmel zu besänftigen; und es lag etwas Herzzerreißendes in den Schmerzensschreien, die sich von allen Seiten erhoben, wenn wieder eine starke Undulation gefühlt wurde, gleichsam um zu verkündigen, daß die Gebete noch nicht erhört seien. Während dieser Nacht voll Jammer stellte ich aufmerksam meteorologische Beobachtungen an, aber heimlich und an einem sichern Orte, denn es ist einem Physiker nicht immer gestattet, ungestraft sein Instrument zu befragen, wenn er sich einer unwissenden und abergläubischen Menge gegenüber befindet. — Am andern Tage erkannte man, daß fast alle Häuser stark beschädigt waren; die Kathedrale drohte den Einsturz, der Thurm von Santa Clara war zusammengefallen; das Kloster von San Francisko, mit einem Worte, alle Kirchen befanden sich in einem sehr schlechten Zustande. Die Kapelle von Guadelupe, welche 650 Meter über der Stadt liegt, ist gänzlich

zerstört. Einige Tage zuvor hatte ich eine Nacht darin zugebracht, um verschiedene Beobachtungen über die Stärke der nächtlichen Strahlung anzustellen.“

Die Theologen sind von jeher niemals um Beibringung von Scheinbeweisen und Trugschlüssen verlegen gewesen, sie haben sich immer aus der Verlegenheit zu ziehen gewußt, nöthigenfalls, wenn kein anderer Ausweg blieb, mit Hinweisungen auf die „unerforschlichen Rathschlüsse Gottes“, dessen Ideengang wir Menschen mit unserm beschränkten Verstande nicht immer erkennen könnten und dessen Weisheit bisweilen irgend ein Verhängniß über uns hereinbrechen lasse, das, ob es zwar dem Anscheine nach zu unserm Verderben führe, dennoch unser wahres Heil und unsere ewige Glückseligkeit begründe. Als im Jahre 1863, am Tage Maria-Empfängniß, in der alten Jesuitenkirche zu Santjago in Südamerika der Gottesdienst ausgeübt wurde und die geräumige Kirche zum Erdrücken mit frommen Gläubigen angefüllt war, fing ein Theil der künstlichen Blumen, welche, von Tausend Lichtern umgeben, zu Ehren des festlichen Tages um den Hochaltar prangten, Feuer und in einem Augenblicke stand das Innere des Tempels bis hoch in die Kuppel hinauf in Flammen. Stieg aber etwa Gott oder die hl. Jungfrau herab, um die bedrohten Frommen zu retten und durch diesen Beweis von Barmherzigkeit und Allmacht den Glanz des Festes zu erhöhen? Wurde das inbrünstige Flehen von Tausenden geängstigter Gläubigen, die im Angesichte eines schrecklichen Todes aus den tiefsten Tiefen eines geängstigten Gemüthes zur „Mutter der Christenheit“, zur „barmherzigen und mildreichen Jungfrau“ riefen, erhört? Zeigte sich die Mutter Gottes ihres Rufes unter den Christen würdig und flehte sie bei ihrem göttlichen Sohne, der nach den Lehren der Kirche ihr keine Bitte abschlägt, um Rettung

ihrer Schutzkinder? Nichts weniger als das! Was der verhärtetste Mensch gethan haben würde, das that Maria nicht, sie blieb blind und taub, weder ihr Herz, noch das Herz ihres Sohnes wurde bewegt, und fast Zweitausend „Gläubige“ fanden einen schrecklichen Tod mitten in der Wohnung des Gottes, dessen Milde und Allmacht sie soeben noch gepriesen hatten. Aus solchen Vorfällen schließt der denkende Mensch, welcher nüchternen Sinnes die Thatsachen untersucht, daß der verehrte Gott entweder nicht helfen wollte oder nicht helfen konnte. Da Ersteres indeß offenbar gegen die Allgütigkeit, d. h. die unbegränzte Güte und Milde Gottes verstößt, so bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß Gott gleich den Menschen in demselben Falle nicht helfen konnte, mit anderen Worten, daß das Walten der Naturkräfte durch Gott nicht beeinflußt wird. Der Theologe freilich schließt sich dieser Schlußfolgerung nicht an; als das Unglück geschehen war, behauptete die Geistlichkeit von Santjago, wie man sagt, Maria habe ihre lieben Kinder allesammt zu sich in den Himmel nehmen wollen, wo sie in der ewigen Glückseligkeit ein unvergleichlich besseres Leben wie hier im Thränenthale der Erde führten und als heilige Fürsprecher am Throne Gottes ihren zurückgebliebenen Angehörigen nützlich würden. Solche Machinationen erinnern übrigens — bis auf den Ausgang der Sache — in gewisser Hinsicht an jenen Vorfall in der chinesischen Provinz Nan-kin, von welchem le Comte erzählt. Dort lebte ein Mann, dessen einzige, geliebte Tochter erkrankte. Der geängstigte Vater wandte sich an die Götter mit Gebeten, Gelübden, Almosen und reichlichem Opfer. Die chinesischen Priester oder Bonzen versprachen alles Gute, aber nichtsdestoweniger starb die Tochter. Die Bonzen nahmen nun freilich ihre Zuflucht zu allen möglichen Ausreden, aber

der untröstliche Vater ließ sich nicht irre machen, sondern beschloß in seinem Zorne, das Götzenbild unter Beobachtung aller Formalitäten einzuklagen. „Wenn der Geist", sagte er zu dem Richter des Ortes, „die Macht hatte, meine Tochter zu heilen, so machte er sich eines großen Betruges schuldig, als er mein Geld nahm und nichtsdestoweniger meine Tochter sterben ließ. Wenn er aber die Macht nicht hatte, die er vorgab, was berechtigt ihn dann, den Charakter eines Gottes anzunehmen?" Der Ortsrichter hielt sich in der Angelegenheit für incompetent und verwies die ganze Sache an den Gouverneur, der aber seinerseits, da er nicht gern mit den Göttern zu thun hatte, den Vorfall dem Vicekönig zur Untersuchung schickte. Letzterer ließ den Kläger zu sich bescheiden. „Es ist nicht klug von euch", sagte er zu ihm, „mit den Göttern Streit anfangen zu wollen; diese Art von Geistern ist natürlich boshaft und ich fürchte sehr, daß sie euch unangenehme Streiche spielen werden. Nach meiner Ansicht würdet ihr besser thun, wenn ihr auf die Vergleichsvorschläge eingingt, welche euch die Priester machen wollen. Sie haben mir versichert, daß der Gott durchaus nicht unbillig sein, sondern der Vernunft Gehör geben wird, wenn ihr die Sache nicht zu weit treibt." Der Mann blieb indeß unerschütterlich bei seinem Entschlusse und erklärte, daß er lieber zu Grunde gehen als von seiner Klage ablassen wolle. „Ich bin", sagte er, „unbedingt entschlossen, durchaus nicht nachzugeben, denn der Götze glaubt, daß er geradezu thun könne was er wolle, und daß Niemand die Kühnheit habe ihn anzugreifen, aber hierin irrt er sich bei mir ganz und gar." Als der Gouverneur sah, daß sich mit dem Manne auf dem Wege der Unterhandlung Nichts ausrichten ließ, berichtete er über den Vorfall an den Geheimen Rath zu Pe-king und dieser forderte die streitenden Parteien

vor sich. Sie erschienen. Dem Götzen fehlte es durchaus nicht an Rechtsgelehrten und Vertheidigern, die, von den Bonzen gut bezahlt, seine Rechte ganz unanfechtbar fanden und in einer Weise plaidirten, daß sich der Gott in eigener Person nicht besser hätte vertheidigen können. Man hatte es indeß mit einem Manne von der allergrößten Schlauheit zu thun, der vernünftig genug war, seine Beweise mit einer großen und wohlangebrachten Geldsumme zu unterstützen, die nun den Richtern in seiner Sache das hellste Licht verschaffte, überzeugt, daß selbst der Teufel ungemein scharfsinnig sein müsse, wenn er einem so wichtigen Argument widerstehen könne. Nach kurzer Vertheidigung gewann er seinen Prozeß vollständig, das Götzenbild ward als unnütz aus dem himmlischen Reiche verbannt, sein Tempel zerstört und die Bonzen, als diejenigen welche seine Person repräsentirten, gründlich bestraft. Was in dieser, auf Thatsachen beruhenden Erzählung besonders auffällt, ist der Umstand, daß der Recurs der Bonzen an „unerforschliche Absichten", den dieselben jedenfalls ergriffen haben werden, vor dem höchsten Tribunale in China kein sonderliches Gehör fand; bei uns in Europa bildet er für die Theologen aller Confessionen eine unschließbare Hinterthür. Wie viele ähnliche Prozesse müßten vor den Gerichtshöfen des Abendlandes entschieden werden, wenn hier die „Gläubigen" ähnlich handelten wie jener Mann in der Provinz Nan-kin! Aber auch ohne daß solche Fälle juridisch behandelt zu werden brauchen, beweisen sie doch Demjenigen, welcher unbeirrt und offenen Auges die Welt rings um sich anschaut, daß kein Gott, durch Gebet und Fasten bewogen, den ewigen Kreislauf der Natur aufhebt oder momentan unterbricht.

Die Natur geht unbeirrt ihre Bahn vorwärts, sie kümmert sich nicht um die Klagen, sie kümmert sich auch nicht um die

Verehrung der Menschen, sie schleudert den Erdenbewohner, wie Feuerbach sagt, unerbittlich auf sich selbst zurück. Errichte dem Gotte des Himmels und der Erde den die Christen verehren, Tempel, oder erbaue eine Moschee zu Ehren des Propheten Mohamed, oder errichte ein Bethaus und setze einen Fetisch hinein: es ist vor der Natur Alles gleichgültig. Wenn die unterirdischen Gewalten an die Oberfläche der alten Erde pochen, so werden sie ebensogut den Tempel Christi wie die Moschee Mohamed's, oder den Aufenthaltsort des Fetisch zusammenwerfen, ja, es kann der Fall eintreten, daß das Holz, vor dem der Neger kniet und betet, aufrecht erhalten bleibt, aber der kunstreich gewölbte Tempel Jehova's in Trümmer sinkt. Weder Feuer, noch Wasser, noch Luft als Sturm bewegt, noch die Erde, wenn sie in weitem Umkreise erbebt und brüllend ihre unterirdischen Schlünde öffnet, verschonen die Tempel und die Cultusaufführungen der Götter: Was willst du daher, o Mensch, von Wesen, die sich noch weniger helfen können als du dir selbst helfen kannst? Hättest du den Göttern keine Wohnung erbaut, nie würden sie es vermocht haben, sich Tempel auf Erden zu gründen; hättest du nicht religiöse Vorschriften geschrieben und deinen Mitmenschen gelehrt, nie würde der Gott auf dem Erdballe verehrt worden sein; und hättest vor Allem du schließlich nicht deinen Gott gemacht und ihm Eigenschaften aller Art beigelegt, so würde er niemals entstanden sein; denn er ist nur, weil du es willst, er existirt nur so lange du sein Leben in deiner Vorstellung fristest; er ist nur ewig, weil du ihm die Ewigkeit verliehen hast; er ist nur allmächtig, weil du ihn mit der Allmacht belehntest; allweise, weil du ihm den Verstand beigelegt hast. Noch niemals hat der Gott irgend einer Confession den natürlichen Verlauf der Dinge aufgehoben, um seine Verehrung und seine

Anbeter zu schützen; das beweist die Geschichte aller Völker, soweit sie auf sicher Beobachtetes sich stützt. Weshalb hat der Gott der Christen jenes Land, welches die Wiege des abendländischen Glaubens und das heilige Ziel Tausender von Wallfahrern ist, in die Hände des Erbfeindes der Christenheit gegeben? Weshalb ist alles Blut vergebens geflossen, das einst zur Befreiung des heiligen Grabes verspritzt wurde? Weshalb haben die Predigten und Aufforderungen des heiligen Bernhard zur Befreiung Jerusalems so schlechte Resultate gezeigt? Weil nach dem natürlichen Verlaufe der Dinge das „heilige Land“ kein gesicherter Erwerb bleiben konnte, weil, wie jeder Mensch voraussehen durfte, Palästina mit der Zeit in die Hände der asiatischen Horden fallen mußte. Und merkwürdig; zum vollgültigsten Beweise, des ungestörten, natürlichen Verlaufs der Dinge, finden wir, daß die Kreuzzüge, indem sie das Verhältniß der Männer zu den Frauen verminderten, die Sittenlosigkeit steigerten, ganz ebenso wie gleiches nach jedem großen Kriege der viele Männer verschlingt, beobachtet wird.*) Wenn Gott den Lauf der Dinge ändern konnte, warum hat er dies nicht gethan, als seine ganze Kirche ihn darum anflehte? Gewiß aus dem nämlichen Grunde, weshalb er zugab, daß in dem Frankreich der ersten Revolution der christliche Gottesdienst abgeschafft und das Sinnbild der Vernunft auf den Hochaltar gesetzt wurde. Gott existirt nicht in der That sondern nur im Glauben, nur in der Vorstellung schützt er sich und seine Anhänger. Plato hat ganz recht, wenn er Gott als die Idee der Ideen bezeichnet und er spricht wie die Bibel recht allgemein verständlich und populär, wenn er die Welt als Abbild Gottes betrachtet; richtig nach den

*) Buckle, Gesch. der Civilisation in England. 1874. Dtsche. Ausg. I. 1. S. 143.

Regeln theologischer Beweisführung interpretirt, will der griechische Philosoph nämlich hiermit gerade das Umgekehrte sagen, und die Welt ist in der That nicht das Abbild Gottes, sondern Gott ist die Copie, Gott ist nach der Welt geformt, seine Eigenschaften sind jenen des Seins entlehnt und Letzteres ist das Original. Dagegen spricht der Stoicismus ganz offen heraus, daß Gott im All und nur im All existire; mit dem All verschwindet der Gott, er ist nur das anthropomorphosirte All. Die Vernunft sagt, daß ein solches Wesen weder sich noch seine Anhänger schützen kann, und die Erfahrung bestätigt es. Es ist unzweifelhaft, daß kein wirklicher Naturforscher und überhaupt kein vernünftiger Mensch einen Augenblick zaudern würde, jeden Gott als wahr und vorhanden anzuerkennen, von dem seine Priester einwurfsfrei vor aller Welt Augen beweisen könnten, daß er zum Zeichen seiner Macht und zum Schutze seiner Gläubigen selbstthätig in den Gang der Natur eingegriffen habe. Aber solche Beweise können nicht beigebracht werden; das hieße, lehrt die Theologie, Gott den Herrn „versuchen." Ja, es heißt den heiligen Geist im Menschen versuchen, wenn man ihm einen Gott hinstellt, den nur der Glaube als vorhanden bezeichnen kann und behauptet, dieser Gott ändere willkürlich den Lauf der Natur, wenn seine Priester ihn darum ersuchen.

Der Umstand, daß die Natur in der Anordnung und dem Verlauf ihrer Erscheinungen sich nicht im mindesten um Aufrechterhaltung des Cultus kümmert, ist einer der schlagendsten Beweise dafür, daß der Mensch unter dem Einflusse seiner religiösen Anschauungsweise nur Ideen und Vorstellungen in die Natur hineinträgt, wovon diese an und für sich nichts weiß, und daß die Religion mit ihrem ganzen Hintergrunde von mächtigen, naturbeherrschenden Wesen

nur ein Product der menschlichen Phantasie und des ewig beweglichen Gemüths ist.*)

---

*) Diese letztere Behauptung wird auch durch die zahllosen Widersprüche der einzelnen Religionsgesellschaften untereinander bewiesen. Jede Religion hat ausschließlich Recht, aber alle zusammen sind der größte Triumph für den Zweifler. Es gehört nicht hierhin eine Uebersicht der Hauptlehren der vorzüglichen Religionen zu geben, ich beschränke mich deshalb darauf, die klassische Schilderung Volney's hierhin zu setzen, der auf den Ruinen Palmyra's im Geiste Vertreter aller Religionsgesellschaften mit Fahnen und Emblemen vor sich versammelt sieht, während ein Genius ihm die einzelnen Gruppen erklärt. „Die erste Gruppe", spricht dieser, „von grünen Fahnen mit dem Halbmond, einer Binde und einem Säbel, sind die Anhänger des arabischen Propheten: Sagen, daß es einen Gott gibt (ohne zu wissen, was er ist), an die Worte eines Menschen glauben (ohne seine Sprache zu verstehen), in eine Wüste gehen, um zu Gott zu beten (der allenthalben ist), seine Hände mit Wasser waschen (und doch des Blutvergießens sich nicht enthalten), am Tage fasten (und des Nachts essen), Almosen von seinem Gut geben (und das Gut Anderer rauben), das sind die von Mohamed vorgeschriebenen Mittel zur Vollkommenheit. Wer sie nicht anerkennt, der ist verdammt, vom Fluche getroffen und dem Schwerte preisgegeben. Ein gütiger Gott, der Urheber des Lebens, hat diese Gesetze der Unterdrückung und des Mordes gegeben. Er hat sie für die ganze Welt gemacht, wiewohl er sie nur Einem Menschen offenbarte. Er hat sie von Ewigkeit her gestiftet, wiewohl er sie erst seit gestern bekannt gemacht hat!

Sie genügen für alle Fälle, und doch hat er ein dickes Buch dazu gefügt; dies Buch sollte Licht verbreiten, Ueberzeugung darlegen, zur Vollkommenheit führen und doch mußte man schon bei Lebzeiten des Propheten, weil man bei jedem Ausdrucke auf Dunkelheiten, Zweideutigkeiten und Widersprüche stieß, es erklären und erläutern; und seine in ihren Meinungen uneinigen Ausleger haben sich in entgegengesetzte und feindliche Parteien getheilt. Die eine behauptet, daß Ali sein wahrer Nachfolger sei, die andere vertheidigt Omar und Abubeker. Diese läugnen die Ewigkeit des Korans, jene die Nothwendigkeit der Reinigungen, der Gebete. Der Karmathe verwirft die Wallfahrten und erlaubt den Wein; der Hakemite predigt die Seelenwanderung; und so geht es fort bis zu zweiundsiebzig Parteien, deren Fahnen du zählen kannst. Jede hat bei diesen Widersprüchen sich ausschließend die wahre Ueberzeugung angemaßt, hat die anderen der Ketzerei und Rebellion beschuldigt und gegen Alle ihr blutdürstiges Apostolat gerichtet. Und

Fünfzehntes Kapitel.

Von der göttlichen Vorsehung.

Die göttliche Vorsehung spielt in der Theologie eine große, wenn auch, wie der unbefangene Forscher zugeben muß, sehr

---

diese Religion, welche einen gütigen und barmherzigen Gott verehrt, einen gemeinschaftlichen Vater und Urheber aller Menschen, hat, zur Fackel der Zwietracht, zur Ursache des Mordens und des Krieges geworden, seit zwölf Jahrhunderten nicht aufgehört, die Erde mit Blut zu überschwemmen und Verheerung und Verwüstung von einem Ende der alten Welt bis zum andern zu verbreiten.

Jene dort, durch ihre ungeheuren weißen Turbane, durch ihre weiten Aermel, durch ihre langen Rosenkränze ausgezeichnet, sind die Imans, die Mollahs, die Muftis, und nicht weit von ihnen stehen die Derwische mit spitzer Mütze und die Santons mit fliegenden Haaren. Siehe, wie sie mit Heftigkeit das Glaubensbekenntniß ablegen, und ihren Streit über die schweren oder leichten Befleckungen, über die Materie und Form der Reinigungen, über die Eigenschaften Gottes und seine Vollkommenheiten, über die bösen und guten Engel, über Tod, Auferstehung, Verhör im Grabe, über das Gericht, über die Brücke, die so schmal ist wie ein Haar, über den Werth der guten Werke, über die Strafen der Hölle und die Freuden des Paradieses beginnen.

Die zweite, noch zahlreichere Gruppe, mit Kreuzen auf den weißen Fahnen, sind die Anhänger Jesu. Sie erkennen denselben Gott wie die Muselmänner, gründen ihren Glauben auf dieselben Bücher, nehmen so, wie sie, einen ersten Menschen an, der das ganze Menschengeschlecht durch Essen eines Apfels zu Grunde gerichtet; und doch widmen sie ihnen heiligen Abscheu, und aus Frömmigkeit behandeln sie sich gegenseitig als Gotteslästerer und Ruchlose. Ihr großer Streitpunkt besteht hauptsächlich darin, daß die Christen, obgleich sie Einen Gott, der eins und unzertrennlich ist, angenommen haben, dennoch ihn in drei Personen theilen, deren jede ein ganzer und vollständiger Gott sein soll, ohne daß die dreie aufhören, ein Eins seiendes Ganzes unter sich zu bilden. Sie fügen hinzu, daß dieses Wesen, welches die Welt erfüllt, sich in den Körper eines Menschen eingeschränkt und materielle, vergängliche, umgränzte Organe angenommen hat, ohne deswegen minder immaterial, minder ewig und unendlich zu sein. Die Muselmänner, die diese

beklagenswerthe Rolle. In der That, sie ist überall und nirgend; sucht man sie, so ist sie nicht zu finden, denkt man aber nicht daran oder will überhaupt nichts damit zu thun

---

Mysterien nicht begreifen, ungeachtet sie die Ewigkeit des Korans und die Sendung des Propheten zu fassen glauben, nennen sie Thorheiten und verwerfen sie als Träume eines kranken Gehirns; daher jener unversöhnliche Haß. Von der andern Seite machen die Christen, unter sich selbst über verschiedene Punkte ihres eigenen Glaubens uneins, nicht minder verschiedene Parteien aus; und die Zänkereien, welche sie trennen, sind um so hartnäckiger und heftiger, weil die Gegenstände, worauf sie sich gründen, den Sinnen unerreichbar und folglich unmöglich zu erweisen sind. Die Meinungen eines Jeden haben nur Eigensinn und Willkühr zur Grundlage und Richtschnur. Indem sie also übereinkommen, daß Gott ein unbegreifliches, unbekanntes Wesen sei, streiten sie nichts destoweniger über seine Art zu handeln, über seine Eigenschaften. Sie kommen überein, daß seine vorgebliche Verwandlung in einen Menschen ein Räthsel ist, welches der Verstand nicht begreift, und streiten dennoch über die Vermischung oder Unterscheidung beider Willen, beider Naturen, über die Verwandlung der Substanz, über die wahre oder vermeinte Gegenwart der Fleischwerdung u. s. w. Daher jene unzähligen Secten, von denen zwei- bis dreihundert schon untergegangen sind, und von denen drei- bis vierhundert noch vorhandene diese Menge von Fahnen aufstellen, worin dein Blick sich verirrt. Die erste hier vorn, umgeben von einer Gruppe seltsamer Trachten, einem verworrenen Gemisch violetter, rother, weißer, schwarzer, buntscheckiger Gewänder, von Häuptern mit Tonsuren, mit kurzen oder geschornen Haaren, rothen Hüten, viereckigen Mützen, spitzen Bischofsmützen, ja selbst mit langen Bärten, ist die Fahne des römischen Papstes, der den bürgerlichen Vorrang seiner Stadt auf das Priesterthum angewandt, seine geistliche Obergewalt zum Religionsgrundsatze und seinen Stolz zum Glaubensartikel gemacht hat. Zu seiner Rechten siehst du den griechischen Papst, der, stolz auf die Rivalität, welche seine Hauptstadt erhebt, gleiche Ansprüche macht und sie gegen die Kirche des Occidents behauptet, welcher er das höhere Alter der Kirche des Orients entgegenstellt. Zur Linken sind die Fahnen zweier neuen Oberhäupter, die ein tyrannisches Joch abschüttelten, in ihrer Reform Altäre gegen Altäre aufrichteten und dem Papste die Hälfte von Europa entzogen. Hinter ihnen stehen die kleineren Secten, in welche alle die großen Parteien sich wiederum theilen: Nestorianer, Eutychäer, Jakobiten, Bilderstürmer, Wiedertäufer, Presbyterianer, Wiklefiten, Osiandristen, Manichäer, Pietisten, Adamiten, Quietisten, Quäker, Weinende und hundert Andere. Lauter abgesonderte

haben, so heißt es plötzlich, daß sie da ist, daß sie dagewesen sei. Trotzdem sind die Theologen aber noch immer nicht unter einander einig, wie und als was sich die göttliche Vorsehung

---

Parteien, die einander verfolgen, wenn sie stark sind, einander dulden, wenn sie schwach sind, sich im Namen des Gottes des Friedens hassen, sich jede ein ausschließendes Paradies in einer Religion der allgemeinen Liebe dichten, sich gegenseitig in der andern Welt unendliche Qualen verheißen und schon in dieser die eingebildete Hölle von jener verwirklichen."

„Jetzt sah ich", sagt Volney, „eine einzige hyazinthfarbene Fahne, um welche Menschen von allen europäischen und asiatischen Trachten versammelt waren: „Hier", sagte ich zum Genius, „hier finden wir wenigstens Uebereinstimmung." — „Ja", antwortete er, „auf den ersten Anblick, durch Zufall und für den Augenblick. Erkennst du dieses Glaubenssystem nicht?" Nunmehr nahm ich den verschlungenen Namen Gottes in hebräischen Buchstaben und die Palmen wahr, welche die Rabbinen in Händen hielten. „Richtig", sagte ich, „es sind Mosis Kinder, die bis auf diesen Tag zerstreut sind, die alle Nationen verabscheuen und allenthalben verfolgt und verabscheut werden." „So ist's," antwortete er, „und eben, weil sie weder Zeit noch Freiheit hatten, zu streiten, haben sie den Schein der Eintracht beibehalten. Aber kaum werden sie ihre Grundsätze gegen einander stellen, über ihre Meinungen reden, so werden sie, wie vormals, sich wenigstens in zwei Hauptsekten theilen, von denen die eine sich auf das Schweigen des Gesetzgebers beruft und sich an den buchstäblichen Sinn seiner Bücher hält, Alles, was nicht klar darin ausgedrückt ist, läugnet, und so das Leben der Seele nach dem Tode, ihre Wanderung in die Orte der Qual und der Freude, ihre Auferstehung, die guten und die bösen Engel und das ganze dichterische System einer künftigen Welt, als Erfindungen der Beschnittenen, verwerfen wird. Und jenes auserwählte Volk, dessen Vorzug darin besteht, sich ein Stückchen Fleisch abzuschneiden, dieses nichts bedeutende Völkchen, das im Ocean der Völker nur eine kleine Welle ist und welches behauptet, daß Gott Alles nur für dasselbe allein gethan habe, wird noch durch seine Spaltung das ohnehin so kleine Gewicht, das es auf die Wage der Welt zu legen vermag, um die Hälfte verringern." Hierauf zeigte er mir eine benachbarte Gruppe, die aus Menschen in langen weißen Kleidern bestand, welche einen Schleier über dem Munde trugen und um eine rosenfarbene Fahne versammelt waren, auf welcher eine in zwei Hälften, die eine schwarz, die andere weiß, durchschnittene Kugel stand. „Ebenso", fuhr er fort, „wird es mit diesen Kindern Zoroaster's, den fast verschollenen Ueberresten einst so mächtiger

kundgibt, welcher Natur und Wesenheit sie ist. Der Calvinismus, den man nicht mit Unrecht Diabolismus genannt hat, sieht die Erwählung einer bestimmten Summe von

---

Völker gehen. Verfolgt, wie die Juden, zerstreut unter die anderen Völker, nehmen sie jetzt ohne Widerrede die Vorschriften des Stellvertreters ihres Propheten an. Sobald aber ihr Mobed und die Desturs versammelt sein werden, wird der Streit über das gute und das böse Prinzip, über die Kämpfe des Ormuzd, des Gottes des Lichts, mit Ahriman, dem Gotte der Finsterniß, über ihre wahre oder allegorische Bedeutung, über die guten und bösen Geister, über die Verehrung des Feuers und der Elemente, über Reinigungen und Besudelungen, über die Auferstehung der Seele mit oder ohne Körper, über die Erneuerung der jetzigen Welt und über die neue Welt, die ihr folgen soll, wiederum anheben. Und die Gauren werden sich in um so zahlreichere Sekten theilen, weil sie bei ihrer Zerstreuung die Sitten und Meinungen fremder Nationen werden angenommen haben. Diese himmelblauen Fahnen, die neben ihnen mit ungeheuren Abbildungen doppelter, dreifacher, vierfacher menschlicher Figuren, mit Löwen-, Schweins- und Elephantenköpfen, mit Fisch- und Schildkrötenschwänzen u. s. w. gemalt stehen, sind die Fahnen der indischen Nationen, die ihre Götter in den Thieren und die Seelen ihrer Eltern in Ungeziefer und Insekten suchen. Diese Menschen stiften Freistätten für Vögel, Schlangen, Ratten und verabscheuen ihres Gleichen! Sie reinigen sich mit dem Mist und Urin der Kuh, und glauben sich durch die Berührung eines Menschen befleckt! Sie tragen ein Netz vor dem Munde, aus Furcht, in einer Fliege eine leidende Seele zu verschlucken und lassen den Paria Hungers sterben. Sie nehmen einerlei Gottheiten an, theilen sich aber in verschiedene feindliche Fahnen. Die erste, in einiger Entfernung einzeln stehende Fahne, auf der du eine Figur mit vier Köpfen siehst, ist die Fahne Brahma's, der, ungeachtet er Gott Schöpfer ist, weder Anhänger noch Tempel mehr hat und so weit herabgekommen ist, daß er, dem Lingam zum Fußgestell dienend, sich mit etwas Wasser begnügt, welches der Bramin ihm alle Morgen über die Schulter zuwirft, indem er ein trockenes Loblied dazu anstimmt. Die zweite, worauf ein Geier mit rothem Leibe und weißem Kopfe steht, ist Wischnu's Fahne, der, obschon Gott der Erhalter, einen Theil seines Lebens mit Uebelthaten zugebracht hat. Betrachte ihn unter den scheußlichen Gestalten eines Ebers und Löwen, wie er menschliche Eingeweide zerreißt, oder unter der Gestalt eines Pferdes, wie er mit dem Säbel in der Hand einherziehen soll, um das gegenwärtige Zeitalter zu zerstören, die Gestirne zu verdunkeln und auszulöschen, die Erde zu erschüttern und die große

Menschen zur ewigen Seligkeit als „göttliche Vorsehung“ an, und demgemäß muß man die nach unseren Begriffen ungerechte Verwerfung der übrigen, sie mögen thun, was sie wollen,

---

Schlange ein Feuer ausspeien zu lassen, welches die Himmelskörper verzehren wird. Die dritte gehört Schiwa, dem Gotte der Verwüstung, der Verheerung, der deßungeachtet das Zeichen der Erzeugung zum Sinnbild hat. Er ist der boshafteste von den dreien und zählt die meisten Anhänger. Stolz auf seinen Charakter, verachten seine Anhänger in ihrer Andacht die andern Götter, seines Gleichen und seine Brüder, und seine Seltsamkeit nachahmend, verehren sie Keuschheit und Schamhaftigkeit, während sie das unzüchtige Bild des Lingams öffentlich mit Blumen krönen und mit Milch und Honig besprengen. Hinter ihnen kommen die kleinen Fahnen einer Menge von Göttern, männlichen, weiblichen und Zwittergeschlechts, die Verwandte und Freunde der Hauptgötter waren und ihr Leben damit hinbrachten, sich Gefechte zu liefern, worin ihre Anbeter sie nachahmen. Diese Götter bedürfen nichts und empfangen unaufhörlich Gaben; sie sind allmächtig, erfüllen die Welt, und doch bannt ein Bramine sie mit einigen Worten in einen Götzen oder in ein Gefäß, um nach Willkühr ihre Gunst zu verkaufen. Jene Menge anderer Fahnen, die auf gelbem Grunde verschiedene Sinnbilder führen, sind die Fahnen eines Gottes, der unter verschiedenen Gestalten bei den Völkern des Orients regiert. Der Chinese betet ihn im Fo an; der Japanese verehrt ihn im Budso; der Einwohner von Ceilon im Buddha; der von Laos im Chekia; der Peguaner im Phta; der Bewohner von Siam im Sommona Kodom; der von Tibet im Budd und im La. Alle stimmen in einigen Punkten seiner Geschichte überein und feiern sein büßendes Leben, seine Fleischeskreuzigungen, seine Fasten, seine Verrichtungen als Mittler und Versöhner, den Haß eines ihm feindlich gesinnten Gottes, ihre Kämpfe und seinen Sieg. Aber uneinig unter einander rücksichtlich der Mittel ihm zu gefallen, streiten sie über Gebräuche, über Sätze der innern oder der öffentlichen Gotteslehre. Hier predigt der japanesische Bonze, im gelben Kleide mit bloßem Haupt, die Ewigkeit der Seele, ihre auf einander folgende Wanderung in verschiedene Körper; und nahe bei ihm läugnet der Sintoist ihr von den Sinnen abgesondertes Dasein und behauptet, daß sie nur Wirkung der Organe seien, von welchen sie abhängen und mit welchen sie vergehen, wie der Ton mit dem Instrument. Dort empfiehlt der Bewohner von Siam mit geschorenen Augenbrauen, den Talipatschirm in der Hand, Almosen, Buße und Opfer, während er an ein blindes Geschick und ein unbewegliches Verhängniß glaubt. Der Ho-Chang-Chinese opfert den Seelen der Vorfahren, und nahe bei ihm

auch als Akt der Vorsehung betrachten. Der Katholicismus faßt in ihrer Allgemeinheit die göttliche Vorsehung ganz anders auf; bezeichnend ist der Ausspruch Jesu: Selbst die Haare

---

sucht der Anhänger des Confucius seine Naivetät im Spiel des Zufalls und in der Bewegung der Himmelskörper. Dieses Kind, von einem Schwarm von Priestern in langen Röcken und gelben Hüten umgeben, ist der große Lama, in welchen der Gott übergegangen ist, den der Einwohner von Tibet anbetet. Ein Nebenbuhler hat sich erhoben, um diese Wohlthat mit ihm zu theilen; und an den Ufern des Baikal hat der Kalmuke seinen Gott so gut, wie der Einwohner von La-sa. Einstimmig in dem wichtigen Punkte, daß Gott nur in Einem Menschenkörper wohnen kann, lachen Beide über die Dummheit des Indiers, der den Mist der Kuh verehrt, während ihnen die Excremente ihres Oberpriesters heilig sind."

Nach diesen Fahnen boten noch eine Menge anderer, dem Auge unzählbar, sich unsern Blicken dar. „Ich würde nicht fertig werden", sagte der Genius, „wenn ich dir alle die verschiedenen Glaubenssysteme, welche noch die Nationen trennen, darlegen wollte. Hier beten die tatarischen Horden in den Bildern von vierfüßigen Thieren, von Vögeln und Insekten die guten und bösen Geister an, welche unter einem höchsten, aber sich um nichts bekümmernden Gotte die Welt regieren, und in ihrer Abgötterei folgen sie dem Heidenthume des alten Occidents. Du siehst die seltsame Kleidung ihrer Schamanen, die unter einem Rocke von Leder, mit Glöckchen, Schellen, eisernen Götzenbildern, Vogelklauen, Schlangenhäuten, Eulenköpfen verziert, sich in künstlichen Verzuckungen krümmen und durch Zauberworte die Todten erwecken, um die Lebenden zu betrügen. Dort sehen wir, bei den schwarzen Völkern von Afrika, in der Verehrung ihrer Fetische dieselben Meinungen. Siehe da den Bewohner von Juida, der in einer großen Schlange, worauf unglücklicherweise die Schweine sehr begierig sind, Gott anbetet. Siehe dort den Aleuten, der sich ihn, in alle Farben gekleidet, einem russischen Soldaten gleich, vorstellt; den Kamtschadalen, welcher findet, daß Alles in dieser Welt und in seinem Himmelstrich schlecht geht und sich ihn als einen eigensinnigen und mürrischen Alten denkt, der seine Pfeife raucht und zu Schlitten Füchse und Marder jagt. Mit einem Worte, sieh' hier hundert wilde Nationen, die keinen der Begriffe der gebildeten Völker über Gott, über die Seele, über eine andere Welt und ein anderes Leben haben, die folglich kein Glaubenssystem bilden und darum nicht minder der Gaben der Natur, in dem Unglauben, worin diese selbst sie geschaffen hat, genießen."

eures Hauptes sind gezählt und kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures himmlischen Vaters. In demselben Sinne sagt der Franzose Bersot: „Die ganze Welt ist mit bewundernswürdiger Weisheit gemacht, und die Intelligenz, bei welcher diese Weisheit wohnt, ist irgendwo. Wir haben sie Natur genannt, nennen wir sie jetzt bei ihrem wahren Namen: die Vorsehung. Ja, es muß eine Vorsehung geben, um die ewige Ordnung der Dinge zu erklären, und wenn die menschliche Intelligenz als das Prinzip einer neuen Ordnung erscheint, welche die Wunder der ersten fortsetzt, ohne daß diese Intelligenz die Welt oder sich geschaffen habe, so muß es mehr als jemals eine Vorsehung geben, um sie zu erklären, ebenso, wie über der genau gezeichneten mathematischen Figur der Mathematiker steht, der sie entworfen hat, über der Bildsäule der Bildhauer, und über der Verklärung des göttlichen Geistes Raphael.“*) Das ist Alles ohne Zweifel sehr schön gesprochen, doch sind's nur Worte, Phrase, die Grundlage mangelt. Gewiß, es wäre sehr schön, wenn die theologische Vorsehung existirte, und der Forscher, der sie läugnet, thut dies nicht etwa aus dem Grunde, weil die Institution einer göttlichen Vorsehung ihm mißfällt oder etwa aus Laune; o, nein, auch der bedächtigste Forscher, der mit den Lehren der Theologie nicht übereinstimmt, erkennt gerne an, daß es um eine göttliche Vorsehung etwas sehr Schönes und Erhabenes ist; er gibt gerne zu, daß der Gedanke an einen Gott, der über das Haar auf des Menschen Haupt wacht, etwas unendlich Schönes und Rührendes umschließt, daß eine göttliche Vorsehung weitaus mehr Bewunderung verdient wie alle Forschungen auf dem Gebiete der natürlichen Kräfte und Gesetze

*) Vergl. Bersot, die göttliche Vorsehung. 3. Ausg. Leipzig 1861.

zusammengenommen: aber Alles dies kann ihn nicht bestimmen, von der streng logischen Wahrheit in den Resultaten seiner Untersuchungen abzusehen und zu sagen: es gibt thatsächlich eine Vorsehung, so lange nicht der Beweis geliefert ist, daß sie existirt. Solchen Beweis kann aber nur die exakte wissenschaftliche Forschung, die Naturforschung liefern, die Theologie auf ihrem Gebiete nimmer. Denn wenn eine göttliche Vorsehung wirklich existirt, so kann sie sich nur in der Natur und im Verlaufe natürlicher Erscheinungen offenbaren. Das fühlt selbst der Theologe, wenn er, um den Beweis für seine Behauptung von einer göttlichen Vorsehung zu liefern, die Natur überschaut, ihre Schönheiten und ihr gesetzmäßiges Verhalten preist.

Ich habe nicht ohne Absicht gesagt, „die Natur überschaut", denn auf oberflächlicher Anschauung, auf leichte Exclamationen und populäre Bewunderungen reduciren sich alle diese sogenannten theologischen Beweise. Ein wirkliches, tiefes Eindringen in das Wogen und Treiben der Natur, ein eigentliches Untersuchen der Welt, wie sie in Wirklichkeit ist, ein genaueres Verfolgen der Gesetze und Bedingungen natürlicher Existenz, führen zu ganz anderen Resultaten.

Betrachtet man die uns rings umgebende Natur mit dem scharfen Blicke des Forschers, so ergibt sich, daß überall in derselben ein wilder Kampf ums Dasein herrscht. Von den Infusorien an, die in den seltsamsten Formen und Weisen, bald kreiselnd als strudelerregende Charybdis, bald mit walzenartigen Rädern versehen, auf nie zu sättigenden Fraß ausgehen, bis zu den Insekten, die mit einander in ungeschlichtetem Zwiste liegen, und von diesen bis herauf zu den vierfüßigen großen Raubthieren und dem Menschen, ist die ganze Natur ein fortwährendes Schlachten, ein fortwährender Krieg. Selbst in

der Pflanzenwelt herrscht dieser ewige Kampf, das eine Gewächs entzieht dem andern die Nahrung des Bodens, oder das Licht, oder beides zugleich, und über frischen Gräbern wuchert in ewiger Wiederholung neues Leben. Der Mörderparasit (Cipo matador), eine Feigenart in Südamerika, preßt sich eng an jeden benachbarten größern Baum und treibt schmarotzend von Strecke zu Strecke kurze dicke Klammern gleich Fangarmen in den umfaßten Stamm hinein, ihn fester und fester würgend, bis Kraft und Saft dem umklammerten Baumriesen entzogen ist. Der Schmarotzer bewahrt sich den umstrickten Baum gewissermaßen zum allmähligen Gebrauche auf und der letztere stirbt nicht sofort ab; dies Verfahren eines pflanzlichen Organismus erinnert unwillkürlich an jenes der Wespen im Thierreiche, die den für die junge Brut bestimmten Käfer auch nicht sofort tödten, sondern durch einen Stich betäuben der Art, daß das Opfer in diesem Zustande bleibt, bis es nach und nach verzehrt wird.*) Wenn wir eine göttliche Vorsehung annehmen, so muß sie eine universale sein; wo ist aber nur die Spur einer solchen im Thierreiche zu finden? Wo ist die Vorsehung in Bezug auf das Borkenthier (Rhytina Stelleri) geblieben, jenen über ein halbes Hundert Centner wiegenden Thierkoloß, der einsam auf der Behringsinsel lebend, 1741 zuerst gesehen und wegen seines wohlschmeckenden Fleisches bereits in 27 Jahren ausgerottet war? Hier ist keine Spur von göttlicher Vorsehung zu finden, denn weshalb soll dies Thier untergehen? Würde es nicht noch leben, wenn Behring seine zweite Reise nicht gemacht, wenn die Matrosen des Schiffes es nicht gejagt hätten? Hier

*) Vergl. hierüber die interessanten Darstellungen von Carl Vogt in dem Werkchen „Nützliche, schädliche, verkannte und verläumdete Thiere“.

zeigt sich der Einfluß dessen, was einer Vorsehung gerade entgegengesetzt ist. Gehen wir über zum Menschen. Wo bleibt da die göttliche Vorsehung, wenn wir den edlen Franklin mit seinen heldenmüthigen Gefährten in den nordischen Eisregionen Amerika's erliegen sehen? Wenn wir hören, daß die zu seiner Rettung ausgesandten Expeditionen erst dann an die Stelle des Unglücks gelangten, als Niemand mehr zu retten war? Die Theologen mögen sich vorsehen, die Behauptung aufzustellen, es seien Gottes „unerforschliche Rathschlüsse" gewesen, daß alle jene Kühnen ein weites gemeinsames Grab fanden, denn gerade hierdurch predigen sie Das, was sie an ihren Gegnern als furchtbar verschreien, nämlich den nackten Fatalismus. Oder folgt etwa nicht aus solchen Lehren das Wort: Laßt uns alles Mögliche unternehmen, ob gefährlich oder ungefährlich bleibt sich gleich, denn nach Gottes vorher bestehenden unerforschlichen Rathschlüssen steht der Ausgang des Unternehmens schon von vorneherein fest!

Von 100,000 Geborenen sind am Ende des ersten Lebensjahres bereits 14,356 gestorben, 2370 sterben während des zweiten Jahres, 1417 im dritten, 989 im vierten, 745 im fünften Jahre. Wo bleibt hier die göttliche Vorsehung? Weshalb sterben jene 20,000, ehe sie noch rechts und links unterscheiden können? Der Theologe muß zur Beantwortung dieser Frage freilich wiederum die „unerforschlichen Rathschlüsse" Gottes herbeiziehen, der in seiner Weisheit und Allwissenheit voraussieht, daß das Leben jener 20,000 kein ihm wohlgefälliges sein würde. Aber, so muß man hier sagen, ist denn nicht die Mehrzahl der Lebenden nichtsdestoweniger gottlos vor den Augen des Herrn? Lassen sich doch keine größeren „Missethaten" denken als schon im Laufe der Zeiten geschehen sind! Weshalb müssen denn jene 20,000 unschuldig um's

Leben gebracht werden, gegen Recht und Gerechtigkeit; ist Gott hierin nicht hartherziger als der hartherzigste Mensch? Solche Fragen lassen sich von Seiten der Theologie nicht einwurflos beantworten. Denn jeder Antwort kann man die weitere Frage entgegenhalten: Wenn denn jene Neugeborenen sofort sterben müssen, weshalb läßt Gott ihre Entstehung überhaupt zu; weshalb haben sie überhaupt das Leben erhalten? Im Katechismus heißt es freilich: „Der Tod kam durch die Sünde in die Welt. Alle Menschen müssen sterben, weil sie Alle gesündigt haben; selbst die kleinsten Kinder, weil sie durch Adam der Sünde theilhaftig sind. Krankheiten sind Strafen für unsere Sünden und Warnungen, dieselben zu fliehen. Wenn wir krank sind, sollen wir Gott suchen und seine Hülfe anrufen; er wird uns dann entweder von der Krankheit befreien oder auf den Tod vorbereiten.“ Solche kindliche Anschauung kann indeß vor einer gründlichen Untersuchung des natürlichen Thatbestandes der Dinge keinen Stand halten. In der That, wenn es die göttliche Vorsehung ist, welche Krankheit und Tod sendet, weshalb vermindern sich denn beide in demselben Maße, als man — nicht Gott in Tempeln und Bethäusern aufsucht — sondern den natürlichen Bedingungen und Gesetzen nachlebt, welche uns die Naturwissenschaften kennen gelehrt und deren Vortheile für das physische Leben sie gezeigt haben?*)

*) Als im Jahre 1854 in Schottland die Cholera furchtbare Verheerungen anrichtete, glaubten die Eiferer der Religion der schrecklichen Seuche durch einen auszuschreibenden allgemeinen Fast-, Buß- und Bettag Einhalt thun zu können. Lord Palmerston, der damals Minister des Innern war, antwortete auf eine desfallsige Anfrage dem Presbyterium von Edinburgh: „Der Schöpfer des Universums hat für den von uns bewohnten Planeten gewisse Naturgesetze bestimmt, von deren Beobachtung oder Vernachlässigung das Wohl und Wehe der Menschheit abhängt. Eins dieser Gesetze macht die Gesundheit abhängig von der Abwesenheit gasartiger Ausdünstungen, die durch eine Ueber-

Es gibt im Verlaufe des menschlichen Lebens eine große Anzahl von Thatsachen, welche Jedem, der nicht blind sein will, unwiderleglich beweisen, daß eine Vorsehung, selbst unter Zuhülfenahme sämmtlicher theologischen Ausflüchte, nicht existiren kann. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen, das Dr. Despine mittheilt. Dasselbe ist besonders schlagend, weil es sogar alle dem Einflusse der Erziehung und des Beispiels entlehnte Erörterungen abschneidet:

J. Chrétien, gemeinsamer Ahnherr, hat drei Söhne, Pierre, Thomas und Jean-Baptiste.

1. Der Sohn Pierre's wird wegen Diebstahls und Mordes zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

völkerung menschlicher Wesen oder durch Zersetzung animalischer oder vegetabilischer Stoffe entstehen, und nach demselben Gesetze ist Krankheit die nothwendige Folge! solcher Einflüsse. Doch hat es dem Schöpfer gefallen, der Macht der Menschen solche Einrichtungen anheimzugeben, welche derartige Ausdünstungen verhindern oder zerstreuen und unschädlich machen. Es ist Pflicht der Menschen, diesen Gesetzen nachzukommen und die Fähigkeiten, welche uns von der Vorsehung gegeben wurden, zu unserer eignen Wohlfahrt zu benutzen. Der neueste Besuch der Cholera, welcher für den Augenblick gnädig Einhalt geschehen ist, muß für das Volk dieses Königreichs eine ernste Warnung sein. Lord Palmerston möchte daher anheimgeben, daß das beste Verfahren, wodurch das Volk das Aufhören der Cholera verdienen kann, in der Benutzung der Zeit zwischen jetzt und dem nächsten Frühjahre besteht, um Maßregeln zu erdenken und auszuführen, durch welche die von den ärmeren Klassen bewohnten Stadttheile, die natürlich der Reinigung und Verbesserung am meisten bedürfen, von den Quellen und Ursachen der Ansteckung befreit werden, indem diese, wenn sie bleiben, unfehlbar die Seuche ausbrüten und tödtliche Früchte tragen werden, trotz alles Betens und Fastens einer ganzen Nation." Die in diesem Briefe ausgesprochenen Ansichten sollen hier einer Kritik nicht unterzogen werden, keineswegs aber haben sie, trotz aller Zurückhaltung, der Majorität des Presbyteriums genügt; man weigerte sich anzuerkennen, daß Reinigung der Stadt ein Ersatzmittel für einen Buß- und Bettag sein könne, um die Cholera abzuwenden! Die städtischen Behörden von Edinburgh handelten indeß den ministeriellen Vorschriften gemäß und mit sehr gutem Erfolge.

2. Thomas hatte zwei Söhne: 1) François, wegen Mordes zu Zwangsarbeit verurtheilt; Martin, wegen Mordes zum Tode verurtheilt. Martin's Sohn starb zu Cayenne, wohin er Diebstahls wegen deportirt war.

3. Jean-Baptiste hatte Jean-François zum Sohne, Gatten von Marie Tanré, die einer Familie von Brandstiftern entstammte. Dieser Jean-François hatte sieben Kinder 1) Jean-François, wegen mehrfachen Diebstahls verurtheilt und im Gefängnisse gestorben; 2) Benoist starb an einem Sturze vom Dache; 3) F . . . genannt Clain starb mit 25 Jahren, wegen mehrfachen Diebstahls verurtheilt; 4) Marie-Reine starb im Gefängnisse, zu dem sie wegen Diebstahls verurtheilt war; 5) Marie-Rose, dasselbe Schicksal, dieselben Thaten. 6) Viktor sitzt noch jetzt wegen Diebstahls; 7) Viktorine, Ehefrau Lemaire, deren Sohn wegen Diebstahls und Mordes zum Tode verurtheilt wurde.

Es gehört kein übernatürlicher Verstand dazu, um einzusehen, daß hier von einer göttlichen Vorsehung keine Rede sein kann. Ueberhaupt widerstreiten die Unordnungen und moralisch ververwerflichen Handlungen, denen man allenthalben im Leben begegnet, nicht minder dem Prinzipe einer übernatürlichen, Alles umfassenden und mit gleicher Liebe behandelnden Vorsehung, wie die Existenz physischer Uebel in der sichtbaren Welt rings um uns her. „Die Unordnungen, Mißgestalten und Zerrüttungen", sagt Bersot, „sind augenscheinlich das Ergebniß des Streites physischer Agentien, d. i. des Zusammentreffens und sich Begegnens der verschiedenen Gesetze, welche die Welt regieren. Sollten aber diese Gesetze unterdrückt werden, weil sie zu Zeiten und an einzelnen Punkten ihre gegenseitigen Wirkungen alteriren oder geradezu aufheben mußten? Soll das Naturgesetz, welches dem Thiere, der Pflanze ihren Körper

verleiht, unterdrückt werden, damit nur kein Monstrum entstehen könne? Soll das Feuer, die Luft, das Wasser, sollen alle die in der Schöpfung thätigen Elementarkräfte unterdrückt werden, damit nur keine Erderschütterung, kein Sturm, keine Ueberschwemmung oder keine Feuersbrunst möglich sei? Das, was Gott in seiner Weisheit will, ist nicht die absolute Ordnung, sondern die Ordnung, wie sie gerade für die erschaffenen Dinge gut ist. Und wenn dann die Gesetze des Weltalls theilweise die Unordnung nach sich ziehen, so soll man sie hinnehmen als eine unvermeidliche Folge des durchaus Guten, aber man soll nicht die Vorsehung deshalb schelten." Aus allen diesen Redensarten sieht man so recht, welche Mühe es den Theologen macht, die Existenz einer göttlichen Vorsehung zu retten, gegenüber den täglich vor aller Welt Augen statthabenden Ereignissen. Also das, was Gott in seiner Weisheit will, ist nicht die absolute Ordnung, sondern die Ordnung, wie sie gerade für die erschaffenen Dinge gut ist! Man könnte fragen, was denn eigentlich unter einer absoluten Ordnung zu verstehen sei? Ob denn das, was für das „Erschaffene" gut ist, nicht eine absolute Ordnung sei? Offenbar kann es doch nur eine Ordnung geben in derjenigen Beziehung, von der wir hier sprechen; denn entweder muß die Welt in Ordnung sein und einen ordnungsmäßigen Verlauf haben oder nicht, ein Mittelding kann man nicht annehmen, ohne sich selbst unklar zu werden. Bersot meint freilich, Erderschütterungen, Stürme, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste seien Unordnungen in der Natur, ohne zu bedenken, daß gerade sie die offenkundigsten Beweise der allenthalben waltenden, ewig thätigen Ordnung des nie fehlenden Ineinandergreifens der Naturkräfte sind. Sobald unterirdische Hohlräume unter der Wucht der darüber lastenden Erdmasse zusammenbrechen, geschieht dies

gerade, weil Ordnung in der Natur besteht, weil das Gesetz der Schwere und die Gesetze der Cohäsion unfehlbar erfüllt werden. Und auch die Aushöhlung unterirdischer Räume findet nur statt, weil eben nur die Naturgesetze ununterbrochen ordnungsmäßig ihren Verlauf nehmen, weil meteorische Wasser allmählig Theilchen der tiefen Erdschichten zu Tage bringen und hier Dammerde oder feste Gesteine erzeugend absetzen. Die Lawine, die donnernd und tosend mit Windeseile von den schneeigen Höhen herabeilt und den sorglosen Wanderer begräbt, bezeugt nicht eine etwaige Unordnung in der Natur, ihre schrecklichen Folgen für den Einzelnen mahnen uns nur an die menschliche Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit. Aehnlich ist es mit allen übrigen Naturphänomenen. Wenn aber Versot sagt: „Die Unordnungen, Mißgeburten, Mißgestalten und Zerrüttungen sind augenscheinlich das Ergebniß des Streites physischer Agentien", so hat er vollkommen Recht, aber er hätte hinzufügen müssen: „und gerade dadurch beweisen sie, daß eine göttliche Vorsehung praktisch nicht existirt", denn dies ist eine nothwendige logische Folgerung aus seinen eigenen Worten. Weil er aber diese Folgerung nicht ziehen darf, ohne seinen eigenen Principien untreu zu werden, so begnügt er sich mit dem guten Rathe, man solle wegen solcher Unordnungen, die eine nothwendige Folge des durchaus Guten seien (!!), nicht die Vorsehung schelten. Und das nennen die Theologen einen Beweis von der göttlichen Vorsehung.*) Hier sieht man so recht,

*) S. 241 seines Buches sagt Versot bekümmert: „Sind denn diese Lehren gar so verächtlich? Und wenn es verboten ist, die Menschen zu verläumden, ist es dann wohl erlaubt, dies mit Lehrsätzen und Einrichtungen zu thun? Heißt es übrigens nicht das Menschengeschlecht selbst verläumden, wenn man behauptet, daß ganze Nationen sich Jahrhunderte lang nur mit Hirngespinnsten beschäftigen können?" Also deshalb sind die landläufigen Anschauungen von Gott und Vorsehung

daß die Theologie in Wahrheit das Faß der Danaiden ist. Mittels widersprechender Eigenschaften und kecker Behauptungen hat sie, so zu sagen, ihren Gott dermaßen geknebelt und gebunden, daß sie ihn in die Unmöglichkeit versetzt, zu handeln. Mit Recht fragt Holbach, ist Gott grenzenlos gut, welchen Grund haben wir dann ihn zu fürchten? Ist er grenzenlos weise, weshalb sollten wir uns dann über unser Geschick beunruhigen? Weiß er alles, wozu ihn dann von unseren Bedürfnissen unterrichten, ihn mit unseren Gebeten belästigen? Ist er allgegenwärtig, wozu ihm Tempel errichten? Ist er der Herr aller Dinge, wozu ihm Opfer und Gaben darbringen? Ist er gerecht, wie kann man dann glauben, daß er Geschöpfe bestrafen werde, die er voll Schwächen erschuf? Indem die

---

richtig und unfehlbar, weil sich ganze Nationen in dem Zeitalter wissenschaftlicher Unmündigkeit Jahrhunderte lang damit beschäftigt haben! Wollte man diesen Maßstab anlegen, um die rechte Glaubenslehre von der unrichtigen zu unterscheiden, um das Wahre anzuerkennen, so müßte man die Gottesverehrung der Heiden, der Griechen und Römer, sowie auch der Neger als zulässig anerkennen, nicht minder jene der Chinesen und überhaupt alle Religionen, „weil sie alt sind", weil sich die Nationen lange mit ihnen beschäftigt haben, obgleich eine die andere mit dem Fluche der Verdammniß belegt. „Die Entstehungsgründe des Atheismus", fährt Versot fort, „sind verschieden. Man sagt oft, er sei ein Laster des Herzens. Es ist außer allem Zweifel, daß gewisse Atheisten Gott läugnen, weil sie ein Interesse daran haben, daß er nicht existire." Das ist allerdings richtig; aber nicht nur „gewisse" Theologen, sondern alle Theologen ohne Ausnahme haben ein noch weit größeres Interesse daran, daß ihr Gott existirt, d. h. daß allgemein geglaubt wird, ein Gott existire; dieser an und für sich ist den Meisten sehr gleichgültig.

„Wenn ich suche mir vorstellig zu machen", sagt Schopenhauer, „daß ich vor einem individuellen Wesen stände, zu dem ich sagte: „mein Schöpfer, ich bin einst nichts gewesen: du aber hast mich hervorgebracht, sodaß ich jetzt etwas und zwar ich bin"; — und dazu noch: „ich danke dir für diese Wohlthat"; — und am Ende gar: „wenn ich nichts getaugt habe, so ist das meine Schuld"; so muß ich gestehen, daß in Folge philosophischer und indischer Studien, mein Kopf unfähig geworden ist, einen solchen Gedanken auszuhalten. Derselbe ist übrigens das

Theologen die Lehre von den ewigen Strafen aufstellen, widersprechen sie offenkundig ihrer Doktrin von der göttlichen Vorsehung. In einer muhamedanischen Erzählung*) treten Adam und Moses vor dem Richtstuhle Gottes auf und Moses sagt zu Adam: „Du bist es, den Gott erschuf und in's Paradies setzte, aber durch dein Vergehen sind die Menschen daraus vertrieben worden." — Adam antwortet darauf: „Dir, o Moses, vertraute Gott die Tafeln des Gesetzes und gestattete Dir mit ihm zu reden. Sage mir, wie viele Jahre war das Gesetz vor meiner Erschaffung geschrieben?" — Moses: „Vierzig Jahre." — „Und findest Du nicht", entgegnet Adam, „die Worte darin „Und Adam lehnte sich auf wider seinen Herrn und sündigte?" — Als Moses das zugestand, fuhr Adam fort: „Wie kannst Du mich also tadeln, das gethan zu haben, wovon Gott vierzig

---

Seitenstück zu dem, welchen Kant uns vorführt in der Kritik der reinen Vernunft: „man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen: daß ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, außer mir ist Nichts, ohne Das, was bloß durch meinen Willen etwas ist: aber woher bin ich denn?" — — Ob man sich ein Idol macht aus Holz, Stein, Metall, oder es zusammensetzt aus abstrakten Begriffen, ist einerlei, es bleibt Idolatrie, sobald man ein persönliches Wesen vor sich hat, dem man opfert, das man anruft, dem man dankt. Es ist auch im Grunde so verschieden nicht, ob man seine Schaafe, oder seine Neigungen opfert. Jeder Ritus oder Gebet zeugt unwidersprechlich von Idolatrie. Daher stimmen die mystischen Secten aus allen Religionen darin überein, daß sie allen Ritus für ihre Adepten aufheben." (Parerga und Paralipomena I. S. 404.)

Gott, der hinter den positiven Religionen bald als Einheit, bald als Mehrheit steht, muß nothwendig mit diesen fallen. Jede Religionslehre unterliegt, wie Hume in seinem Gespräche über die natürliche Religion schlagend nachweist, den größten Widersprüchen; jede Religion, sagt der brittische Denker, hat anderen Religionen gegenüber Recht, aber alle Religionen zusammengenommen sind für den Skeptiker der größte Triumph.

*) Sale's Einleitung zum Koran. S. 164.

Jahre vor meiner Erschaffung schrieb, daß ich es thun werde; ja, was fünfzigtausend Jahre vor Erschaffung des Himmels und der Erde in betreff meiner beschlossen ward?" Die Antwort auf diese Frage mögen die Theologen versuchen, welche stets die göttliche Allwissenheit, Allgüte und Vorsehung im Munde führen.

Die göttliche Vorsehung existirt nur, soweit der Mensch kein Verständniß von der ihn umgebenden Natur besitzt. Diejenigen, besonders in früheren Jahrhunderten, welche daran glauben, stützen ihre Auffassung der göttlichen Weltregierung mehr oder minder auf die Anschauungsweise der Bibel. Sie sind in letzter Instanz der festen Ueberzeugung, daß die übernatürlichen Gewalten, von denen die Schrift erzählt, daß sie in der grauen Vorzeit das israelitische Volk geleitet und beschützt haben, noch heute thätig in den Lauf der Ereignisse eingreifen würden, sobald man Gott in der richtigen Weise, „im Geiste und in der Wahrheit" darum anflehe. In den Kämpfen zwischen Cromwell und den Covenantern behauptete jede Partei, das „Volk Gottes" zu sein, jede vermeinte, unter dem besondern Schutze Gottes zu stehen und auf seine Hülfe fest bauen zu können, wo es galt, den Feind zu bekämpfen. Die hereinbrechenden Unglücksfälle schrieben die Covenanter, aufrichtig genug, ihrer Gottlosigkeit zu, während Cromwell von der „süßen Gnade" sprach, die Gott ihm gewährt habe, und dem Allmächtigen mit heuchlerischer Demuth den Ruhm zuertheilte.*) Man sieht leicht, zu welchen seltsamen Verirrungen

---

*) Vergl. Combe, Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion. Deutsche Originalausgabe. S. 2 u. ff. „Das vereinigte Presbyterium der schismatischen Kirche Schottlands erließ im Februar 1743 eine Akte zur Erneuerung des National-Covenants und unter anderen nationalen Sünden, die sie beichteten und abschworen, wird auch die Abschaffung der Strafgesetze gegen die Hexerei erwähnt. Die Aufhebung derselben

des menschlichen Geistes dergleichen Ideen mit Nothwendigkeit führen müssen. Man fragte sich: Wenn Gott die Welt regiert und sichtbarlich zum Guten führen will, von woher rühren

„„ist den ausdrücklichen Gesetzen zuwider und nach seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit kann Gott dadurch herausgefordert werden, die, welche schon in den Banden des Teufels sind, mehr und mehr der Verhärtung zu überlassen und dem Satan zu gestatten, Andere zu versuchen und in dieselbe böse und gefährliche Schlinge zu führen."" Diese Anschauung hatten die Gläubigen des siebzehnten Jahrhunderts von der Vorsehung Gottes." a. a. O. S. 4.

Der Begriff der göttlichen Vorsehung fällt im Grunde genommen zum großen Theile mit unseren Zweckmäßigkeitsbegriffen zusammen. Wie nahe hierbei die Lächerlichkeit liegt, hat Voltaire spottend hervorgehoben, indem er die Mäuse Gott den Herrn preisen läßt, weil er auf der Erde so schöne Mauslöcher erschaffen habe. Vom Standpunkte einer Weltanschauung der Mäuse nimmt sich die göttliche Vorsehung allerdings eigenthümlich genug aus; oder existirt für diese eine anders construirte Vorsehung wie für den Menschen? Auch Enten, Truthühner und Hummel läßt Voltaire die göttliche Vorsehung preisen, während Koch und Fleischer auf das fette Vieh warten. Praktisch ist, für das Individuum wie für die Allgemeinheit, die göttliche Vorsehung nicht erkennbar. „Wir gleichen den Lämmern, die auf der Wiese spielen, während der Metzger schon eines und das andere von ihnen mit den Augen auswählt: denn wir wissen nicht in unsern guten Tagen, welches Unheil eben jetzt das Schicksal uns bereitet, — Krankheit, Verfolgung, Verarmung, Verstümmelung, Erblindung, Wahnsinn u. s. w. — Alles was wir anfassen, widersetzt sich, weil es seinen eigenen Willen hat, der überwunden werden muß. Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker, und findet nichts als Kriege und Empörungen zu erzählen: die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann und wann ein Mal. Und ebenso ist das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwa bloß metaphorisch mit der Noth, oder mit der Langenweile, sondern auch wirklich mit Andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe, und stirbt, die Waffen in der Hand." —

Die göttliche Vorsehung hat sich in der Erschaffung der Welt und des Menschen, wenn sich Alles wirklich so verhielte, wie die Theologen sagen, ein schlechtes Zeugniß ausgestellt. In der That einen Menschen erschaffen, von dem die Vorsehung wußte, daß er der Hölle verfallen muß, ist eine That, die dem menschlichen Verstande unbegreiflich vorkommen muß. Da Wenige das Himmelreich erlangen, so kommt es, sagt Schopen-

dann die Anregungen zum Bösen, zur Sünde? Die Antwort, welche man sich auf diese Frage gab, steht mit blutigen Lettern im Buche der Weltgeschichte verzeichnet; sie schloß in sich alle

---

hauer, heraus, als hätte der liebe Gott die Welt geschaffen, damit der Teufel sie holen solle. Und nun die göttliche Vorsehung! Wenn man tiefer auf den Grund der Erscheinungen in der moralischen Welt eingeht, so erkennt man, daß hier ebenso unbedingte Nothwendigkeit herrscht, wie in der physischen, nur sind dort die Resultate durch eine größere Anzahl von treibenden Kräften bestimmt wie hier und entziehen sich deshalb in den meisten Fällen der Vorausbestimmung. Könnte man in jedem einzelnen Falle die Kräfte getrennt und in ihrer Wechselbeziehung untersuchen, so würde man das Endresultat stets als nothwendiges erkennen, aber von äußerlich einwirkender Vorsehung keine Spur finden. Diese Schlußfolgerung involvirt nun aber keineswegs, wie eine oberflächliche Ueberlegung vielleicht ergeben könnte, eine Rechtfertigung des Bösen, wie es sich in den menschlichen Handlungen offenbart, sondern nur eine mitleidvolle Entschuldigung, sie leitet zum Bedauern, nicht zum Verdammen des Verbrechens, ist also in Uebereinstimmung mit den Anschauungen unseres humanen Zeitalters. Mit größerm Rechte kann man dagegen Jedem, der diese Anschauung verwirft, die Frage entgegenhalten, wo dem unglücklichen Verbrecher gegenüber die göttliche Vorsehung bleibe? Weshalb hat sie ihn nicht vor der Sünde bewahrt? Der sogenannte freie Wille des Verbrechers kann hier nicht als Deckung vorgeschoben werden, denn Niemand hat sich seinen Willen selbst beigelegt, dieser „verliehenen Gabe" gegenüber ist er selbst willenlos. Die Vorsehung mußte vielmehr, wenn sie überhaupt überall und gerecht thätig ist, diesen vermeintlichen Willen vorhersehen und ihn besser nicht in's Dasein rufen.

Der Beweggrund ist für die willkürliche Handlung des menschlichen Geistes, was in der materiellen Welt die Ursache für die Wirkung ist. Das Wort Freiheit ist, auf den Geist angewandt, dem Worte Zufall, auf die Materie angewandt, analog. Jedes menschliche Wesen wird unwiderstehlich getrieben, gerade so zu handeln wie es handelt. In der Ewigkeit, welche seiner Geburt voranging, ward eine Kette von Ursachen geschaffen, die, als Beweggründe wirkend, es unmöglich machen, daß irgend ein Gedanke seines Geistes oder irgend eine Handlung seines Lebens anders sein könnten, als sie sind. Wäre die Lehre von der Nothwendigkeit falsch, so könnte der menschliche Geist nicht länger ein berechtigter Gegenstand der Wissenschaft sein; es wäre nutzlos, wollten wir aus gleichen Ursachen gleiche Wirkungen erwarten; der stärkste Beweggrund würde nicht mehr die Handlungsweise bestimmen; alles

jene Greuelthaten, die man in wahnsinnigster Verblendung gegen Unschuldige beging, jene Hexenprozesse und Verfolgungen bis zu den Inquisitionen, denen nach dem Urtheile des Abbé de **Montgaillard** rechtlich die Palme des Justiz-

---

Wissen wäre trügerisch und unbestimmt; wir könnten nicht mit der mindesten Gewißheit voraussagen, daß wir Dem, von welchem wir heute Abend in Freundschaft geschieden sind, nicht morgen als einem Feind begegnen würden; die wahrscheinlichsten Anlässe und die klarsten Vernunftgründe würden ihren unveränderlichen Einfluß verlieren. Das Gegentheil hiervon ist erweislich der Fall. Aehnliche Umstände bringen dieselbe unabänderliche Wirkung hervor. Wenn der Charakter und die Beweggründe eines Menschen bei einer gewissen Gelegenheit genau feststehen, so könnte der Moralphilosoph seine Handlungen mit eben so großer Gewißheit voraussagen, wie der Naturforscher die Wirkungen der Mischung bestimmter chemischer Substanzen. Weshalb ist der alte Staatsmann geschickter als der Neuling in der Politik? Weil er, indem er sich auf den nothwendigen Zusammenhang zwischen Beweggrund und Handlung stützt, geistige Wirkungen durch Anwendung derjenigen Ursachen hervorzubringen sucht, welche die Erfahrung als wirksam erwiesen hat. Kein Bauer, der sein Korn zum Markte bringt, zweifelt daran, daß er dasselbe zum Marktpreise verkaufen wird. Der Fabrikherr bezweifelt ebenso wenig, daß er die für seine Zwecke erforderliche menschliche Arbeit erkaufen kann, als er bezweifelt, daß seine Maschinen wirken werden, wie sie gewirkt haben. Die Idee der Freiheit, welche man bildlich auf den Willen anwendet, ist aus einem Mißverstehen der Bedeutung entstanden, die das Wort „Macht" hat. Was ist Macht? Das, was eine bestimmte Wirkung hervorbringen kann. Die Macht läugnen, hieße sagen, daß Nichts die Macht zu sein oder zu handeln haben kann. „Glaubst du, daß die Beweggründe, die ich geltend machen werde, wichtig genug sind, ihn aufzurütteln?" ist eine ebenso gewöhnliche Frage wie: „Glaubst du, daß dieser Hebel genügen wird, jenes Gewicht zu heben?" Die Vertheidiger des freien Willens behaupten, daß der Wille die Macht habe, den bestimmten Einfluß des stärksten Beweggrundes zurückzuweisen. Aber der stärkste Beweggrund ist derjenige, welcher, alle anderen besiegend, zur Geltung kommt; jene Behauptung läuft aber auf eine Absurdität hinaus, auf die Annahme einer Wirkung ohne Ursache, auf die Verleugnung des obersten Grundsatzes des menschlichen Erkennens und des logischen Denkens.

mordes gebührt.*) Der Teufel fing erst an, sein Unwesen zu treiben, als man an ihn glaubte; und seltsam, zu einer Zeit, wo man allgemein annahm, daß ein persönlicher Gott die Welt der Art regiere, daß selbst die geringfügigste Kleinigkeit nicht ohne sein Wissen und seinen Willen geschehe, schwebte

*) Hierhin gehört auch das Bestreben des Ignatius von Loyola in der Abhandlung, welche er dem Cardinale Rudolph Pius Carpi übermachte und worin er darauf drang, daß schwer Erkrankte so lange ohne ärztlichen Beistand zu lassen seien, bis sie gebeichtet hätten. Vergl. Genelli, das Leben des hl. Ignatius von Loyola. S. 245. Dasselbe war übrigens schon im Jahre 1215 unter dem Papste Innocenz III. auf dem lateranischen Concilium verordnet worden. Benedict XIII. bestätigte dieses Verfahren auf einem römischen Concil im Jahre 1725. a. a. O. S. 243, 245.

Solche religiöse Unduldsamkeit ist der allgemeine Charakterzug der Priesterherrschaft. Die Priester der Religion der Liebe predigten stets den unversöhnlichsten Haß gegen jeden anders Denkenden. Wer ihren Worten glaubte, wer zu ihrer Fahne schwor, dem wurden die herrlichsten Freuden im Jenseits versprochen, der Gegner aber schon im Diesseits verfolgt. Daß die Religion bei solchem Verfahren zwar äußerliche Anhänger in Menge herbeiziehen, aber wenig aufrichtige Bekenner zählen dürfte, ist klar. Dabei geht der ganze sittliche Kern verloren, alle Tugenden werden untergraben. Schon Shaftesbury hat nachgewiesen, daß die Religion im Allgemeinen die Tugend durchaus nicht hebe, sondern vielmehr abschwäche und irre führe. Indem sie der Tugend Lohn und Prämien aussetzt — die den religiösen Lehrern freilich keine Unkosten verursachen — nimmt sie der Rechtschaffenheit den besten Boden fort. Sehr richtig hebt der edle Britte hervor, daß man als Atheist tugendhaft sein könne, weil der Atheismus keinen Grund habe, etwas als schön oder edel zu schätzen, was häßlich oder gemein sei; hingegen liege es auf der Hand, daß eine falsche Religion zum Bösen verleite, denn wer einen eigensinnigen und rachsüchtigen Gott habe, der werde mit der Zeit durch die Macht dieses Vorbildes leicht dazu gebracht die schlechtesten Handlungen für gut zu halten, ja sogar als göttlich und tugendvoll hinzustellen. Wie der Mensch, so sein Gott, aber auch umgekehrt wie sein Gott, so der Mensch! Tugend und Laster haben ihre Vergeltung in sich selbst, hierauf basirt das Prinzip der sittlichen Weltordnung. Zeloten können unter Umständen dazu zwingen an einen Gott zu glauben, den sie als den wahren ausgeben, Tugend kann dabei niemals erworben, noch weniger belohnt werden.

man in beständiger Angst vor dämonischen und satanischen Einflüssen und Einwirkungen; in der schönen, herrlichen Natur, im majestätischen Dunkel des Waldes wie in der einsamen Hütte, in der Stadt und auf dem Lande, allenthalben trieb der Teufel sein Unwesen, allenthalben fürchtete man seine Einwirkungen und trug geweihte Bilder, Scapuliere und Medaillen, um sich vor dem „Erbfeinde" des menschlichen Geschlechtes schützen zu können. Die ungeheuren und prachtvollen Dome und Münsterkirchen, welche aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinragen, sind zunächst durchaus nicht aus Liebe zu Gott, aus Andacht und frommer Einfalt, erbaut worden: es war vielmehr in erster Linie die Furcht vor dem Satan, welche die Menschen zur Erbauung von Kirchen und Klöstern trieb. Den Inquisitionen und ihren barbarischen, unmenschlichen Strafverfahren, lag auch ursprünglich die Absicht zu Grunde, die Seele des unglücklichen Angeklagten aus den Klauen des Satans und dem ewigen Verderben zu retten. Man fußte auf dem Worte Jesu: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir; denn es ist besser, daß du mit einem Auge in's ewige Leben eingehest, als zwei Augen habest und in's höllische Feuer geworfen wirst"; daher glaubte man, den Leib preisgeben zu müssen, um die Seele retten zu können. Deshalb entblödete man sich auch nicht, bei der Inquisition noch von christlicher Liebe zu sprechen; man weiß, daß die Opfer dieser mönchischen Liebe jene des jacobinischen Hasses an Zahl bei weitem übersteigen. In der einzigen Stadt Ciudad Real wurden von der spanischen Inquisition verbrannt: im Jahre 1484 am 13. Februar 750 Personen, am 2. April 800, am 7. Mai 750, am 16. August 27, am 12. Dezember 950, also in einem Jahre 3377 Menschen! Und so groß war anfangs der Wahnsinn, später die Furcht

der Menschen, daß jenes stolze Volk, welches seinen Königen mit den Worten huldigte: „Wir, deren Jeder ebensoviel ist wie Du und die wir alle zusammen mehr sind als Du, wir machen Dich zum Könige. Wenn Du unsere Gesetze und Privilegien achtest, werden wir Dir gehorchen, wo nicht, nicht", daß selbst dieses stolze Volk seinen Nacken beugte unter dem schrecklichen Joche. Daß die Kirche Roms mehr unschuldiges Blut vergossen hat, als irgend eine andere Institution, die je unter den Menschen bestanden hat, wird kein Protestant in Frage ziehen, der hinreichende Kenntniß der Geschichte besitzt. Die Opfer, welche wegen Ketzerei starben, waren nicht wie diejenigen, die wegen Hexerei gemordet wurden, vereinsamte, faselnde Weiber, sondern es waren gewöhnlich Männer inmitten des erwerbthätigen Lebens und oft im ersten Aufkommen der jugendlichen Begeisterung. Und die, von denen sie am innigsten geliebt wurden, waren fest überzeugt, daß ihre Todesqualen auf Erden nur das Vorspiel der ewigen Qualen im Jenseits seien. Es ist schauderhaft, es ist entsetzlich, zu denken, was die Mutter, die Gattin, die Schwester, die Tochter des Ketzers durch diese Lehre gelitten haben muß! So schrecklich dies aber ist, so ist es doch nur ein geringer Theil des Elends, welches der Verfolgungsgeist Roms erzeugte. Denn, wenn man nach dem gewöhnlichen Maße des menschlichen Muthes urtheilt, so muß es für Jeden, der seine Grundsätze auf dem Scheiterhaufen zu bekennen wagte, Unzählige gegeben haben, die der Meinung waren, daß sie allein durch ein solches Geständniß ihre Seele retten könnten, und die dessen ungeachtet, im Hinblick auf ihre eignen Leiden oder die Verlassenheit ihrer Kinder davor zurückschraken, die ihr Leben in einer langen Reihe heuchlerischer Religionsübungen und studirter Lügen hinbrachten, und zuletzt mit einem durch gewohnheitsmäßige Verstellung

entwürdigten Geiste hoffnungslos und schreckensvoll in das Grab sanken. Und bei alledem müssen wir noch bedenken, daß der Geist, der sich in Handlungen der kleinlichen Verfolgung offenbarte, oft über einen viel größern Kreis hinausreichte und Leiden verursachte, die vielleicht nicht so peinigend, aber desto ausgedehnter waren. Wir haben uns jener schrecklichen Metzeleien zu erinnern, die wohl die fürchterlichsten sind, welche die Welt je gesehen hat: der Niedermetzelung der Albigenser, die ein Papst angestiftet hatte, oder des Gemetzels der Bartholomäusnacht, für die ein Papst feierliche Dankgebete zum Himmel sandte. Wir müssen uns der Religionskriege erinnern, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mit kaum verminderter Wuth erneuerten, welche Syrien in einen Blutacker verwandelten, die schönsten Länder Europas mit Blut überschwemmten, den Wohlstand vernichteten, die Intelligenz mancher edlen Nation lähmten und Erbitterungen in Europa säeten, die zweihundert Jahre kaum zu zerstören im Stande waren. Auch dürfen wir nicht der verhärtenden Wirkungen vergessen, welche in den Gemüthern der Zuschauer erregt werden mußten, die bei jeder königlichen Heirath in Spanien mit einer öffentlichen Ketzerhinrichtung bewirthet wurden, oder die auf dem großen Platze von Toulouse versammelt wurden, um dem Kampfe von vierhundert Hexen in den Flammen zuzusehen. Wenn wir alle diese verschiedenen Arten von Leiden zusammenstellen und alle ihre Ungeheuerlichkeiten bemessen, wenn wir bedenken, daß die Opfer all' dieser Verfolgungen gewöhnlich nicht nur vollständig unschuldige Menschen waren, sondern auch solche, die eben durch ihren Tod bewiesen, daß sie mit den erhabensten und heldenmüthigsten Tugenden ausgerüstet seien, und wenn wir dann ferner erwägen, daß dies Alles nur ein Theil einer ungeheuren Verschwörung war, die Entwicklung

des menschlichen Geistes aufzuhalten und den Geist unparteiischer und ungehemmter Forschung zu zerstören; wenn wir alle diese Dinge bedenken, so ist es sicher keine Uebertreibung, zu sagen, daß die Kirche Roms eine größere Summe Leiden verhängt hat, als irgend eine andere Religion, die je unter Menschen bestand."*) Das waren Consequenzen aus dem christlichen Glauben an Gottes Vorsehung, und eine Lehre, die ursprünglich unter dem Einflusse der Furcht vor den Naturgewalten und ihren Wirkungen entstanden war, führte nun direkt dazu, daß ein unglückliches Volk mit Recht ausrufen durfte: Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel bedecket uns!

Nachdem wir die wissenschaftliche Unhaltbarkeit der Lehre von der göttlichen Vorsehung erkannt haben, haben wir so eben gesehen, daß jene falsche Doctrin auch praktisch für die Menschheit die traurigsten Früchte getragen hat. Man könnte in Beziehung auf diesen letztern Punkt indeß den Einwurf erheben, daß die angeführten Beispiele gewissermaßen zu individuell und nach ihrem Einflusse zu beschränkt seien, um zu beweisen, daß das Menschengeschlecht nur traurige Wirkungen von jener Lehre erfahren habe.

Ich lasse es gerne dahingestellt sein, ob man die schrecklichen Thaten der Inquisitionen, welche durchaus nicht auf Spanien allein beschränkt waren, als etwas Individuelles auffassen darf; soviel steht jedenfalls fest, daß gerade jenes schreckliche Regiment, unter dem Jahrhunderte lang Spanien geseufzt, und daß gerade der bis zur Raserei ausgeartete Katholicismus die Hauptursache ist, weshalb jenes herrliche Land noch heute aus tausend Wunden blutend darniederliegt. Wie es bei uns in Deutschland aussah, hat Gustav Frey-

*) Lecky, a. a. O. Bd. II. S. 25—30.

tag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit mit Meisterhand geschildert; wie es noch gegenwärtig in den Köpfen derjenigen aussieht, welche auf dem gerühmten alten, vorurtheilsvollen Standpunkte stehen, hat Jeder täglich Gelegenheit durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Wer noch weiter die traurigen Zustände kennen lernen will, welche die tyrannische Herrschaft der einzig seligmachenden Kirche hervorruft, der braucht nur Italien zu betrachten, jenes Land, in welchem der Unglaube niemals Wurzel zu schlagen vermochte. Es ist ein wahres Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Sechzehntes Kapitel.

Das Leben und die Lehren Jesu.

Bereits in den vorhergehenden Kapiteln wurde auf das Leben und die Thaten Jesu bei verschiedenen Anlässen zurückgegriffen und speciell im sechsten Kapitel der historische Werth der dem Stifter der christlichen Religion zugeschriebenen Wunderthaten erörtert. Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels soll eine Untersuchung der Persönlichkeit Jesu und seiner individuellen Schicksale enthalten, soweit sich dieselben heute, nach Verlauf von mehr als achtzehn Jahrhunderten und bei dem mangelhaften Zustande wirklich historischer Documente, noch nachweisen läßt.

Was den geschichtlichen Werth der vier canonischen Evangelien betrifft, so stimme ich in dieser Hinsicht der Ansicht Renan's bei, wenn er sagt: „Es sind weder Biographien nach Weise des Suetonius, noch erdichtete Legenden in der Art des Philostratus; es sind legendenartige Biographien.

Ich möchte sie mit den Heiligen-Legenden, den Lebensbeschreibungen des Platin, Proklus, Isidorus und andern Schriften der nämlichen Art vergleichen, in denen die historische Wahrheit und das Bestreben, Tugendmuster aufzustellen, in verschiedenem Grade in einander übergehen. Besonders macht sich darin die Ungenauigkeit, ein Charakterzug aller volksthümlichen Schriften, fühlbar. Einzig darauf bedacht, die Vortrefflichkeit des Meisters, seine Wunder, seine Lehre so viel als möglich hervortreten zu lassen, zeigen die Evangelisten eine völlige Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht der Geist Jesu selbst ist. Die Widersprüche in Bezug auf Zeit, Ort und Person wurden als unwichtig betrachtet; denn wenn man auch auf der einen Seite den Worten Jesu einen hohen Grad von Begeisterung zuschrieb, so war man doch anderseits sehr weit davon entfernt, diese Begeisterung auch den Redacteuren zuzuerkennen. Man betrachtete sie nur als einfache Schreiber, die nur auf einen Punkt bedacht waren, nämlich: Nichts von dem, was sie wußten, auszulassen."

Jesus wurde höchst wahrscheinlich zu Nazareth, sicherlich indeß nicht zu Bethlehem geboren, da die Abschätzung des Kyrenius erst etwa zehn Jahre nach dem Tode des Herodes stattfand und Matthäus und Lucas zufolge Jesus noch bei Lebzeiten des Herodes geboren wurde. Hierin liegt die Beweiskraft gegen die Geburt Jesu in Bethlehem, nicht in der Bezeichnung als „Nazarener." Denn diese letztere konnte ihm vom großen Haufen nach Verlauf eines halben Menschenlebens gar wohl irrthümlicher Weise beigelegt werden, wenn er seit frühester Jugend mit seinen Eltern in Nazareth wohnte. Jesus ging aus der Klasse des niedern Volkes hervor. Die Annahme Renan's und vieler Anderen, daß Jesus Brüder und Schwestern gehabt habe, ist durchaus nicht so positiv

nachweisbar, als Renan glaubt. Die hierfür herbeigezogenen Stellen der canonischen Evangelien beweisen Nichts, höchstens könnte man eine derartige Vermuthung auf Matth. I, 25 mit einiger Wahrscheinlichkeit begründen. Ebenso wenig historisch erweisbar ist die Behauptung, Jesus sei der uneheliche Sohn eines römischen Soldaten gewesen. Die Legende von der Ueberschattung durch den heiligen Geist deutet allerdings einen außerehelichen Ursprung des Stifters der christlichen Religion an, allein man darf nur an Alexander den Großen denken, um sich zu überzeugen, daß dergleichen Legenden und Behauptungen bisweilen durchaus ohne allen realen Hintergrund sein können.*) Celsus in seiner uralten (aus dem Jahr 178 stammenden) Streitschrift, in der die antike Weltanschauung gegen das Christenthum vertheidigt wird, behauptet, Jesus habe sich seinen übernatürlichen Ursprung erdichtet, in Wahrheit sei er einem jüdischen Dorfe entstammt, von einem bäurischen, armen, um Lohn spinnenden Weibe, deren Gatte sie

---

*) Was Alexander der Große für sich individuell in Anspruch nahm, behauptete später Papst Stephan V. (885—891) für alle Bischöfe auf dem Stuhle Petri ohne Ausnahme. Er sagte, die Päpste würden durch Ueberschattung des hl. Geistes empfangen, also ähnlich wie die Bibel auch von Christus lehrt.

Man könnte über diesen und analogen Unsinn, welchen die römischen Päpste in Menge producirt haben, lachen, wenn die Sache nicht gar zu traurig und ernst wäre. Wir, wir glücklichen Menschen, die in einem aufgeklärten, hellen Jahrhunderte leben, wir vermögen uns kaum einen Begriff zu machen, mit welcher Raffinirtheit der pfäffische Pöbel der vergangenen Jahrhunderte die Menschen quälte, ehe staatliche Gesetze und Rechte so weit ausgebildet und befestigt waren, um die Armen zu schützen. Der Pfaffe that damals was er wollte, er erließ Bullen, Befehle und Verordnungen, wie es ihm beliebte, wer im geringsten dagegen Einwendungen machen wollte, war ein verlorner Mann. Kein Gesetz schützte ihn vor der Gewalt der Kirche, ja der Staat war der ausübende Arm des in Rom regierenden Halbgottes. Papst Alexander VI., der Vater Lucrezia Borgia's, erließ u. a. eine

verstoßen habe.*) „Er selbst", sagt Celsus, „ging später wegen Dürftigkeit als Tagelöhner nach Aegypten, versuchte sich dort mit etlichen Kräften, auf welche die Aegypter sich etwas einbilden, kam zurück auf die Kräfte stolz und erklärte sich ihretthalb öffentlich als Gott. Die Jungfraugeschichte erinnert lebhaft an die hellenischen Mythen von Danae, Melanippe, Auge, Antiope." Die Meinung Renan's, die Vetter Jesu hätten dem jungen Meister angehangen und später die Bezeichnung „Brüder des Herrn" angenommen, während seine wirklichen Brüder zur Oppositionspartei gehörten, ist eine höchst gewagte Hypothese, ja ein reiner Roman. Sehr wahrscheinlich aber ist es, daß Maria noch eine Schwester besaß, und gerade der Umstand, daß die vier Personen, welche (Matth. XIII, 55, Marc. VI, 3) für Söhne der Mutter Jesu ausgegeben werden, so ziemlich auch als Söhne Mariens und des Kleophas, wiedergefunden werden, leitet zu der Ansicht, daß mit der Bezeichnung Brüder und Schwestern, nur nahe Verwandte Jesu gemeint sind.

Die Erziehung Jesu war gewiß wenig oder gar nicht besser wie diejenige der Mehrzahl der gewöhnlichen Judenknaben.

Verfügung, worin Jeder mit dem Kirchenbanne bedroht wurde, der sich mit einem Andern über Glaubenswahrheiten unterhalte. Heute verlacht man mit Recht eine solche Strafandrohung; Bannstrahlen zünden nicht mehr. Aber wehe demjenigen, der im Mittelalter vom Banne betroffen wurde und nicht innerhalb eines Jahres davon befreit war! Er verfiel unrettbar der Inquisition! Kein Arm der weltlichen Macht erhob sich, ihn zu retten, zu vertheidigen. Wohl mochte ein solcher Unglücklicher die Thiere des Feldes um ihr glückliches Dasein beneiden! Gegenüber solchen Thatsachen, gewährt es ein eigenthümliches Gefühl der Behaglichkeit, zu wissen, daß im neunzehnten Jahrhunderte kein Pfaffe mehr Gewalt über Leib und Leben dessen hat, der nicht seinen Worten ohne Weiteres glaubt. Glücklich sonnt sich heute die Welt im Glanze der Wissenschaft.

*) a. a. O. S. 12.

Er betrieb wie sein Vater das Handwerk eines Zimmermannes, eine Beschäftigung, die sich freilich nach Sitte der damaligen Zeit gar wohl mit geistigen Arbeiten vertragen mochte. Ueber die längste und für den Forscher wichtigste Periode im Leben Jesu, nämlich über den Zeitraum der ersten Entwickelung in den Jugend- und Jünglingsjahren bis zu der Zeit, da er öffentlich als Lehrer auftrat, wissen wir leider so gut wie gar Nichts. Wahrscheinlich hat sich Jesus bis zum Beginne des Mannesalters in Nichts von den Judenknaben seiner Umgebung unterschieden; immerhin aber bleibt es höchst auffällig, daß die Evangelisten, welche in einer gewissen umständlichen Erzählungsweise sich über die ersten Kindheitstage Jesu verbreiten, unmittelbar eine Periode von einem halben Menschenleben überspringen und erst da wieder anknüpfen, wo Jesus öffentlich zu lehren beginnt. Um diese Zeit erscholl der Ruf eines gewissen Johannes, der, wenn dem Evangelisten zu glauben ist, aus der Verwandtschaft Jesu war, durch ganz Palästina. Dieser sonderbare Mann lebte am Saume der Wüste einsam und entfernt von jeder Civilisation. Sein Charakter war rauh wie seine Lebensweise; in Bezug auf letztere heißt es, daß er mit Fellen bekleidet war und von Heuschrecken und wildem Honig lebte. In Nachahmung indischer Gebräuche, die in dem kleinen Judäa vielleicht durch wandernde buddhistische Mönche bekannt geworden waren, „taufte“ er an den Ufern des Jordans und das Volk, welches zu ihm und seinen Jüngern strömte, hielt ihn für einen Propheten. Seine Predigten scheinen mit einer gewissen rohen und wilden Begeisterung, vielleicht ähnlich denjenigen der späteren Dominikanermönche, gehalten worden zu sein; sie bestanden, wie man aus den wenigen Bruchstücken, die davon erhalten sind, schließen kann, zum Theil aus Drohungen eines allgemeinen, nahe bevor-

stehenden Strafgerichtes. Auf den jüdischen Ritualdienst scheint er Nichts gegeben zu haben; deshalb war er auch den Priestern und überhaupt dem vornehmeren Theile des Volkes eine gleichgültige und verächtliche Person. Nur das niedere Volk hing ihm an; aber er wäre wie Tausende seines Standes und seiner Ideenrichtung heute gänzlich vergessen, wenn nicht einer seiner Täuflinge, der emporstrebende, junge Volkslehrer Jesus, seiner erwähnt hätte und der Täufer auf diese Weise in die Evangelien überging. Ob zwischen Johannes und Jesus ein näheres Freundschaftsverhältniß stattfand, läßt die Bibel unbestimmt; jedenfalls aber übte der Täufer bis zu seiner Gefangennehmung unbeirrt sein selbständiges Amt am Jordan aus. Ob der Einfluß des Johannes auf Jesus, wie Renan will, eher schädlich als nützlich gewesen, möchte ich bezweifeln; ich glaube, daß gerade der Beifall, den der Täufer allerseits fand, ein sehr starker Sporn für Jesus war, auch seinerseits als allgemeiner Volkslehrer aufzutreten und die Ideen, welche bei ihm sich entwickelten, der Welt darzulegen. Worin sich des Täufers Lehren hauptsächlich von derjenigen Jesu unterschieden, ist nicht sicher nachzuweisen; jedenfalls contrastirt die derbe, halbwilde Figur des Johannes wunderbar mit dem sanften, liebenswürdigen Jesus, und in ähnlichem Contraste haben gewiß auch ihre hauptsächlichsten Lehren gestanden.

Die Renan'sche Auffassung der Ideen Jesu über die moralisch-sittliche Heranbildung des Menschengeschlechtes, die im Laufe der Jahrhunderte in seltsamer Verzerrung zur dogmatisirenden Religion sind umgewandelt worden, scheint mir in sehr vielen Punkten nicht zutreffend. Ich möchte einen großen Unterschied zwischen dem machen, was die Evangelisten Jesus in den Mund legen. Die kurzen, einfachen, von hoher ewiger Wahrheit durchdrungenen Sentenzen, die sich in den

Evangelien finden, die schreibe ich gern Jesus zu; sie sind wegen ihrer Einfachheit und allgemein verständlichen Ausdrucksweise höchst wahrscheinlich ziemlich unversehrt auf uns gekommen. Mit verschiedenen andern, Jesus in den Mund gelegten Aussprüchen, ist dies nicht der Fall; die Aussprüche über das Ende der Welt u. dergl. sind von seinen ungebildeten Zuhörern, die das Wichtige von dem Unwichtigen, den Kern von der Schale nicht zu trennen wußten und denen hier vorzugsweise das Schreckliche, Uebernatürliche im Sinne lag, durchaus mißverstanden und der Nachwelt unrichtig überliefert worden. Die Idee Renan's, daß das Beispiel Juda's des Goloniters Jesu die Fruchtlosigkeit der Volksaufstände gezeigt und er auf die Politik verzichtet habe, ist ein Unding; in der Natur Jesu, soweit uns darüber Schlüsse ermöglicht sind, lag Nichts, gar Nichts, was die politische Seite des Lebens berührte; Jesus ist vielleicht unter allen Sterblichen, welche als gebildete Menschen geordnete Staaten bewohnt haben, Derjenige, der sich am meisten von dem politischen Treiben entfernt gehalten hat, sein Streben ging nur auf social-moralische Reformen. Wie Jesus über die Stellung des Einzelnen im Staate dachte, darüber wissen wir ganz und gar nichts. Mit seinem Ausspruche: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist", glaubt Renan, habe Jesus eine gewisse Verachtung ausdrücken wollen. „Im Prinzip den Satz aufstellen", sagt der französische Gelehrte, „daß das Merkzeichen, woran man die rechtmäßige Gewalt erkenne, darin bestehe, daß man die Münze ansehe; zu proclamiren, daß der vollkommene Mensch die Steuer aus Verachtung und ohne weitere Erörterung zahle, daß hieß die Republik in der alten Weise zerstören und alle Tyranneien begünstigen. In diesem Sinne hat das Christenthum viel dazu beigetragen, um das

Pflichtgefühl des Bürgers zu schwächen und die Welt der absoluten Gewalt der vollendeten Thatsachen zu überliefern."

Jesus erscheint in seinem ganzen Umgange als eine höchst liebenswürdige, nachsichtige Persönlichkeit, die auch die Freuden des Lebens, wo sie sich in der richtigen Weise darbieten, keineswegs verachtet. Eins seiner Wunder geschah auf einer Hochzeit, wie Renan sich naiv genug ausdrückt: „Zur Erhöhung der Heiterkeit." Wie unendlich liebreich erscheint uns Jesus, wenn er die Gastfreundschaft wohlwollender Zuhörer annimmt und diejenigen, welche ihm physische Speise vorsetzen, mit geistiger Speise erquickt; wie rührend erblicken wir den gemüthreichen Rabbi mitten unter den Kindern; wie er sie freudig aufnahm und den Jüngern wehrte, die unschuldigen Kleinen von ihm abzuhalten; mit welchem tiefen Ernst bedroht er diejenigen, welche die Unschuld verführen und ein glückliches Leben vergiften! Eine solche Erscheinung kannte das rohe jüdische Volk bis dahin nicht. Daher auf der einen Seite so viele Anhänglichkeit und auf der andern so viel Haß bei einem Volke, das seinem Gotte mit rohen Schlächterei-Scenen wohlgefällige Opfer darbringen zu können wähnte. Die Ansichten, welche sich bei Jesus über einen neu zu begründenden wahren Cultus gebildet hatten, standen in directer Opposition mit alle dem, was er in Jerusalem sah und hörte, mit dem Ekel erregenden Stolze der schmutzigen jüdischen Priesterkaste, mit der Heuchelei der Pharisäer und der verknöcherten Dummheit der großen Menge. Es wurde ihm bald klar, daß das jüdische Gesetz abgeschafft werden mußte, eine Reformation genügte nicht. Aber ebenso deutlich offenbarten sich seinem herrlichen Geiste auch die Schwierigkeiten, womit ein derartiges, riesenmäßiges Unternehmen nothwendigerweise würde zu kämpfen haben. Unter allen Völkern der Welt war

das dumm-stolze, in sich selbst verhärtete jüdische Volk, trotzdem es niemals in der allgemeinen Weltgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt hatte und von Griechen und Römern im höchsten Grade verachtet wurde, jeder wahren und heilsamen Vervollkommnung abhold; es behielt nur seinen düstern Haß gegen die Heiden, unter deren abwechselnder Botmäßigkeit es gestanden hatte und eben noch stand. Es hoffte auf einen „Erlöser" von dem Joche der Römer, auf einen Wiederhersteller des alten Glanzes der Monarchie unter David; kurzum, es hoffte auf einen politischen Messias und in dieser Hoffnung, in Deutung alter, ohne jegliche Beziehung zur Zeitgeschichte stehenden Legenden, Sagen und Sprüche, concentrirte sich sein ganzes Geistesleben wie in einem einzigen allgemeinen Brennpunkte. Solche Zustände fand Jesus vor und aus diesen heraus mußte das jüdische Volk gerissen werden, wenn er seiner Lehre Anhang und Anerkennung verschaffen wollte. Jesus verhehlte sich keineswegs, daß er sein Unternehmen vielleicht mit dem Tode werde besiegeln müssen. Mehr als einmal bricht es wie eine wehmüthige Ahnung aus seiner Brust hervor, und die erstaunten Jünger können es sich nicht erklären, wenn er von seinen nahe bevorstehenden Leiden und seinem Tode spricht. Nichtsdestoweniger blieb er mit der Festigkeit eines riesenstarken Geistes seinen als wahr und dem Menschengeschlechte heilsam erkannten Ueberzeugungen treu, er fuhr unbeirrt fort, vor allem Volke zu lehren und die Falschheit und Heuchelei der Priesterkaste aufzudecken.

Es ist unzweifelhaft, daß Jesus niemals daran gedacht hat, sich als einen Fleisch gewordenen Gott auszugeben in der Weise, wie dies heute von den Theologen angenommen wird. Eine solche Vorstellung war allerdings, wie Renan bemerkt, dem jüdischen Geiste durchaus fremd, und es ist nicht fraglich,

daß Jesus schwerlich einen einzigen Anhänger würde gefunden haben, wenn er sich direct als eine mit Jehovah identische Persönlichkeit, also als Jehovah selbst, hätte ausgegeben. Jesus faßte nur den finstern Donnergott der Juden von einer freundlichen Seite auf; er behauptete, daß Elohim ein liebender Vater aller Menschen sei, daß alle Menschen seine Kinder wären und nur Glauben und Liebe zu diesem allmächtigen Vater dazu gehörten, um von ihm als Kind aufgenommen zu werden. Wer Gott liebt, ist mit Gott vereinigt; alle Menschen sollen in Gott vereinigt sein. Die Jünger Jesu haben in ihm auch anfänglich nach seinem Tode nie etwas anderes als einen großen, dem Jehovah Elohim untergebenen Propheten gesehen; auf dem Wege nach Emmahus z. B. sprechen die beiden Jünger von Jesus von Nazareth, „der ein Prophet war mächtig in That und Wort vor Gott und allem Volke" (Luc. XXIV, 19); ähnlich drückt sich auch Petrus in der Apostelgeschichte aus (Apostelgesch. II, 22—24). Erst später hat man Jesus gänzlich willkürlich zu Gott selbst oder vielmehr zum Fleisch gewordenen Sohne Gottes gemacht und ihm eine Stellung angewiesen, über die kein Mensch klar geworden ist und deren Unklarheit man eben hinter dem „Geheimniß der Dreieinigkeit" zu verbergen strebte. Die Stellen des vierten Evangeliums, wo Jesus sich als eigentlichen Gott bezeichnet, können gegenüber denjenigen, in denen das Gegentheil davon ausgesagt wird, nicht als beweisend angesehen werden; Jesus nannte sich gewiß nur in demselben Sinne Gottes Sohn, wie er sich König der Juden nannte. Es ist daher ganz überflüssig, daß Renan, Jesus entschuldigend sagt: „Trunken von der unendlichen Liebe, vergaß er die schwere Fessel, welche den menschlichen Geist gefangen hält; mit einem einzigen Sprunge überschritt er den für die Meisten

unüberschreitbaren Abgrund, welchen die Mittelmäßigkeit der menschlichen Fähigkeiten zwischen Gott und dem Menschen schafft." Jesus hat niemals den „unüberschreitbaren" Abgrund zwischen Gott und den Menschen anders als in idealem Sinne überschritten; er hat in einer Weise seine irdische Laufbahn vollbracht, die das Gemüth an ein göttergleiches Wesen mächtig erinnert. Die Erscheinung Jesu ist umstrahlt von dem blendenden Glanze einer unermeßlichen Menschenliebe und Holdseligkeit und in Folge dieser psychischen Täuschung erscheint uns der Stifter der christlichen Religion über der Erdenwelt schwebend, während er nur ein Theil der ewigen, nimmer rastenden Natur war. Nichts gibt uns Sicherheit, daß eine ähnliche Erscheinung, wie Jesus war, nicht im Laufe von Jahrmyriaden wiedererscheint und ähnliche natürliche Bedingungen, ähnliche Wirkungen erzeugen. Freilich, im Laufe von fünf Jahrtausenden hat es nur einen Jesus gegeben, aber was will diese Spanne Zeit gegen die unbegrenzte Fortentwickelung der Natur!

Da die Erscheinung Jesu eine durchaus natürliche war, so ist auch nothwendiger Weise die Ursache des großen Erfolges seiner Lehre eine natürliche gewesen. Die Beweise, welche man eben aus diesem Erfolge für einen übernatürlichen Ursprung des Christenthums hat geben wollen, sind unzuläßig oder werden vielmehr widerlegt durch die ebenso großen, dem Christenthume entgegenstrebenden Erfolge anderer Religionsstifter, wie Muhamed und Buddha. Der Grundgedanke Jesu ist eine allgemeine interesselose Menschenliebe; „liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, betet für die, welche euch verfolgen." Die Befolgung dieser Worte Jesu hat das Christenthum emporgebracht. Indem es den Armen das Evangelium verkündigte, hob es die antike Welt aus den Angeln.

Was sinnlich in der Vollendung der Zeiten erscheinen wird, das erfaßte das gläubige Gemüth im Geiste: das Reich der Liebe, in welchem die Letzten die Ersten sein werden. Dem starren Rechtsbegriffe der Römer, welcher die Ordnung auf die Gewalt baut, und das Eigenthum zur unerschütterlichen Grundlage der menschlichen Verhältnisse macht, trat mit unbegreiflicher Uebermacht die Forderung entgegen, allem Eignen zu entsagen, den Feind zu lieben, die Schätze zu opfern und den Verbrecher am Galgen sich selbst gleich zu achten.*) Die ungeheure Ueberzahl war arm und elend, während eine kleine Minderheit in den ärgsten Lüsten und Ausschweifungen versunken, die Herrschaft führte. Ein Umschwung mußte eintreten und wie im ganzen Verlaufe der Geschichte stets die richtige Zeit den rechten Mann mit dem passenden Worte gebracht, so predigte Jesus das große Wort von der allgemeinen interesselosen Menschenliebe, das zwar an sich und als Moralvorschrift nichts Neues bot, das aber als oberstes Prinzip der antiken Welt fremd war. „Der Arme fühlte sich durch den Eintritt in die christliche Gemeinde gehoben und die Freigelassenen, besonders aber die Sclaven und Sclavinnen, denen das Heidenthum sogar die Menschenrechte versagt hatte, fanden die Ehre, die sie im weltlichen Staate verloren hatten, in dem neuen geistlichen Staate wieder, da die Sclaverei den Grundsätzen desselben völlig entgegen war.**) Das ist eine der Haupt-

*) Lange, Geschichte des Materialismus. 2. Aufl. I. Bd. S. 148.

**) Der Geist des Christenthums reorganisirte die Gesellschaft auf einer neuen Grundlage: er hob die Sclaverei auf, schuf die Barmherzigkeit und gebot die Selbstaufopferung. In der ersten dieser Aufgaben wurde das Christenthum von zwei andern Triebfedern mächtig unterstützt. Das sittliche Gefühl kann unmöglich jemals ganz und gar erlöschen, vielmehr finden wir, daß diejenigen, welche sich von den Richtungen eines verderblichen Zeitalters befreit haben, oft einen Grad sittlicher Vollkommenheit erlangen, der in bessern Zeitaltern nicht erreicht

ursachen des raschen Erfolges den das Christenthum schon unter den Aposteln in den unteren Schichten des Volkes fand. „Dazu kamen noch die Vortheile, welche den Dürftigen, den Kranken, den Wittwen und Waisen aus der Verfassung einer Gemeinde zuflossen, die nicht allein eine besondere Kasse für Nothleidende hielt, sondern auch eigne männliche und weibliche Krankenpfleger, Diakonen und Diakonissinnen, zur Besorgung der Geschäfte der Wohlthätigkeit hatte. Außerdem bestand ein enger Zusammenhang zwischen allen christlichen Gemeinden, der den reisenden Christen sehr zu statten kam.

---

worden ist. Die späteren Tage des heidnischen Roms zeigen einen stetigen Verfall der religiösen Scheu und der gewöhnlichen Sittlichkeit; aber sie zeigen auch eine fieberhafte Sehnsucht nach einer neuen Religion und ein feineres Gefühl für die Forderungen einer höhern Sittlichkeit wie in den besten Tagen der Republik. Von der ersten dieser Richtungen haben wir einen schlagenden Beweis in der plötzlichen Verbreitung des Mithradienstes, der einer der merkwürdigsten Vorläufer des Christenthums war. Wie Plutarch berichtet, wurde dieser Cultus ungefähr 70 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung durch einige sicilianische Seeräuber in Italien eingeführt; und zu einer Zeit, als allgemeiner Skepticismus das vorherrschende Merkmal des römischen Geistes war, faßte er so tief Wurzel, daß er 200 Jahre lang fortblühte, die wärmste Begeisterung erregte und in der Mitte einer Bevölkerung, die ganz und gar entartet schien, eine religiöse Wiederbelebung bewirkte. In gleicher Weise trat um die Zeit als Nero den Thron bestieg, als die Humanität der Massen zu der niedrigsten Ebbe gesunken war, in dem Mittelpunkte des Heidenthums eine mächtige Reaktion zu Gunsten der leidenden Klassen zu Tage, deren Hauptvertreter Seneca war, die sich aber mehr oder weniger in der ganzen Literatur jener Zeit abspiegelt. — Ein zweiter den Sklaven günstiger Einfluß kam durch den Einfall der Barbaren zur Wirksamkeit, die mit Recht als Vertreter des Grundsatzes der persönlichen Freiheit in Europa geschildert worden sind. — Macht man aber auch diesen Einflüssen das vollste Zugeständniß, so bleibt es doch eine unzweifelhafte Thatsache, daß der Wiederaufbau der Gesellschaft hauptsächlich das Werk des Christenthums war. Andere Einflüsse konnten die Freilassung vieler Sklaven bewirken, aber das Christenthum allein konnte die tiefe Veränderung des Charakters hervorbringen, welche die Abschaffung der Sklaverei möglich machte. Die

Eine Gemeinde correspondirte mit der andern und Empfehlungsbriefe dienten den reisenden Christen von Britannien bis nach Persien." *) Jesus' hat bezüglich solcher Anordnungen keinerlei Vorschriften gegeben, er hatte nicht einmal eine Ahnung von der nothwendigen Verfassung einer Gemeinde, ja es erhellt aus seinen Lehren, daß es gar nicht in seiner Absicht lag, eine besondere Gemeinde zu bilden. Seine Vorschrift war einfach, das persönliche Eigenthum unter die Armen zu vertheilen, Gott über alles und dem Nächsten wie sich selbst zu

---

Christen predigten nicht eine revolutionäre Lehre; sie erklärten nicht die Sklaverei für durchaus ungesetzlich, aber sie untergruben fortwährend ihre Grundlage, indem sie ihr die Lehre von der allgemeinen Brüderlichkeit entgegenstellten, und allen Beziehungen der Gesellschaft einen Geist der Menschenliebe einflößten. Sehr bald zeigte sich auf allen Seiten eine Neigung, die Sklaven frei zu lassen, und diese Freilassung wurde immer mit der Religion in Verbindung gesetzt. Der Sonntag wurde besonders als der geeignetste Tag zur Freilassung empfohlen und die Ceremonie fand fast ausnahmslos in der Kirche statt. — Lange bevor die Aera der Verfolgungen geschlossen war, waren das Krankenhaus und das Xenodochion oder das Fremdenhospital unter den Christen bekannt. Die Grabschriften in den Katakomben beweisen, daß eine Menge von Findlingen durch die Mildthätigkeit dieser Institute am Leben erhalten wurde. Der häufigen Hungersnoth und der schrecklichen Trübsal, die durch den Einfall der Barbaren und den Uebergang aus der Sklaverei zur Freiheit veranlaßt wurden, kam die unbegrenzte und verschwenderigste Wohlthätigkeit helfend entgegen. Die Gladiatorenspiele wurden ohne Unterlaß öffentlich angeklagt; aber die Liebe mit der sie vom Volke betrachtet wurden, widerstand lange den Anstrengungen der Philantropen, bis der Mönch Telemach inmitten einer Vorstellung sich zwischen die Kämpfenden stürzte und sein Blut das letzte wurde, welches die Arena befleckte. Aber das edelste Zeugniß über den Umfang und die Allgemeinheit der christlichen Barmherzigkeit war das, welches ihr ein Gegner ausstellte; Julian setzte seine ganze Thatkraft daran, einen mildthätigen Sinn unter den Heiden zu wecken; „denn es ist eine Schande," sagte er, „daß die Galiläer nicht nur die Bedürftigen ihrer Religion, sondern auch der unserigen unterstützen müssen." Lecky a. a. O. II. S. 186—193.

*) Schlosser, Weltgeschichte. 3. Bd. S. 536.

lieben. Damit hätte natürlich die Gesellschaft nicht bestehen können, die Zahl der Armen würde sich nicht vermindert haben, wohl aber die Lust zu schaffender Thätigkeit verloren gegangen sein. Man hat daher die directe Vorschrift Jesu in den ersten Zeiten mit den nöthigen praktischen Handhaben durchgeführt; als die Zahl der Christen wuchs, verbot sich die Durchführung der Gütervertheilung von selbst und später ließ man die ganze Sache auf sich beruhen. Jesus ist allerdings der Stifter und Begründer des Christenthums, aber nur in dem Sinne, wie die Quelle der Ursprung eines Flusses ist. Sein individuelles Wirken, seine eigenen Erfolge in Bezug auf die Verbreitung seiner Ideen waren nur sehr gering, sie konnten nur unbedeutend sein. Als Jesus vor Pilatus stand und von diesem aus Furcht vor der tobenden Menge zum Tode verurtheilt wurde, als er später hinausgeführt und gekreuzigt wurde, waren die Apostel und übrigen Jünger zerstoben, nur Johannes behauptet, unter dem Kreuze gestanden zu sein. Die Einzigen von allen befreundeten und Jesu anhängenden Seelen, welche ihn in den letzten Stunden seines Daseins nicht verließen, waren einige Frauen. Frauen waren auch die Ersten, welche sich nach Beendigung des Sabbath nach dem Grabe aufmachten und — nichts mehr von dem Leichname Jesu fanden. Es verbreitete sich das Gerücht, Jesus sei von den Todten auferstanden, einige der aufgeregten Frauen wollten den von den Todten zurückgekehrten Jesus sogar gesehen und gesprochen haben. Es entstand plötzlich eine allgemeine Begeisterung. Obgleich die Frauen eigentlich zu früh zum Grabe gekommen waren, oder vielmehr, obgleich Jesus zu früh auferstanden war, indem er bei Lebzeiten versprochen hatte, nach Verlauf von drei Tagen aus dem Grabe hervorzusteigen, so wurde diese kleine Abweichung von der

Prophezeiung doch nicht beachtet und selbst heutzutage machen sich die Theologen keine Skrupel darüber. Es ist heute vollständig unmöglich, historisch sicheres über die Auferstehung Jesu zu ermitteln. Die Römer und Griechen, d. h. der gebildete, urtheilsfähige Theil derselben, hat nicht daran geglaubt. Celsus, in seiner 178 n. Chr. verfaßten Streitschrift gegen das Christenthum, bemerkt über den Glauben der Christen an die stattgehabte Auferstehung Jesu: „Dasselbe sagt man auch von Zamolxis unter den Scythen, dem Diener des Pythagoras und von Pythagoras selbst in Italien und von Rhampsinit in Aegypten; dieser seinerseits habe sogar mit Demeter im Hades gewürfelt und sei mit einem Geschenk von ihr, mit einem goldenen Handtuch, heraufgekommen; und traun auch von Orpheus unter den Odrysen, von Protesilaos in Thessalien, von Herakles zu Thänaron und von Theseus. Aber jenes muß man sehen, ob einer, der in Wahrheit gestorben, einmal leibhaftig auferstanden? Oder meinet ihr, daß die Dinge der Andern Mythen seien und als solche gelten, während bei euch die Katastrophe des Drama's anständig oder wahrscheinlich erfunden sei, seine Stimme am Pfahl, (d. h. dem Kreuze) als er ausathmete, und das Erdbeben und die Finsterniß? daß er ja lebend zwar sich selbst nicht half, todt aber auferstand und die Zeichen der Strafe zeigte und die Hände, wie sie durchbohrt waren? Wer hat das gesehen? Ein halbrasendes Weib, wie ihr saget, und vielleicht noch ein Anderer von derselben Betrügerverbindung, indem er vermöge einer gewissen Disposition träumte oder nach seinem eigenen Willen in verführter Meinung Phantasien hegte, was doch schon Tausenden begegnete, oder, was am ehesten zu glauben, indem er durch diese Gaukelei die Uebrigen in Staunen setzen und durch eine solche Lüge andern Betrugsbettlern Eingang verschaffen wollte.

„Wäre Jesus wirklich auferstanden, so hätte er, wenn er doch eine wahrhaftige göttliche Kraft erscheinen lassen wollte, den Schmähern selbst und dem Verurtheiler und überhaupt Allen erscheinen müssen. Er fürchtete doch nicht mehr irgend einen Menschen, nachdem er gestorben und, wie ihr saget, Gott war; auch wurde er von Anfang nicht dazu geschickt, um verborgen zu bleiben. Wenn aber also das wenigstens soviel half zum Beweis der Gottheit, so wäre es gut gewesen, von dem Pfahl mindestens sogleich zu verschwinden. Welcher Bote aber, der jemals geschickt worden, verbirgt sich, während er das Befohlene ankündigen müßte? Oder predigte er, so lange er im Leib keinen Glauben fand, Allen auf's reichlichste; dann aber, als er wohl, von den Todten auferstanden, starken Glauben angeboten hätte, erschien er nur Einem Weiblein und seinen Genossen heimlich und schüchtern? Gestraft also zwar wurde er von Allen gesehen, auferstanden aber von Einem; das Gegentheil davon wäre am Platze gewesen, damit er die Frommen erleuchtet, der Sünder oder Bußfertigen aber sich erbarmt hätte. Wollte er verborgen bleiben, wozu wurde gehört die Stimme aus dem Himmel, die ihn als Sohn Gottes verkündigte? wollte er aber nicht verborgen bleiben, was wurde er gestraft oder was starb er? Wollte er uns durch die Strafen, welche er litt, lehren, auch den Tod zu verachten, so mußte er, auferstanden von den Todten, offen zum Licht rufen Alle und das lehren, um dessen willen er herabgekommen." Man erstaunt mit Recht, bei dem alten Philosophen Einwürfe und Bedenken gegen die Erzählung von der Auferstehung Jesu zu finden, die unabhängig von ihm, auch in neuester Zeit geltend gemacht worden sind. Gleichviel, die Auferstehung Jesu gab den furchtsamen Jüngern neuen Muth, wider den Lauf der Welt zu kämpfen und sie zu überwinden.

Uebrigens hat das Christenthum in der damaligen gebildeten Welt geraume Zeit hindurch gar kein Aufsehen erregt. Die „Christianer" galten als eine kleine Sekte der Juden, diesem von der antiken Welt so überaus verachteten Volke, daß Vespasian und Titus als Besieger desselben von der römischen Sitte abwichen und sich nicht den Beinamen „der Jüdische" gaben, weil dieser Name schon damals seine heutige Nebenbedeutung hatte.*) Als später das Christenthum auch in der Stadt Rom Anhänger fand, wurden dieselben als Auswurf der Menschheit betrachtet. „Sie waren", berichtet Tacitus,**) „wegen ihrer Abscheulichkeit verhaßt. Der Urheber dieser Sekte, Christus, war unter der Herrschaft des Tiberius vom Procurator Pontius Pilatus hingerichtet worden. Die unselige Schwärmerei, für den Augenblick unterdrückt, brach neuerdings aus, nicht nur in Judäa, dem Mutterlande dieses Unwesens, sondern auch in Rom, wohin von überall her, alles Scheußliche und Schandbare zusammenströmt und Anhang gewinnt." ***)

*) „Auf's einfältigste streiten mit einander Christen und Juden. Ihr Dialog mit einander über Christus unterscheidet sich in nichts von dem sprichwörtlichen Kampf um des Esels Schatten. Nichts Ehrwürdiges ist in ihrem Streite untereinander. Denn beide Theile glauben, daß von göttlichem Geist her das Einwohnen eines gewissen Retters im menschlichen Geschlecht geweissagt sei, dagegen stimmen sie darin nicht mehr zusammen, ob der Prophezeite gekommen oder nicht. In Wahrheit haben die Juden nur dasselbe, was sie selbst den Aegyptern thaten, gelitten von denen, welche Jesu zufielen und ihm Glauben schenkten; und beiden ist Ursache der Neuerung die Aufrührerei gegen das Gemeinsame geworden. Während sie Aegypter waren, haben die Hebräer von Aufrührerei den Anfang genommen; als Juden haben Andere in den Zeiten Jesu Aufruhr gemacht gegen das Gemeinsame der Juden und sind Jesus nachgefolgt." Celsus a. a. O. S. 34.

**) Annalen 15. Cap. 44.

***) Celsus sagt: „Die Rasse der Juden und Christen ist ähnlich einem Knäuel von Fledermäusen oder Ameisen, welche aus einem Loche hervorkommen, oder Fröschen, welche an einer Pfütze Sitzung halten, oder Regenwürmern, welche in der Ecke eines Schlammes zur Kirche

Ueber die Persönlichkeit Jesu wissen wir nichts Sicheres, jedoch ist es eine merkwürdige Thatsache, daß mehrere der frühesten christlichen Schriftsteller, wie Justin der Märtyrer, Tertullian und Cyrillus von Alexandrien, Jesus als körperlich häßlich bezeichnen; Cyrillus nennt ihn sogar den häßlichsten der Menschenkinder und Celsus bemerkt „wie sie sagen, war er klein, übelgestaltet und unedel.“ Ambrosius und Augustinus waren durchaus der entgegengesetzten Ansicht. Es scheint jedoch, da keine theologischen Gründe für die Ansicht von Justin und Cyrillus zu finden sind, daß dieselbe sich auf mündlich überlieferte Thatsachen stützte und daß demnach Jesus wenigstens nicht durch körperliche Schönheit ausgezeichnet war. Diese Ansicht findet eine Bestätigung darin, daß man schon früh einen Brief verfaßte, den man dann dem Lentulus, der vor Herodes Proconsul in Judäa war, zuschrieb und in welchem dieser über die Persönlichkeit Jesu an den römischen Senat berichtet. Es heißt in diesem Briefe, der sich schon durch seine Form als plumpe Fälschung verräth: „Um diese Zeit trat ein Mensch auf, der noch lebt, ein Mensch mit Wunderkraft begabt, Namens Jesus Christus. Die Leute sagen, er ist ein mächtiger

---

kommen und untereinander streiten, wer von ihnen sündiger sei, und welche sagen: Alles offenbart uns zuerst Gott und kündigt es vorher an und die ganze Welt und den himmlischen Lauf verlassend und die so große Erde übersehend wohnt er allein in unsrer Mitte, sendet an uns allein Herolde und hört nicht auf zu schicken und zu suchen, damit wir immer mit ihm zusammen seien. Es ist bei ihnen wie bei Würmern, welche sprechen: es ist ein Gott! dann nach ihm kommen wir, die wir von ihm geworden sind durchaus Gott ähnlich; und uns ist Alles unterworfen, Erde und Wasser und Luft und Gestirne und unsertwegen ist Alles und uns zu dienen ist es geordnet! Und jetzt sagen die Würmer, da Einige unter uns fehlen, wird Gott kommen oder seinen Sohn senden, damit er die Ungerechten verbrenne und wir Uebrigen mit ihm ewiges Leben haben. Das ist aushaltbarer, wenn Würmer und Frösche, als wenn Juden und Christen sich streiten.“ Celsus, dtsch. von Keim. S. 51.

Prophet; aber seine Jünger nennen ihn Gottes Sohn. Er erweckt die Todten zum Leben und heilt die Kranken von jedem Leiden. Er ist groß von Statur und sein Angesicht ist lieblich und voller Kraft, sodaß die ihn ansehen, ihn lieben und fürchten zugleich. Sein Kopfhaar ist weinfarbig, bis zu den Ohren schlicht und ohne Glanz, von den Ohren bis zu den Schultern kraus und glänzend, und von den Schultern fällt es über den Nacken in zwei Theile gesondert nach Art der Nazaräer. Seine Stirn ist rein und glatt, das Gesicht ohne einen Flecken, vielmehr geziert von einer zarten Röthe, der Ausdruck mild und offen, Nase und Mund vollkommen schön, der Bart voll, gabelförmig und von der Farbe des Kopfhaars, die Augen sind blau und sehr glänzend. Im Zorne und im Drohen ist er schrecklich, im Lehren und Ermahnen zart und liebenswürdig. Die Anmuth und Majestät seiner Erscheinung sind wunderbar. Niemand hat ihn je lachen sehen, sondern vielmehr weinen. Seine Haltung ist aufrecht, die Hände wohlgeformt und gerade, die Arme von vortrefflicher Schönheit. Mächtig und ernst im Sprechen, ist er wortkarg. Er ist der Schönste der Menschenkinder." Man merkt dieser ganzen Darstellung den Zweck an, für den sie berechnet war, doch ist sie jedenfalls alt, vielleicht reicht sie sogar bis in's vierte Jahrhundert hinauf, obgleich freilich Johannes Damascenus noch nichts davon weiß.*) In den ersten Zeiten des Christenthums existirten durchaus keine Abbildungen Jesu. Das Bildniß, welches dieser mit einem Briefe an Abgarus, König von Edessa gesandt und das viele Wunder verrichtet haben soll, ist unächt und stammt unzweifelhaft aus einer spätern Zeit. Den Brief kannte indeß schon Eusebius und hielt ihn für ächt; die Theologen aller späteren

*) Emeric David Hist. de la Peinture p. 24. Didrou Iconographie Chrétienne p. 251.

Zeiten erklären denselben indeß für untergeschoben. Das Bild selbst befand sich lange in Konstantinopel, kam aber gegen Ende des zwölften Jahrhunderts nach Rom, wo es noch heute in der Kirche des h. Sylvester aufbewahrt wird. Eine Bildsäule Jesu befand sich in einer kleinen Stadt Phöniciens, und soll von einer frommen Frau zum Danke für die Heilung von einem gefährlichen Leiden errichtet worden sein. Das um die Statue hoch aufgeschossene Gras besaß der Sage nach eine wundervolle Heilkraft. Julian ließ die Bildsäule zerstören. Die Tradition will, dieser Kaiser habe seine eigne Statue auf das Postament setzen lassen, dieselbe sei aber sofort von einem Donnerschlage herabgeschleudert worden. Ein jedenfalls sehr altes Christusbild in Mosaik befindet sich in der Kirche der h. Praxede zu Rom. Es soll der Sage nach Eigenthum des Petrus gewesen sein, der es seinem römischen Gastfreunde Prudentius geschenkt habe. Thatsache ist, daß zur Zeit Constantins keine authentische Darstellung der äußern Gestalt Jesu vorhanden war und es ist äußerst wahrscheinlich, daß eine solche nie existirt hat. Einestheils hängt das zusammen mit der außerordentlich geringen Bedeutung, welche Jesu während seines Lebens beigelegt wurde, dann aber auch mit den religiösen Vorschriften der Juden, durch welche Malerei und Bildhauerkunst bei diesem Volke niemals Boden gewinnen konnten. Selbst die frühesten Christengemeinden behielten diese Abneigung gegen die darstellenden Künste und noch als man sich aus den engen Gesichtskreisen des Judenthums vollständig entfernt hatte, wagte man keine Darstellungen Jesu, um denselben nicht körperliche Attribute beilegen zu müssen, welche man an den gehaßten Statuen der heidnischen Götter sah. Die frühesten Darstellungen der christlichen Kunst, welche wir in den Katakomben finden, sind lediglich symbolischer Natur.

Christus wird unter dem Sinnbilde eines Fischers dargestellt, oder als der gute Hirt; auch entlehnten die ersten christlichen Künstler aus den ihnen von früher geläufigen heidnischen Vorstellungen Symbole zur Darstellung Christi, z. B. das Bild des Orpheus. Niemals aber findet man eine Abbildung in jenen ältesten Zeiten, aus der man die Absicht erkennt, die körperliche Erscheinung Jesu dem Auge vorzuführen. Daß dies mit den Lehranschauungen der frühesten christlichen Kirche zusammenhängt, ist klar. Damals kam es zunächst darauf an, die Person Jesu möglichst von allen menschlichen Attributen zu befreien, sie aus dem historischen Gesichtskreise zu entfernen und für sie in erster Linie die göttliche Stellung festzuhalten. Dies gelang auch in einer Weise, daß selbst der Jehova der Juden von den Gnostikern nicht mehr als der ewige Vater Jesu und diesem gleich geachtet, sondern für einen unvollkommenen Geist, ja sogar für ein böses Prinzip erklärt wurde. So finden wir denn das merkwürdige Schauspiel, daß eine der folgenreichsten Erscheinungen der Menschengeschichte, das Auftreten Jesu, zugleich die historisch dunkelste geblieben ist, theils weil man sie anfänglich nicht beachtete, theils weil man in der darauf folgenden Zeit bemüht war, alle auf die Persönlichkeit Jesu bezüglichen Nachrichten zu unterdrücken*) und nur die ihm und seinen Jüngern zugeschriebenen Lehren und Sinnsprüche zu interpretiren. Dadurch hat sich der historische

*) Eine große Menge von überaus werthvollen Schriften, welche Genaueres über die Urzeit des Christenthums enthielten, sind schon früh mit Absicht vernichtet worden. So ließen Constantin und Theodosius die 15 Bücher des Porphyrius gegen das Christenthum so sorgfältig zusammensuchen und vernichten, daß nicht das kleinste Fragment derselben sich erhalten hat. Selbst die Schriften der Gegner dieses heidnischen Philosophen sind verschwunden, wahrscheinlich weil sie zu viel Citate aus dem Porphyrius enthielten. „Am 16. Februar 448,

Jesus, ähnlich wie viele andere Religionsstifter, vollständig in ein rein geistiges Wesen verflüchtigt und zwar bis zu einem solchen Grade, daß geachtete Schriftsteller sogar an seiner Autenticität zweifeln konnten.

---

erging das Gesetz der zwei Kaiser (Theodosius II. und Valentinian III.), daß alle Exemplare des Porphyrius, des Wahnsinnigen, desgleichen der andern Gegner verbrannt werden sollten, zur Abwendung des Zornes Gottes und des Schadens der Seelen, bei wem immer sie angetroffen werden und am 23. Pharmuthi oder 18. April 448 war die Verlesung der statthalterlichen Ausschreiben selbst in den Kirchen der ägyptischen Wüsteneinsiedler zur vollendeten Thatsache geworden." Keim, a. a. O. S. 173.

Druck von C. A. Schrader in Eilenburg.

Druck von C. A. Schrader in Eilenburg.